This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

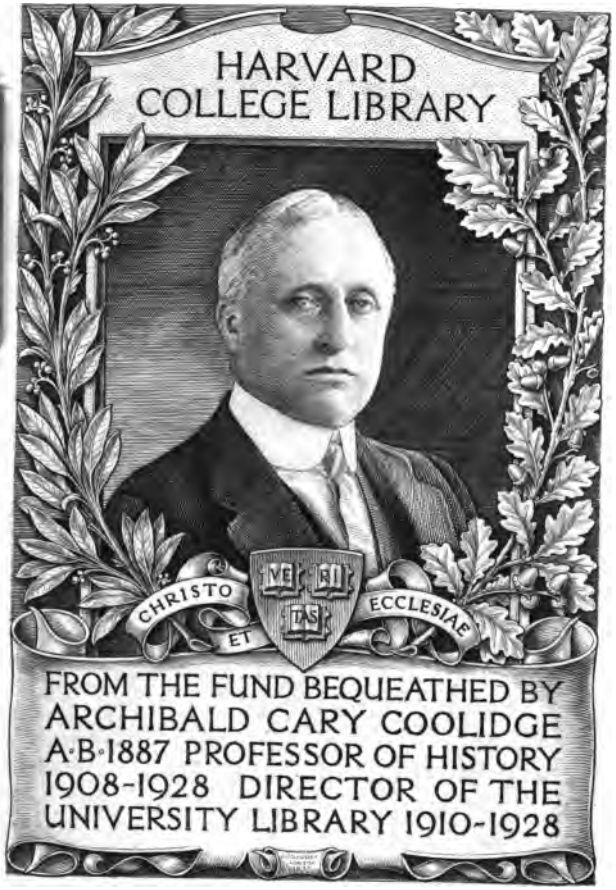
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

H778.33.3 (6,2)


HARVARD
COLLEGE LIBRARY
CHRISTO
ET
ECCLESIAE
FROM THE FUND BEQUEATHED BY
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
A·B·1887 PROFESSOR OF HISTORY
1908-1928 DIRECTOR OF THE
UNIVERSITY LIBRARY 1910-1928

Allgemeine Geschichte

der

neuesten Zeit.

Sechster Band.

Allgemeine Geschichte

der

neuesten Zeit

von

dem Ende des großen Kampfes der europäischen Mächte wider Napoleon Bonaparte, bis auf unsere Tage;

durch

Ernst Münch.

Sechs Bände.

Sechster Band.

Leipzig und Stuttgart:
J. Scheible's Verlags-Expedition.

1835.

H778.33.5 (6,I)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
APR 11 1957

Viertes Buch.

Von der Beendigung des Kongresses von Verona und seinen unmittelbaren Konsequenzen bis zu den Ereignissen, welche die Julirevolution vorbereitet und herbeigeführt haben. (1823 — 1829.)

Erstes Kapitel.

Frankreich unter dem Ministerium Villèle nach beendigtem spanischem Feldzug. — Auflösung der Kammer und allgemeine Wahlen. — Die Kammer von 1824 und die Septennalität. — Die Rentenverwandlung. — Chateaubriands Austritt aus dem Ministerium. — Kampf der Contreopposition mit demselben. — Steigende Herrschaft der Kongregation.*)

Die spanische Intervention war der Hauptsache nach beendigt; aber sie hatte für Frankreich Konsequenzen und Ver-

*) Die Quellen für dieses und die folgenden Kapitel über Frankreich sind: Tablettes universelles. — Montgaillard: Histoire de

wickelungen und mehr als einen Handel voll unangenehmer Erörterungen mit sich gebracht, an welche man früher schwerlich gedacht haben mochte. Zuerst zeigte sich von Seite Englands große Kälte wegen des verschmäheten Rathschlags und der abgelehnten Vermittlung: wenigstens stellte das Kabinet von St. James sich so; dann wurden in Betreff Portugals allerlei Erklärungen gefordert. Ueber diesen Punkt kam man so ziemlich in's Reine; desto weniger aber stand man auf dem gehörigen Fuße mit Spanien selbst, hinsichtlich des Systemes, welches Ferdinand VII. nach seiner Restauration einzuschlagen für gut gefunden hatte. Es bewegte sich seine Regierung nach Grundsätzen, welche mit den Zusicherungen des französischen Ministeriums und des Herzogs von Angoulême nichts weniger als im Einklang standen, und welche somit das ganze Dazwischenkunftsgeschäft auf das äußerste kompromittirten. Hr. v. Villèle war darüber in Verzweiflung; aber die siegreiche Ultrapartei ließ ihm hierin keine Hand, wie er sie wollte; man behauptete fest: der König von Spanien, als freier Monarch, habe das Recht, also zu regieren, wie ihm angemessen dünke. In solcher Verzweiflung wagte jener daher den Staatsstreich, durch das Organ Pozzo di Borgo's den Kaiser Alexander um seine Vermittlung anzugehen, somit durch den absolu-

---

la France etc. depuis l'an 1824 etc. 4 vol. — (Capefigue): Histoire de la Réstauration VIII. — X. — Memoires d'une femme de qualité IV. — Venturini Chronik. XX. — XXVII. Tableau de l'Histoire générale de l'Europe depuis 1814 jusqu'en 1830. 3 vol. — Sartans: Louis Philippe et la Contre-Revolution de 1830. 2 vol. — B. Constant: Oeuvres politiques. — La cabinet noir. 4 vol. — Allgem. polit. Annalen von Murhard, Lindner u. s. w. — Buchholz: Monatschrift für Teutschland. — Politisches Journal. — Paulus: Sophronizon.

testen Selbstherrscher eine Milderung des Systemes in Madrid zu erwirken. Der Versuch gelang; der blutdürstige und fanatische Premierminister, Viktor Saez, trat ab, und Casa-Irujo, während der Cortesperiode eine Zeit lang Botschafter zu Paris, erhielt dessen Stelle. Eben so wurde dem General Eguia, der unter den jetzigen Umständen und Stimmungen als „Gemäßigter" galt, ein Portefeuille übergeben.

Der glückliche Ausgang des spanischen Feldzugs hatte den Hoffnungen des Liberalismus in Frankreich einen tödtlichen Schlag versetzt, da von allen seinen Voraussagen keine einzige sich bewährt, alle seine Berechnungen getäuscht, alle seine Künste durchkreuzt worden waren. Was Wunder, wenn nun die siegende Partei ihrem Uebermuthe keine Gränze setzte und den errungenen Vortheil auf jegliche Weise benutzte!

Die neuen theilweisen Wahlen, welche im Spätherbst 1823 vorgenommen werden mußten, fielen ganz in ihrem Sinne aus; unter den Administrationsbeamten mußten ebenfalls mehrere unbeliebte Personen entschiedenen Royalisten oder Kongregationisten das Feld räumen.

Allein im Schooße der Sieger selbst entstanden nunmehr, als der gemeinsame Feind, wider welchen man sich bisher vereinigt hatte, nicht mehr furchtbar schien, Spaltungen mancherlei Art. Die verschiedenen Schattirungen des Ultra-Royalismus traten schärfer hervor, und die abweichenden Interessen befehdeten sich immer mehr und mehr. Wenn auch Männer wie Castelbajac, Cornet d'Incourt und Ferdinand de Berthier, durch bedeutende Aemter zum Schweigen gebracht werden konnten, so hatte man es doch versäumt, die zwei furchtbarsten Gegner in der Reihe der royalistischen Exaltados, Labourdonnaye und Delalot, zu beschwichtigen. Diese beiden Männer setzten daher unverdrossen und mit gesteigerter Kraft ihren Kampf

gegen das Ministerium fort; aber eben so lenkte Hr. v. Villèle, ruhig und beharrlich, weil vertrauend auf seinen Glücksstern, zwischen den Klippen zweier entgegengesetzter Parteien das Staatsschiff wie bisher.

Jetzt wagte er denn auch die Operation des Verkaufs von 23,114,516 Fr. fünfprozentiger Renten für 100 Mill. Konsols, unerschüttert durch das furchtbare Geschrei, welches darüber sich erhoben. Vier Gesellschaften von Soumissionaires fanden sich in Gegenwart aller Minister und einer großen Anzahl Kapitalisten, ein; ihre Häupter waren: J. Lafitte, Sartoris, das Haus Rothschild und Hr. Lapanouze. Die Soumission Rothschild trug den höchsten Preis, zu dem bisher die Rente sich noch erhoben hatte; dieses Steigen veranlaßte ungeheure Verwirrung und ungewöhnliche Niederlagen an der Börse. Die Liberalen, welche in der Parteileidenschaft um den sichern Blick, selbst in die Geldverhältnisse — ein Punkt, bei dem sie sonst nicht als die blödesten sich zeigten — gebracht worden waren, und kühnen Muthes à la baisse gespielt hatten, zogen bei diesem Anlasse sehr den Kürzeren; Hr. v. Villèle aber, dem der Telegraph, und somit ein Hauptverbündeter, zur Verfügung stand, bereicherte sich und seine Freunde ansehnlich. Um den spanischen Krieg, der an und für sich ihm ein Gräuel war, so schnell als möglich zu beendigen, schonte er den Staatsschatz auf keinerlei Weise, und sowohl diese Rüstigkeit in Betreibung der Maaßregeln, welche auf den Kampf Bezug hatten, als die Spekulationen, welche die Ultras und Kongregationisten mit den Nachrichten aus Spanien durch seine Hülfe getrieben, brachten ihn ihrer Neigung um ein Bedeutendes näher. Nach Beendigung des Feldzugs wünschte Hr. v. Villèle auch Ferdinands Finanzen einigermaßen geregelt, und darum war er längere Zeit im Ernste für die Einführung

einer Art von Repräsentativsystem gestimmt; allein die Ultras kamen ihm hierin rasch mit dem Anleihen Guebhard zuvor, und die Besorgnisse, auf welche er seinen Wunsch hauptsächlich gegründet, waren somit gehoben. Jenes Anleihen hatte freilich an ihm einen erklärten Gegner gefunden; aber die Partei, welche es begünstigte, war dießmal mächtiger denn er, gewesen. Als die Sache nicht mehr zu ändern, machte er gute Miene zum bösen Spiel.

Im Konseile selbst zeigte sich bald auch eine Verschiedenheit der Meinungen, welche bisweilen in ihrem Ausdruck einen leidenschaftlichen Charakter annahm. Die schmutzige Unterschleifgeschichte in den Ankäufen des Großlieferanten Ouvrard, welcher der Militäradministration als Factotum gedient, mit all' ihrem erbaulichen Detail, beschäftigte längere Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit. Auf dem Kriegsminister (Viktor), Herzog v. Belluno, lastete schwerer Verdacht und noch schwerere Verantwortlichkeit; die Prüfung war scharf, die Kritik bitter genug. Belluno, von verschiedenen Seiten her in die Enge getrieben, vom Herzoge von Angoulême, welcher dem General Guilleminot (einem Halbliberalen, mit bonapartistischem Zuschnitt, aber großen strategischen Kenntnissen,) sein unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, mit schiefem Auge, — von Hrn. v. Villèle, seinem Kollegen, selbst nur mit Widerwillen — betrachtet, sah sich zuletzt genöthigt, von seinem Posten abzutreten und den Gesandtschaftsposten am Wienerhof als einige Entschädigung dafür hinzunehmen. Von ferneren Entdeckungen fürchtete man bei Hof das Schlimmste. Unter den drei Kandidaten, welche dem verlassenen Portefeuille am nächsten standen, Guilleminot, Digeon und Damas, gewann es der letztere, als Schützling der Kongregation. Allein die Schattirung, deren Ausdruck der Marschall Viktor bis dahin gewesen und welche in ihm den

Bildner der siegreichen royalistischen Armee verehrte, wurde dadurch auf das unversöhnlichste wider Villèle aufgebracht. Ihr Hauptjournal, die Quotidienne, erhob von dem Tage an ihr wüthendes Feldgeschrei gegen den Finanzminister, welchen man bezüchtigte, durch die Entlassung des Herzogs der Sache selbst, welcher er gedient, eine empfindliche Kränkung zugefügt zu haben. Chateaubriand sollte etwas später folgen; jetzt war er noch aus verschiedenen Gründen zu schonen, und da er sogar durch eine eigene Flugschrift die Lieblingsidee Villèle's, die Integral-Erneuerung und die Siebenjährigkeit der Kammer, zu vertheidigen unternommen hatte, so erforderte schon die Dankbarkeit, ihn noch eine Zeit lang an seiner Stelle zu lassen.

Die Maaßregel der Siebenjährigkeit führte eine zweite, die Auflösung der gegenwärtigen Kammer, nothwendiger Weise herbei. Die vielen Nebenfragen bei Anlaß des Rechenschaftsberichtes, welchen Hr. von Villèle über den spanischen Feldzug, namentlich in finanzieller Beziehung, der Nation nunmehr abzulegen sich gedrungen sah, waren es vorzüglich, welche in dieser Idee ihn bestätigt. Louis XVIII. wurde nur mühesam und blos durch die Vorspiegelung des kräftigen Aufschwunges, welchen der royalistische Geist in Folge der kriegerischen Lorbeeren gewonnen habe, bestimmt, in dieselbe einzugehen.

Zugleich fand ein neuer Pairsschub statt. Schon früher hatte man die Dienste der Helden des spanischen Feldzugs, der Generale Guilleminot, Molitor, Bourmont, Bourk und Damas durch Ertheilung der Pairswürde belohnt; bei diesem zweiten Schube bedachte man die Herren Lainé, de Villefrancon, de Vichy, de Glaudèves, de Puysegur, d'Agoult, de Mesnard, Dubouchage, de Breteuil, Dode de la Bounerie, de Bourbon-Busset, de Juigné, de Coislin, de Bérhisy, Chabrol de Crouzol,

d'Orglandes, de Chastellux, de Villefranche, de Bonald, de Vogué, de Marcellus, Florian de Kergorlay, de Rastignac, de Ecurtarvel und Louis d'Ambrugeac. Diese Namen gehörten den verschiedenartigsten Coterien und Protektionen, aber sämmtlich von entschieden royalistischer Farbe, an. Nur Labourdonnaye, Delalot und Vitrolles waren auch dießmal übergangen und letzterer mit dem unfruchtbaren Titel eines Staatsministers, statt mit einer thätigen Stellung im Kabinete, nach welcher er fortwährend trachtete, ohne sich jedoch das Ansehen davon zu geben, bedacht worden. Hr. v. Villèle's Persönlichkeit war bei diesem Anlasse über die politischen Rücksichten Siegerin geblieben; zu seinem eigenen größten Schaden, wie später gezeigt werden wird.

Die Wahlen für die neue Kammer von 1824 gingen vor sich, mit einem Mißbrauche der Gewalt und des Sieges von Seite der Regierung und der Ultras, wie man in Frankreich seit dem Bestehen der Charte niemals erlebt hatte. Die Präfekten erlaubten sich jedes Mittel, um günstige Resultate zu erhalten; man sparte weder Drohungen und Verheißungen gegen die Wähler, noch falsche Billete und erdichtete Listen, noch Geldsummen und Beförderungen, Hirtenbriefe, Absetzungen u. s. w.

Mit der überraschendsten Parteilichkeit wurden auch die Präsidentschaften bei den Wahlkollegien besetzt; man sah die Liberalen völlig ausgeschlossen; fast alle Namen gehörten zu den politischen Unbedeutendheiten. Die Quotidienne, obgleich Hr. von Villèle auch dießmal die Unvorsichtigkeit begangen hatte, die Herren Labourdonnaye und Delalot zu übergehen, wirkte kräftig im Sinne der Minister mit, vorzüglich durch Bearbeitung der religiösen Gefühle.

Die Liberalen, aus der langen Betäubung über die

erlittene Niederlage endlich sich wieder erholend, versuchten diesen Strom des Royalismus aufzuhalten und ihre sehr gelichteten Reihen wieder zu verstärken; aber in ihrem eigenen Lager herrschte, während die Gegner wie ein einziger Mann bei dem Wahlgeschäfte auftraten und nach einem einzigen unverrückbaren Plane handelten, Zwietracht; die Schattirungen der liberalen Monarchisten und der eigentlich revolutionären Patrioten bekämpften sich unter einander selbst in den zwei Comité's Delaborde und Laffitte. Letztere suchten aus politischer Eifersucht sogar die Wahl Benjamin Constants zu hintertreiben, da ihnen dieser Koryphäe nicht entschieden und energisch genug schien und schon längst ihr Mißfallen sich zugezogen hatte.

Gleichwohl stand das Aeußerste auf der Spitze, wenn es der Regierung gelang, die Kammer völlig nach ihrem Sinne zu bilden. Man verhehlte sich den Plan nicht länger mehr, welcher, schon längst entworfen, nur durch gebieterische Umstände vertagt worden war, nemlich: dem Klerus die Civilregister zurückzugeben, die geistlichen Körperschaften wieder herzustellen und die Diebstähle in den Kirchen mit der Strafe des Gottesraubes zu belegen; ein Verbrechen, welches man, charakteristisch genug für die Nation, damals sehr häufig in Frankreich begangen sah. Zugleich wurde systematisch mit der Zerbröcklung des Universitätswesens, mit der Bearbeitung der Schulen und Pensionate im starr retrograden absolutistisch-ultramontanen Geiste, fortgefahren. Veranzeigungen und Absetzungen all' derjenigen Staatsdiener und Kandidaten, welche den religiösen Pflichten nicht oblagen, oder die Gebote der Kirche verachteten, waren an der Tagesordnung. Der Abbé de Frayssinous verfuhr hierin mit unerbittlicher Strenge, und dennoch konnte nicht einmal er selbst den Anklagen des Gallikanismus und der Gottlosigkeit entgehen, welche die Erleuchte-

ten, namentlich durch das Organ des so geistreichen als furchtbaren Dialektikers La Mennais und des mystisch-fanatischen Irländers O'Mahony gegen ihn erhoben. Zwischen diesen beiden Richtungen bildete das Benehmen des Erzbischofs von Toulouse, des Kardinals v. Clermont-Tonnère eine ganz eigenthümliche Erscheinung. Derselbe stellte sich an die Spitze aller derjenigen, welche die Religion durch die Charte, die Kirche durch die Staatsgewalt gefährdet sahen, und welche die ursprüngliche Freiheit und Unabhängigkeit der französischen Kirche, die Diözesansynoden, die Provinzialkonzilien, die Wiederherstellung der Festtage, der alten Kirchendisciplin und der Mönchsorden, die Zurückgabe der Civilregister an den Clerus, ja selbst Veränderungen im bürgerlichen Gesetzbuche, da wo es den kirchlichen Rechten zu widerstreiten schien, in entschiedenem Tone begehrten. Kurz, die „geheime Regierung" offenbarte hier plötzlich ihren innersten und letzten „großen Gedanken."

Der Hirtenbrief des Kardinals erregte im Staatsrathe keinen geringen Sturm, da der Berichterstatter darüber, Hr. Portalis, ihn für einen groben Mißbrauch der geistlichen Stellung erklärte und die Würde des Gesetzes, die Heiligkeit der Charte, die Kraft der Staatsregierung aufrecht erhalten wissen wollte. Der Berichterstatter drang mit seinen Gründen siegreich durch; der Hirtenbrief wurde unterdrückt. Die ultramontanen und ultraroyalistischen Journale riefen Zeter und Wehe und den Fluch des Himmels über solche Gottlosigkeit und Apostasie der Minister; La Mennais und seine Freunde übergossen sie mit den bittersten Vorwürfen und mit den giftigsten Beschuldigungen.

Inzwischen rückte Hr. von Villèle mit seinen neuen finanziellen Entwürfen weiter vor, und da die Entschädigung für die Emigranten ihm als unerläßliche Bedingung des Beistandes

von Seite der royalistischen Mehrheit gemacht worden war, so beschäftigte er sich sehr mit der längst beschlossenen Rentenverwandlung.

Um jedoch den öffentlichen Kredit zu erhalten und die Meinung der kommerziellen Welt sich günstig zu stimmen, führte er ein „oberstes Handelsconseil" und ein „Bureau des Handels und der Kolonien" (nach englischem Vorbild) in's Leben. In ersteres wurden der Herzog von Lévis, die Grafen Mollien, Vaublanc und Chaptal, die Barone Portal und Durand Fajon, so wie Hr. Olivier gewählt; Hr. von St. Cricq erhielt die Präsidentenstelle, Hr. von Fréville das Generalsekretariat im Bureau und Hr. von Castelbajac die Direktion der Domänen. Alle diese Männer waren aus verschiedenen Schattirungen der Kammer genommen und mußten bei der jetzt zu eröffnenden Legislation berücksichtigt werden.

Die neue Kammer, welche den Sieg des Royalismus in Frankreich zu vervollständigen und das Ministerium Villèle auf lange zu befestigen, dem ersten Anscheine nach, verhieß, war der Anfang des Sturzes von Beiden. Die Regierung befand sich in der Gewalt einer Majorität, welche selbst wiederum von der theokratischen Partei beherrscht wurde, und da durch den gänzlichen Mangel einer linken Seite jedes Gleichgewicht aufgehoben und die öffentliche Meinung entschieden gegen jene Partei gerichtet war, so fehlte es ihr, wollte sie irgend einmal tyrannischer Anmaaßungen und abgeschmackter Zudringlichkeiten in ihrem eigenen Interesse sich erwehren, an jedem Stützpunkte in- und ausserhalb der Kammer.

Der Einfluß des linken Centrums, welcher früher so oft zu Hülfe gekommen war, hatte beinahe gänzlich, seit der letzten Wahl, aufgehört, ohngeachtet es noch immer 60 — 65

Mitglieder, unter der Leitung der Herren Gauthier, Martignac, Becquey, Chabrol de Volvic, Jaquinot de Pampelune und Bois-Bertrand, zählte. Ersterer, welcher allmählig anfing, eine Rolle in der Kammer zu spielen, gehörte dem Kaufmannsstande an, und als Protestant von Bekenntniß mußte er natürlich dem gegenwärtigen System in demselben Grade abholder werden, je mehr dasselbe die unduldsam-bigotte Fahne des Ultramontanism und Jesuitism aufsteckte. Hr. von Bois-Bertrand war Gelehrter, Verfasser mehrerer philosophischen Werke von verschiedenartig beurtheiltem Inhalt und Werthe, zugleich ein guter Mathematiker und Rechenkünstler; seine frühere Heftigkeit, welche der Verfasser der Biographien der Abgeordneten so stark hervorhebt, hatte mit dem Eintritt in praktische Geschäfte abgenommen; sein Styl selbst schien manchen Lesern eben so schlecht, als den meisten Zuhörern sein Vortrag; seine Gesinnung übrigens bewährte sich stets edel und kräftig. Hr. de Chabrol, Präfekt der Seine, zeichnete sich durch einen sanften friedlichen Charakter aus, welchem es natürlich an Farbe und Energie gleich sehr fehlte. Von diesen Häuptern des rechten Centrums bis zur Rechten in ihrer Reinheit bildete Hr. Ravéz eine Art Uebergangs-Schattirung. Ueber hundert in den letzteren und noch viele neu hinzugekommene Provinzialen von völlig obscurem Rufe stimmten als blinde und unbedingte Masse regelmäßig für alle Anträge des Minister-Präsidenten. Als das Haupt davon konnte Hr. von Frenilly gelten, ein von Schreib- und Reformwuth in starr-royalistischem Style besessener Systematiker, dem weniger Tiefe und Gründlichkeit, als Sophismen und Sonderbarkeiten zu Gebote standen und die öffentliche Aufmerksamkeit ihm zuwendeten. Hr. von Frenilly und seine Kollegen, die St. Chamans,

Kergariou, Couen de St. Luc, de Curzay u. s. w. träumten von nichts als von Vernichtung der Preßfreiheit und anderen starken Maaßregeln; sie gehörten zu den Anthropophagen der Restauration, welche durch ihre, jeder geistigen Würde entkleidete Ungebehrdigkeit und ihre sinnlosen Uebertreibungen dem Bourbonismus in Frankreich die meiste Unvolksthümlichkeit zugezogen.

Die Partei der Kongregation, zur Hälfte in- und zur Hälfte ausserhalb dem Ministerium vertreten, war jetzt die eigentliche Gebieterin der Kammer und übte auf die Staatsverwaltung, wie mehrgesagt, den entschiedensten Einfluß aus. Der priesterknechtische Marquis de Rougé war ihr sichtbares Haupt, das getreue Echo der Gedanken des Pavillons Marsan und der gottesfürchtigen Seufzer von Madame. Bei weitem ihr kraftvollstes Mitglied aber war Hr. Clausel de Coussergues, welcher, um mit Capefigue zu sprechen, die Gottlosigkeit mit dem ganzen Eifer eines Kirchenvaters verfolgte und eine unbegreifliche Mischung von Sanftmuth und Zorn, von aufgeklärter Frömmigkeit und religiösem Hasse darbot. Die Herren de Lapasture, Leclerc de Beaulieu, Loisson de Guinaumont, kamen ihm in solchen Bestrebungen und Gesinnungen am nächsten. Die unter dem Namen der Contre-Opposition berühmt gewordene Schattirung hatte als Ersatz für Hrn. Delalot, ihren bisherigen Vordermann, Hrn. Bacot de Romans, einen ehemaligen Präfekten und geschickten Administrativ-Beamten, jedoch ehrgeizigen und geistbeschränkten Schwätzer, erhalten. Sodann unterschied man noch besonders die Herren de Bellissen, de Noailles, de Vallon, de Ricard und Bourdeau. Sie und mehrere andere ihrer Freunde stimmten nicht immer mit der Contre-Opposition und nicht alle von ihnen huldigten den Ideen des Hrn. de Labourdonnaye. Mit Ausnahme Bacot de Romans bekämpften sie

zwar regelmäßig Hrn. von Villèle, aber von ganz anderen Gesinnungen, als jener, dazu bestimmt. Sie näherten sich mehr dem rechten Centrum, als der äußersten Rechte selbst. Verloren und auf etwa noch 17 Mitglieder beschränkt, saß Royer-Collard mit den Doktrinären in der neuen Kammer. Die linke Seite war bei den letzten Wahlen gänzlich erdrückt worden und zählte blos noch Foy, B. Constant und Casimir Perrier. Das linke Centrum hatte völlig aufgehört.

Um diesen Uebelstand zu verhüllen und eine Koalition einzelner Schattirungen um so besser zu verhindern, hatte das Ministerium durch einen eigenen Kunstgriff es also anzuordnen gewußt, daß die Bänke im Sitzungssaal ohne Unterscheidung der politischen Farbe von den Mitgliedern in Besitz genommen wurden.

Um seinen großen Entwurf, wegen Entschädigung der Emigré's desto besser durchzusetzen, verfiel Hr. von Villèle auf den Gedanken einer Heimzahlung der öffentlichen Schuld und einer Verminderung der Interessen. So sehr übereinstimmend mit den Grundsätzen einer vernünftigen Nationalökonomie diese Maaßregel an und für sich selbst auch seyn mochte, so mußte sie doch, wie der Verfasser der Geschichte der Restauration bemerkt, so urplötzlich und ohne alle Vorbereitung unter das Publikum geworfen und mit einer unvolksthümlichen Idee vermischt, großen Widerstand finden; nicht so fast mit der Deputirtenkammer, denn diese war mit dem endlichen Zwecke vertraut, wohl aber in der Hauptstadt, welche durch die ihren materiellen Interessen drohende Gefahr in keine geringe Bewegung versetzt wurde.

Hiemit glaubte Hr. von Villèle seinem Versöhnungswerke gegenüber den Ultras die Krone aufgesetzt und alles gethan zu haben, was man billigerweise nur immer von ihm hatte fordern

können. Die Thronrede bei Eröffnung der Kammern war ganz in diesem Sinne abgefaßt, und indem sie namentlich dem französischen Stolze durch die Aufzählung der in Spanien erworbenen Lorbeeren und durch Anpreisung der Gesinnung, der Tapferkeit und der Haltung des Heeres zu schmeicheln suchte, sprach sie von der Nothwendigkeit, ein großes politisches Unrecht auf eine für die Steuerpflichtigen und den öffentlichen Kredit unfühlbare Weise wieder gut zu machen. Allein sie befriedigte gleichwohl den frommen Theil der Deputirtenkammer nicht, da der Punkt der Religion gänzlich übergangen worden war, und die Coterie Rougé beschloß auf gewisse Dinge, welche unter dem Namen „Religion" verstanden waren, selbst, in der Adresse auf die Thronrede, anzutragen.

Obgleich die unermeßliche Mehrheit die paar liberalen Gegner, welche noch in der Kammer saßen, schon aus Anstand wie aus Großmuth, hätte schonen sollen, so gab man sich doch viele Mühe, die Wahl Foy's und Benjamin Constants als ungültig, wegen gesetzlicher Mängel, anzufechten. Nach stürmischen Debatten erhielt erstere endlich die Bestätigung; über letztere dagegen verzogen sich die Verhandlungen bis tief in die Sitzung hinein. Es handelte sich darum, den französischen Ursprung nachzuweisen, indem behauptet worden war, Hr. Benjamin Constant, sey ein Fremder (ein Schweizer) und könne nicht in der Versammlung der Vertreter des französischen Volkes sitzen. Während Hr. Dudon u. A. durch leidenschaftliche und persönliche Heftigkeit, ja durch wahre Rohheit bei diesem Anlasse sich auszeichneten, entwickelte Hr. v. Martignac ein würdiges und höchst ehrenvolles Betragen; er selbst vertheidigte die Ahnenreihe und die französische Nationalität der durch das Edict von Nantes nach Genf einst vertriebenen „Barone von Constant de Rebecque" mit genealogisch-diplomatisch-heraldischem Scharfsinn,

zählte, prüfe und wog die Titel des gegenwärtigen Gliedes dieser Familie.

Von den Kandidaten zur Präsidentschaft hatte Hr. Ravèz, für welchen das rechte Centrum und die ministerielle Rechte sich vereinigt, 248, Hr. de Labourdonnaye, der Auserwählte der s. g. Contreopposition, nur 68 Stimmen erhalten. Natürlich ernannte der König den ersteren und würde ihn auch unter anderen Umständen gleichwohl ernannt haben.

Die Septennalität bilde'e den ersten großen Gegenstand der verhängnißvollen Legislation von 1824. Schon in früheren gesetzgebenden Versammlungen war die Frage über ihre Zweckmäßigkeit oder Schädlichkeit vielfach erörtert worden. Die Konstitution von 1791 hatte die integrale Erneuerung, die von 1795 die Erneuerung zum dritten Theile jedes Jahr und die von 1799 die theilweise fünfjährige bestimmt. Im 37. Artikel der Charte von 1814 war letztere Bestimmung beibehalten, dagegen das Alter von 30 Jahren für die Wähler, und das von 40 für die Abgeordneten festgesetzt. Nunmehr (am 5. April) brachte Hr. v. Corbière in der Pairskammer den Antrag ein; die Deputirtenkammer auf einmal ganz zu erneuern und ihr für jede Legislation eine Dauer von 7 Jahren zu geben.

Dieser Antrag fand entschiedene Gegner an den Grafen Ségur, Boissy d'Anglas, A. de Talleyrand, de St. Roman, so wie an den Herzogen von la Rochefaucauld-Liancourt und von Choiseul. Die alleranziehendste und gediegendste Rede aber war die des Grafen Lanjuinais, er zählte eine Menge von Vortheilen auf, welche in England die Nachtheile der Septennalität ausglichen, in Frankreich aber gänzlich fehlten. Unter den Vertheidigern des ministeriellen Entwurfes zeichneten sich vorzüglich der Marquis v. Montalemberg, der Herzog von Dodeauville, der Marquis von

Herbouville und der Bischof von Hermopolis aus. Das Beispiel Englands vom Jahre 1716, wo die berühmte Bill des Sir Robert Walpoles von den Whigs durchgesetzt und von 1734, wo sie siegreich gegen Lord Bolingbroke erhalten worden, endlich das Mißlingen von Pitt's und Fox's vereinigten Bemühungen zu Abschaffung der Septennalität, im Jahre 1783 ward von den Parteien in den Vordergrund gestellt und auf verschiedenartige Weise beleuchtet. Man läugnete liberaler Seits die Gleichheit dieses Beispiels und die Anwendbarkeit auf die Verhältnisse Frankreichs, wo keine Faktionen, wie damals in England die Jakobiten, zu bekämpfen seyen und erklärte die Annahme der vorgeschlagenen Maaßregel für die unmittelbare Aufhebung einer der wesentlichsten Bestimmungen der Charte, und diese selbst im Ganzen dadurch in ihrer Gültigkeit erschüttert. Zugleich beriefen sich die Gegner der Septennalität auf eine frühere Aeußerung des Königes in Betreff derselben. Allein ihre Freunde suchten die dawider geltend gemachten Gründe durch andere, viel gewichtigere zu entkräften; sie behaupteten: durch die siebenjährige Dauer der Volkskammer würde ein Mittel der öffentlichen Beruhigung verliehen und durch dasselbe dem unruhigen Treiben und Gähren, so wie den vielen heftigen Leidenschaften, welche eine theilweise jährliche Erneuerung zu begleiten pflegten, gesteuert; in den Geschäftsgang komme größere Bestimmtheit, in die Kammer mehr Stimmen-Einheit; endlich würde eine größere Bürgschaft von Stetigkeit gegeben werden durch die längere Dauer eines und desselben Charakters der Bildung und Erfahrung von Gesetzgebern, wenn es denselben vergönnt sey, sieben Jahre hintereinander ihren Beruf mehr zu erwägen, ihre Stellung zu prüfen, zwischen den Resultaten ihrer Ansichten, Abstimmungen und Erfahrungen Vergleiche anzustellen. Das unauf-

hörliche Schwanken in der Gesetzgebung müsse sowohl für diese selbst, als für den Nationalgeist nur nachtheilige Folgen haben. Es war vergebens, daß die entgegengesetzte Partei den 37. Artikel als das Werk des „größten Meisters in der Wissenschaft der Gewalt" Napoleons, und als einen Versuch, jeden legalen Widerstand gegen die Eingriffe der Regierung in die konstitutionellen Rechte des Landes unmöglich zu machen hinstellte; die Pairs nahmen, nach genauer Zusammenstellung aller Für und Wider, in einem Gesammtberichte, den der Marquis von Pastoret erstattete, am 7. Mai mit 117 gegen 67 Stimmen den Entwurf an.

In der Deputirtenkammer war das Schicksal des Antrags noch unzweifelhafter. Hr. von Martignac entwickelte als Berichterstatter Grundsätze ganz neuer Art. Er erklärte unter Anderem: der König habe die Charte aus oberster Machtvollkommenheit gegeben, aber nicht zugleich wollen können, daß sie in ihren fehlerhaften Bestimmungen unveränderlich bleibe. Derselben Macht, welche vor der Charte bestanden, komme das Recht zu, sie zu verbessern. Der edle Vicomte läugnete, daß die vorgeschlagene Maaßregel einen der Grundsätze der Charte verletze; die Aenderung — meinte er — welche in Folge gemachter Erfahrungen nothwendig geworden, treffe blos eine ihrer Hauptanordnungen in der Vollziehungsweise. Mit Macht warf sich ihm Royer-Collard entgegen. Sein Vortrag gehörte zu den Meisterstücken doktrinärer Staatsberedsamkeit und erregte durch seine Tiefe und Gründlichkeit, wie durch den Ernst des Geistes und der Ueberzeugung, mit welcher er gehalten worden, selbst die Bewunderung der Gegner. Royer-Collard erklärte darin die Integralerneuerung für förderlicher dem republikanischen Principe, als dem monarchischen; für gefährlich dem Throne, weil sie sehr leicht von irgend einer Faktion zu eigenthümlichen Zwecken verwendet werden könne.

Foy, Girardin, Devaux, ja sogar Labourdonnaye, in seinem persönlichen Hasse wider die Minister dießmal selbst den Grundsätzen ungetreu, schlossen sich jenem berühmten Redner an. Allein Castelbajac, Vaublanc, Agier u. A. sprachen eben so eifrig für den Entwurf und er ging durch mit 292 gegen 87 Stimmen. Schon am 9. Mai erschien das neue Gesetz im Moniteur. Die Patrioten hatten auf der Tribüne entsetzlich wider die Septennalität und Integralerneuerung gewüthet; gleichwohl fällt es auf, daß unter dem Publikum selbst auch nicht eine Stimme weder damals, noch in den folgenden Jahren, entschieden sich dagegen erhoben hat. Die Ministeriellen deuteten diesen Umstand als eine allgemeine Billigung des Geschehenen durch die Nation.

Nachdem der große Sieg in der einen Hauptfrage gelungen, rückte Hr. v. Villèle, den günstigen Wind benutzend, auch mit der zweiten vor, nemlich mit der Renten-Reduktion, oder der Herabsetzung der bei Kontrahirung der Staatsschulden bestimmten Zinsen-Renten.

„Die Möglichkeit der Ausführung dieses Projektes — schreibt ein teutscher Berichterstatter über die merkwürdige Debatte — gründete sich auf den Umstand, daß die fünfprocentigen Staatseffekten über Pari gestiegen waren, und da auf diese Art Kapitale nicht mehr zu fünf Procent untergebracht werden konnten, so glaubte man derer genug zu vier Procent erhalten zu können, um Allen, welche nicht mit 4 Procent in Zukunft zufrieden seyn wollten, ihre Kapitale baar zurückzuzahlen. Das Projekt sollte so ausgeführt werden, daß eine Kompagnie reicher Kapitalisten die ganze Nationalschuld gleichsam übernahm, dergestalt, daß ihr die Regierung für jedes Hundert 5procentiger Effekten, welche sie übernahm, 133 1/3 3procentiger übergab, oder, welches dasselbe ist, hundert 3procentiger Effekten für fünfund-

siebzig 5procentige bezahlte. Die Kompagnie verpflichtete sich damit alle vorhandenen 5procentigen Effekten entweder auf die erwähnte Art von den bisherigen Renten-Eigenthümern abzulösen, oder diejenigen, welche diese Bedingungen nicht annehmen wollten, mit baarer Zahlung von 100 Franken für jede 5 Fr. Rente zu befriedigen. Durch diese Operation, wenn sie durchgegangen wäre, würden die Zinsen der ganzen Nationalschuld von 5 auf 4 Procent herabgesetzt worden seyn, weil 133⅓ 3procentige Fonds, welche 100 5procentigen gleich sind, nur 4 tragen. Dadurch wären nun zwar die Zinsen um ⅕ vermindert, die Kapitalschuld dagegen um ⅓ vermehrt worden; ein Umstand, welcher auch dem Projekte sehr zur Last gelegt worden ist, den aber die Vertheidiger des Projektes dadurch im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen suchten, daß sie behaupteten, der Staat habe gar keine Verbindlichkeit, das Kapital je zu bezahlen, und ihm könne es daher in dieser Hinsicht gleichgültig seyn, wie hoch es laute, wenn nur die Zinsen oder die Rente, welche der Staat dafür gebe, kleiner sey. Vielmehr könne die Vergrößerung des Kapitals als ein Nationalvortheil angesehen werden. Denn es stelle den Staatskredit vor, und da derselbe in eben so vielen Theilen oder Kapitalien realisirt sey, als es Abtheilungen desselben in den Staatsbüchern oder oder Staatspapieren giebt, und diese, wenn nur das Vertrauen zu ihnen erhalten wird, als eben so viele Zahlmittel angewendet werden können; so gewinnt das Volk um so mehr dabei, je mehr dergleichen Papiere, ohne daß sie dem Volke mehr kosten, geschaffen werden. Diese Staatspapiere wirken wie Kapitale, indem sie als Tauschmittel oder als Unterpfänder gebraucht werden und dadurch zur Beförderung der Industrie und des Handels dienen können. Sie fallen dem Volke nur durch die Kosten (Renten) zur Last, welche die Unterhaltung

ihres Kredits fordert. Kostet nun die Unterhaltung einer größeren Summe derselben weniger an Renten, so ist dieses ein wahrer Vortheil für das Volk und die Regierung zugleich; der Kredit ist erweitert und die Kosten der Erhaltung desselben sind geringer geworden."

Trotz dieser Gründe und trotz der scharfsinnigen Vertheidigung des Entwurfes durch den Liberalen J. Laffitte*), wurde derselbe durch die Pairskammer verworfen; das Privatinteresse mancher Renteninhaber in der Reihe ihrer Mitglieder überwog die Rücksichten auf den Nationalvortheil. Das Ministerium hatte es auch versäumt, die Geister auf sein Werk gehörig vorzubereiten, und die Art und Weise der Ausführung des Projekts, der Abgang der Oeffentlichkeit und der Ausschluß der Konkurrenz hatten ihm einen Charakter von Gehässigkeit gegeben, den es an und für sich durchaus nicht verdiente. Auch wollte man bei Hrn. v. Villèle eine parteiische Vorliebe für die Provinziale und deren Vorurtheile, sowie eine Abneigung gegen die Hauptstadt und deren Luxus und Genüsse wahrgenommen haben; Gründe genug, die Operation in der Meinung des Publikums fallen zu machen.

Die Pairskammer, worin besonders der Einfluß des Ministeriums Richelieu sichtbar geworden, nahm durch dieß Ereigniß ungemein an Popularität zu. Das Ministerium aber hatte dadurch eine bedeutende Niederlage erlitten, deren der Anhänger der gestürzten Wirkungen es empfindlich genug verspürte. Allein Hr. v. Villèle setzte seine Hoffnung auf die nächste Zukunft, wenn die unmittelbar einwirkenden Leidenschaften des Tages verraucht und reiferen Betrachtungen über den Gegenstand Raum gemacht haben würden.

---

*) Vgl. die Schrift: Réflexions sur la réduction des rentes.

Eines der nächsten Ereignisse, welche auf die mißlungene Rentenverwandlung gefolgt, war die Entlassung des Hrn. von Chateaubriand von seinem Posten, als Minister des Auswärtigen. Die Mißverständnisse, welche schon seit längerer Zeit zwischen ihnen obgewaltet, hatten durch den Umstand, daß der Vicomte zu der nachtheiligen Entscheidung über das ministerielle Projekt, nicht wenig beigetragen, eine noch feindseligere Farbe erhalten. Beide Staatsmänner haßten sich aus Herzensgrund, und am meisten war es die innige Verbindung Chateaubriands mit der Contreopposition, seine Sucht nach Popularität und die Ruhmredigkeit in Entwicklung seines glänzenden Talentes, was den Präsidenten des Konseils, den Emporkömmling gegen den Mann aus einem alten Hause und begeisterten Verehrer historischer Namen, am meisten einnahm. Das Unglück wollte, daß dieser auch die Kongregation durch seine freie Lebensart und seine noch freieren Aeußerungen gegen Bigotterie und Schwärmerei, sich zum Feinde gemacht hatte. Weder in dem Herzen, noch in dem Verstande des Königes sprach etwas für ihn. So ward es denn Hrn. von Villèle nicht sehr schwer, an einem schönen Morgen den unbequemen Kollegen sich vom Halse zu schaffen. Dieß geschah auf so rasche und barsche Weise, daß Hr. von Chateaubriand gar keine Ahnung von seinem Schicksal hatte, sondern erst als er schon auf dem Wege nach dem Schlosse begriffen, nach Andern, als er bereits in demselben angekommen war, durch einen der schweizerischen Hellebardirer die höchst lakonische Ordonnanz empfing, welche meldete, daß das Portefeuille des Auswärtigen dem Hrn. Präsidenten des Konseils und Ministers der Finanzen in Ersetzung des Vicomte von Chateaubriand, ad interim übertragen worden sey. Das eben so lakonische Einbegleitungsschreiben Villèle's beantwortete Chateaubriand, diesen nachahmend: „Hr. Graf

ich habe das Hotel des Auswärtigen verlassen; das Departement steht zu ihren Befehlen!"

Hr. v. Villèle zog aus diesem Siege, welcher seine Macht über den altersschwachen und immer morscher gewordenen König bethätigte, den Vortheil nicht, welchen er gehofft. Die öffentliche Meinung ward durch ein so unedles Verfahren verletzt, selbst in der Person eifriger Royalisten, wie Bertin de Baux, Agier u. A. Sie traten förmlich zur Opposition über und nahmen mit sich das ganze furchtbare Geschütz des Journal des Debats, woran so viele geistreiche Männer damals arbeiteten. Der reine Royalismus, welcher nicht der Kongregation angehörte, trat von dem Tage an entschieden gegen das Ministerium in die Schranken. Nur die provinzielle Mehrheit siegjubelte in thörichter Sicherheit über den Austritt Chateaubriands, welcher so oftmals ihre Gefühle verletzt und ihre sklavische Unthätigkeit und Passivität durch Anregung und Behandlung bedeutsamer Zeitfragen mündlich und schriftlich unterbrochen hatte.

Chateaubriand hatte seinem Nachfolger die auswärtige Politik in einem Zustande hinterlassen, welche dem ohnehin in tausend innere Angelegenheiten verwickelten Kabinette schwere Noth bereiteten. Die erste Stelle darunter nahm die orientalische Frage ein; die zweite die spanische; die dritte die der südamerikanischen Kolonien. Ueber erstere wird im Zusammenhang der ferneren Geschichte des griechischen Aufstandes die Rede seyn; hinsichtlich der zweiten sah sich Hr. von Villèle, trotz seiner Spar- und Friedensliebe, zu einer Verlängerung der Militär-Occupation Spaniens auf den Wunsch Ferdinands genöthigt, da die, mit großer Jesuitik und barbarischer Ironie ertheilte und auch so noch mühesam genug erwirkte Amnestie neue Leidenschaften und Gährungen erregt

hatte, statt die alten völlig zu beschwichtigen. Ueber die Emanzipation Amerika's war Hr. von Villèle mit Hrn. Canning wiewohl aus anderen Gründen, so ziemlich einer Meinung. Er sah die Fortsetzung des Kampfes als unfruchtbar und die Kosten jeder neuen Expedition von Seite Spaniens als rein verloren an. Als Finanzminister und kaufmännischer Staatsmann wünschte er friedliches Abkommen mit jenen Freistaaten und günstige Handelsverbindungen zwischen ihnen und Frankreich angeknüpft. Allein die eifrigen Royalisten, die Kongregation und die Camarilla Marsan waren anderen Glaubens und der Fürst Jules Polignac, der Gesandte am Londoner Hofe, handelte mehr in derselben, als in der Regierung System, während Villèle und Canning lebhaften Briefverkehr über die hochwichtige Sache führten. Für Spanien selbst waren alle Gründe der Vernunft und einer gesunden Politik verschwendet. Obgleich kümmerlich nur ihr sieches Leben im Mutterlande fortschleppend, träumten die Regierung Ferdinands VII. noch immer von Widergewinn jener unermeßlichen Besitzungen durch Waffengewalt, und die Vorstellungen des Hrn. v. Villèle, durch die Freunde der Kongregation in Madrid, die Apostolischen, jederzeit durchkreuzt, fanden keinen Eingang. Die französische Reaktionspartei zählte auf den Beistand der heiligen Allianz und wünschte die amerikanische Frage ebenfalls, wie alle übrigen, in den Bereich eines Kongresses der europäischen Großmächte gezogen. Dawider aber erhob sich Canning standhaft, und in der Geschichte Englands wird näher gezeigt werden, von welchen Grundsätzen dieser Staatsmann dabei ausging und welche Forderungen er, den Kontinentalmächten gegenüber, theils an dieselben stellte, theils für Großbritannien behauptete.

Zu diesen drei Hauptschwierigkeiten kam endlich noch eine

vierte, der Usurpationsversuch wider die königliche Gewalt in Portugal, welchen der eigene Sohn Dom Joào's VI., der Infant Dom Miguel, als Werkzeug und sichtbares Haupt der exaltirten Absolutisten und Priester, und mit Rath und Unterstützung ihrer Freunde in Spanien und Frankreich, gewagt hatte. Die kraftvoll-würdige Rolle, welche der Gesandte Frankreichs in Lissabon, Hr. Hyde de Neuville, obgleich im Uebrigen ein standhafter Royalist, bei diesem Anlasse gespielt, hatte die Contreopposition in Verzweiflung gesetzt und sie ließen es ihm später schwer entgelten. Mit Ostentation bewillkommten und beherbergten sie den zur Reise in's Ausland genöthigten Infanten, während seines Aufenthaltes in Paris. Und bei solch' verwickelten Fällen hatte sich Hr. v. Villèle noch ein neues Kreuz in dem Marquis de Moustier, Schwiegersohn des Grafen Laforest, aufgeladen, welcher Günstling der Kongregation, von sehr beschränkten Ansichten und eigensinnigem Kopfe, mit der provisorischen Führung der Geschäfte des Auswärtigen belastet worden war.

Im Sommer des Jahres 1824 fand eine neue Sitzung der Kammern statt. Die religiöse Partei, welche nunmehr alles Ernstes ihre oben angedeuteten Forderungen durchsetzen wollte, erwirkte, auf eine einfache Petition hin, die Zurückgabe der Civil-Register an den Klerus. Sie war mit dem Gesetzentwurfe La Peyrronnets, welcher blos eine bedeutende Verschärfung der Strafe auf den Diebstahl in Kirchen setzte, nicht zufrieden, sondern begehrte dafür die Todesstrafe, wie in den alten Zeiten. Die Wiederherstellung der geistlichen Korporationen ging in der von ihnen gewünschten Allgemeinheit, in welcher die Jesuiten versteckt lagen, nicht durch, da die Pairskammer, welche diesen letzteren nicht gewogen war und etwas von dem Geist der Parlamente unter Choiseul geerbt hatte,

hinsichtlich dieser Maaßregel blos auf Frauenklöster eingegangen war. Die Contreopposition benutzte diese Stimmung der religiösen Partei, um mit ihr vereinigt und verstärkt wider das Ministerium aufzutreten. Die Emigranten-Entschädigung bot alsbald bequeme Gelegenheit zu einem Hauptschlage. Da nach Verwerfung des Gesetzentwurfs über die Rentenverwandlung Hr. v. Villèle jene Maaßregel für unbestimmte Zeit hatte ruhen lassen, so bemeisterte sich Hr. Labourdonnaye der Initiative hierin und stellte im Ausschusse den Antrag: den König zu bitten, daß der Kammer noch in gegenwärtiger Sitzung ein Gesetzentwurf vorgelegt werden möchte, durch welchen all' diejenigen Franzosen, deren unbewegliche Güter, in Folge von Dekreten und Akten der revolutionären Regierungen, konfiscirt und veräußert worden, eine Integral-Entschädigung erhielten. Zu gleicher Zeit brachte Hr. Jankowitz einen zweiten Antrag ein: jeder Deputirte, welcher von der Regierung eine Funktion oder ein widerrufliches Amt annimmt, hört dadurch auf, es zu seyn, doch kann er wieder gewählt werden. Durch dieses Manöuvre wollte man das Ministerium seiner bedeutendsten Mittel berauben, durch Stellenhandel sich unbedingte Anhänger zu verschaffen. Obgleich der Antrag nach einer lange zweifelhaften Abstimmung endlich verworfen wurde, so zeigte doch die mächtige Minorität den Ministern ihren künftigen schweren Stand und ihr mögliches nahes Schicksal.

Die Finanzfragen erregten noch heftigere Stürme bei der Discussion, als alles bisher Verhandelte. Die Supplementarkredite für den spanischen Feldzug gaben Anlaß zur Aufdeckung zweideutiger Operationen und niederträchtiger Mauschlereien zwischen dem Kriegsministerium und dem Generallieferanten. Die betrübte Lage der Armee beim Eintritt in Spanien und das Prellsystem Ouvrards, welcher dieselbe benutzt und, unter

Gewinnungen von ungeheuern Summen für seine eigene Kasse, die des Staates durch kaum erträgliche Bedingungen geschwächt hatte, wurden in dem Berichte des Hrn. v. Martignac, der dabei jedoch nicht versäumte, glänzende Lobreden auf den Prinzen-Generalissimus zu halten, aller Welt enthüllt. Die Kammer, erstaunt, entsetzt, erbittert, beschloß die nähere Untersuchung dieses Handels durch eine Commission. Später gewann er ein noch ernsteres Ansehen und wurde selbst vor das Forum der Pairs gezogen.

Die Budgetdebatten setzten den Feindseligkeiten gegen die Verwaltung Villèle die Krone auf. Der Grundsatz, daß die Wahlkammer, als Nachfolgerin der États-généraux, allein im Falle sey, die öffentlichen Einnahmen und Ausgaben zu bestimmen, wurde dabei festgehalten.

Von allen Seiten drang man auf Reformen und Ersparnisse im Staatshaushalt, auf Vereinfachung in den Administrationsformen, auf Verminderung der Tribunale und Besserstellung der Richter. Der Centralismus des Beamtenthums selbst ward im innersten Herzen angegriffen. Zugleich fiel man auch über die Heer-Organisation, über die Beschränkungen im Dienstnehmen, von Seite der Söhne vornehmer Familien, über das Vermehren von Freicorps und viel anderes mehr, bald mit triftigen Gründen, bald mit gallsüchtiger Verläumdung, her.

Mit Recht zählt der Geschichtschreiber der Restauration vier Gegenstände als diejenigen auf, welche die Haup forderungen und die geheimen Meinungen der Ultras bei all' diesem Sturmlaufen mit Propositionen, Motionen und Petitionen in sich gefaßt: 1) Herrschaft des Klerus selbst im bürgerlichen Leben; 2) Vertheilung Frankreichs in Provinzen, als Rückkehr zum alten Regime; 3) neue Umschreibung der Tribunale und

4) Uebergewicht der Edelleute bei der Armee, ohne Rücksichtnahme auf bürgerliche und politische Gleichheit.

Hr. v. Villèle, von allen Seiten bedrängt, durch die Freunde, wie durch die Feinde, durch die Pairskammer, durch die „11 Liberalen, welche nach C. Perriers Behauptung Frankreich repräsentirten," durch die Contre-Opposition, durch die unersättliche Majorität, suchte dadurch sich Luft zu verschaffen, daß er Uneinigkeiten unter den verschiedenen Abtheilungen zu stiften, und die einen durch die andern zu bekämpfen, zu schwächen, zu zertheilen suchte. Auch ein theilweiser Ministerwechsel mußte ihm zu Hülfe kommen. Der Herzog von Doudeauville, der der religiösen Fraktion angehört, erhielt die Stelle des Marquis von Lauriston, als Minister des königlichen Hauses, nachdem man diesen zum Großjägermeister ernannt und mit dem Marschallstabe beanwartschaftet hatte; des Herzogs Sohn, Sosthènes de la Rochefaucauld aber wurde zum Direktor der schönen Künste in demselben ernannt; somit kamen Museen, Theater, Gallerien u. s. w. unter die Oberaufsicht der Kongregation. Dem Hrn. von Vaulchier, einem anderen Lieblinge der Erleuchteten, vertraute man die von Doudeauville bisher bekleidete Postdirektion an; dadurch wurde die fromme Partei Meisterin des Briefgeheimnisses. Endlich bestimmte Villèle den König, Hrn. von Damas, dessen völlige Nullität in politischen Dingen ihm einen immerwährenden Einfluß in dieses Departement verbürgte, zum Minister des Auswärtigen, Hrn. von Clermont-Tonnère, den Champion der Alt-Edelleute, zum Kriegsminister und den Hrn. v. Chambrol, Hauptgünstling des rechten Centrums, zum Minister der Marine zu ernennen. Hr. v. Martignac, ebenfalls eine Nothwendigkeit für das gegenwärtige Kabinet,

begnügte sich, bis die Umstände ihm die Pforten des Hôtels des Innern eröffnen würden, mit der Direktion des Enregistrements. Man rechnete auf seine Dienste und Talente bei der großen Frage der Emigranten-Entschädigung, welche Hrn. von Villèle's Macht für immer befestigen sollte. Auch Hr. v. Castelbajac, der Unvermeidliche, ging dießmal nicht leer aus; er mußte den Hrn. von Baulchier bei den Douanen ersetzen.

Viel war bereits nun für den Royalismus geschehen; aber noch mehr mußte gewonnen werden. Ein furchtbarer Gegner stand noch zu überwinden, ein Gegner, der seine Sache nicht so leichten Kaufes aufgab und welcher sein Geschütz um so unerbittlicher versendete, je weniger die Aussichten auf nahen Sieg ihm blieben.

Dieser Gegner war die Presse, welche für die Zukunft wirkte und von ihr Alles hoffte. Obgleich das Gesetz vom März 1822 die Presse, namentlich durch die Tendenzprozesse und die Autorisationsvergleichungen der Regierung, bedeutend beschränkt hatte, so war doch der Theil, welcher ausserhalb dieser Kategorie fiel, zu einer bedeutenden Macht erwachsen. Unerbittlich griff der Courrier Français Ministerium und Kammer an; der Constitutionnel, gegen diese gemäßigter, hieb sich vorzugsweise mit den Jesuiten herum. Das Journal du Commerce folgte derselben Richtung, bekämpfte die Emigrantenentschädigung, vertheidigte dagegen, aus Privatgründen, die Finanzoperationen Villèle's. Der Pilote war beinahe ausschließlich den Börsenneuigkeiten geweiht.

Unter den royalistischen Blättern zeichneten sich vorzüglich aus: der Aristarch, durch Vertheidigung der Doktrinen der Contre-Opposition und heftige Feindseligkeit wider Villèle;

ihm zur Seite in demselben Interesse, des Klerus und des Groß-Eigenthums, der Drapeau blanc und die Oriflamme; dagegen schrieb die Quotidienne am getreuesten die Gesinnungen und Wünsche der frommen Partei nieder. Das Journal des Debats blieb das Organ des vornehmen, eleganten, tiefgelehrten und brillanten Royalismus. Alle diese Schattirungen waren wider Herrn von Villèle coalisirt. Die Organe der Minister hielten nur matt und schwach die bald wüthenden, bald arglistigen Angriffe einer solchen Reihe von Widersachern aus. Dagegen fing man an, auf anderem Wege die Batterien zum Schweigen zu bringen; man kaufte nach und nach die meisten Journale an, bestach andere, und brachte sie dadurch in Mißkredit. Monsieur und die Kongregation lieferten hiezu bedeutende Summen. Der „Foudre" und die „Oriflamme" waren die ersten, welche auf diese Weise in der Meinung fielen; großen Werth legte man auf die „Tablettes universelles." Das geheime Comité besorgte die Sache selbst; bald waren auch sie zu Grunde gerichtet. Der Proceß der beiden „Pilotes" und der „Quotidienne" enthüllten das Geheimniß. Auch hier hatte die Kongregation Aktien gekauft; aber die Loyalität des Hrn. Bertyer vereitelte den Hauptplan. Die Zuversicht und der Uebermuth der Ultras war so weit gegangen, daß sie selbst bei dem „Constitutionnel" und „Courrier Francais" ihr Glück versuchten und sicherlich, in Anbetracht des großen Leichtsinns und der Verkäuflichkeit des neueren Liberalismus, es gemacht hätten, wenn die Unterhandlungen geschickteren Händen anvertraut worden wären. Neben diesen Verführungsmitteln nahmen die gewaltsamsten Maaßregeln der Tendenzprocesse ihren ungehemmten Fortgang. Man wollte die Geranten durch schwere Gefängniß- und unerschwingliche

Geldstrafen systematisch zu Grunde richten; aber das selbstständige Gefühl der Richter in den meisten Tribunalen durchkreuzte diese Versuche der „Sakristei-Regierung.“ Sie erlitt, wie bei dem Processe der Quotidienne, des Aristarchs und des Courriers (der zum zweitenmale vor die Schranken gefordert wurde) schimpfliche Niederlagen. Sie flüchtete sie demnach in ihrer Bedrängniß wiederum zum alten Lieblingsmittel, zur Censur. Darauf gründete sie ein eigenes Ministerium für die geistlichen Angelegenheiten und den öffentlichen Unterricht; der Abbé de Frayssinous kam an die Spitze desselben und damit war das System, welches sie einzuschlagen gedachte, deutlich genug ausgesprochen. Endlich drang Hr. von Peyronnet auch noch darauf, daß zwei Erzbischöfe und ein Bischof (in der Person der Herren Frère de Villefrancon von Besançon, de Latil von Rheims, und de Vichy von Autun) als ordentliche Mitglieder in den Staatsrath aufgenommen wurden; zugleich erhielt der Erzbischof von Sens und Auxerre, Kardinal de la Fare, den Titel eines Staatsministers. Ueber die parlamentarischen Freunde wurden überdieß Anstellungen und Gnadenbezeugungen verschwenderisch ausgegossen; in gleichem Grade empfanden die Gegner die Unhuld des Ministeriums auf die verschiedenste Weise. Hr. de Peyronnet gestaltete sein Ressort so viel als möglich in ultraroyalistischem Geiste um, zerstörte manche bisherige, sehr zweckmäßige Einrichtungen, gründete neue, desorganisirte, reformirte, epurirte nach Herzenslust. Selbst das höchst schätzbare und zweckmäßig eingerichtete Bulletin des Lois entging diesem Schicksale nicht.

Den Minister-Staatssekretären, den Staatsministern, den ordentlichen Staatsräthen und den Requetenmeistern wurden noch Auditoren, deren Gesinnung der Regierung ver-

bürgt blieb, beigefügt. Die Absetzungen, durch die Hauptstadt wie durch die Provinzen dauerten in Masse fort.

So war endlich ganz Frankreich, ohne die Jesuiten förmlich wieder zu haben, jesuitisirt.

Zweites Kapitel.

Tod Ludwigs XVIII. und Thronbesteigung Karls X. — Aufhebung der Censur. — Die Emigranten-Entschädigung. — Das Sakrilegiums-Gesetz.

Als die so eben beschriebenen Reformen und Deformationen vor sich gingen, hatten sich bereits die Gesundheitsumstände Königs Louis XVIII. bedeutend verschlimmert; um die letzten Kräfte vollends noch durch Nervenüberreizung, in Folge gewisser, beklagenswerthen, Liebhabereien, gebracht, bei denen Frau von Cayla die Hauptrolle spielte, empfing er schon am 6. September die Sterbsakramente. Mit Würde, Ruhe und Ergebung sah er seinem nahen Tode entgegen, denn er erkannte bald seinen wahren Zustand; die letzten Unterredungen waren der Zukunft Frankreichs gewidmet. Er wünschte, wie man mit Bestimmtheit versichert hat: Monsieur möchte die Krone gleich jetzt schon seinem Enkel übergeben; als er jedoch dessen Abneigung gegen einen solchen Schritt wahrnahm, beschränkte er sich auf heilsame Räthe, wie er zwischen den Parteien zu laviren

und durchzusegeln habe, um seine Dynastie und Frankreich zugleich zu retten; er verzieh seinem Bruder all' den vielen Verdruß, welchen er ihm, besonders während seiner letzten Lebzeit, gemacht. Darauf ließ er seine ganze Familie zu sich rufen, segnete sie und sagte, als man ihm den jungen Herzog von Bordeaux vorgeführt, bedeutungsvoll: „Möge Karl X. die Krone dieses Kindes schonen!" Nachdem er alle seine Papiere in Ordnung gebracht und alle übrigen nöthigen Anstalten zur großen Reise getroffen, erfolgte ein äußerst zäher Todeskampf; bald darauf der Tod selbst.

Alles was über den Charakter, die persönlichen Eigenthümlichkeiten, die Regentenvorzüge und Schwächen, die politischen Ansichten und das System dieses Monarchen zu sagen war, ist gleich im Eingange der Geschichte seiner Regierung, so wie im Verlauf derselben, angedeutet worden. Wir bemerken blos noch, daß der Kreis seiner Ideen mit jedem ferneren Jahre sich erweiterte und seine moralische Kraft durch das schwere eigene Unglück, wie das seiner Familie, durch die gemachten Erfahrungen zweier Exile und die großen Ereignisse der Zeit sich stärkte, daß der Schöpfer der Charte von 1815 nicht mehr der schöngeistige Graf von Provence war, und daß es keine einzige Stunde gab, in welcher er die Königsrolle nicht mit Würde gespielt hätte.

Die Kunde von Ludwigs XVIII. Tode verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die Straßen von Paris und zugleich ertönte das alte Geschrei: „der König ist todt; es lebe der König!" Die Trauer war beinahe allgemein; noch mehr die Bestürzung und die Besorgniß über die Zukunft. Monsieur, nunmehr König Karl X., genoß nichts weniger als Popularität und Vertrauen bei der überwiegenden

Mehrzahl der Bevölkerung. Nur mit Angst sah man der völligen Herrschaft der Emigrés und der Jesuiten, und dem Walten von Männern, wie die Polignac, die Montmorency, de Rivière, Vitrolles u. A. entgegen; Gewaltstreiche schienen nicht lange ausbleiben zu wollen; man hielt die Regierung eines d'Artois für eine rein unmögliche; anderseits fürchtete auch Karl X. energische Einsprachen in sein Königsrecht mittelst eines Aufstandes der ihm feindseligen Parteien. Man hatte daher alle möglichen Vorsichtsmaaßregeln getroffen, um gegen solche Zufälle sich zu schützen, sowohl was die Armee, als die Dikasterien betraf; und es galt vor allem, der Hauptstadt sich zu versichern. Gleichwohl lief Alles ruhig ab und dadurch, daß das Privatarchiv des Verstorbenen alsbald versiegelt wurde, blieb man auch Meister derjenigen, dem Papiere anvertrauten, königlichen Geheimnisse, vor welchen man sich zu fürchten schien und man hatte allerdings Ursache, sich vor vielen zu fürchten, denn die Hausgeschichte nicht minder, als die des Staates, hatte an Louis XVIII. einen genauen Sammler und scharfen Kritiker gefunden.

Ehe Karl X. an den Staat und dessen Regierung dachte, beschäftigte er sich, gleich einem Kinde, das unter den erhaltenen Geschenken zuerst die Spielsachen zur Hand nimmt, mit der Etikette in seiner Familie und mit seinem Hausstaate. Der Herzog von Angoulême, obgleich schon in Jahren vorgerückt, wurde zum Dauphin, seine Gemahlin zur Dauphine umgetauft; der Herzog von Orleans erhielt (da Monsieur und die Hergogin von Berry ihm persönlich befreundet gewesen war und ersterer Verbindlichkeiten wegen geliehener Geldsummen, letztere Rücksichten wegen Familienverwandschaft ihm schuldete,) das von Louis XVIII. beharrlich verweigerte

Prädikat: „Königliche Hoheit". Auch auf seine Schwester, Mademoiselle Adelaide, und seine übrige Familie, so wie auf den noch immer zur Seite sich haltenden, schmollenden Herzog von Bourbon ward diese Gnadenbezeugung ausgedehnt; man wollte die verschiedenen Zweige des Hauses Bourbon einander näher bringen und Madame de Berry hatte überdieß Heirathsprojekte. Daß die Vertrauten des Exils, die Lieblinge des Pavillons Marsan bei diesem Anlasse nicht leer ausgingen, versteht sich von selbst. Der Geschichte aber, oder doch unserem Publikum, dürften die Einzelnheiten kaum von Interesse seyn. Kurz, alle Erinnerungen der Dynastie und des guten alten Regime wurden in diesen Tagen bestmöglich aufgefrischt.

Noch waren zwei Klippen für Hrn. von Villèle, welcher all' dieß ruhig geschehen ließ, zu berücksichtigen, an welchen der innere Friede des Pallastes und somit auch die Eintracht und Kraft des Konseils künftig scheitern konnte; der Herzog von Angoulême, mit den spanischen Trophäen, mit einer Quasipopularität, mit Freundschaften unter der Militärpartie, und der Hinneigung zu einem Quasi-Liberalismus; sodann der Prinz Jules Polignac, der persönliche Schützling Karl X. und vielleicht noch mehr, furchtbar überdieß durch die engen Verbindungen mit der frommen Partei und mit den Montmorencys, Vitrolles, de Rivière, Fitz-James. Alle diese Männer trachteten fortan auch nach politischem Einfluß, und Polignac, an der Spitze des Auswärtigen, sollte ihr Schildknappe seyn. Villèle entwaffnete und gewann sich Angoulême dadurch, daß er den König beredete, seinen Sohn in den Staatsrath aufzunehmen und in die Regierungsgeschäfte einzuweihen; er überhäufte Polignac mit Liebkosungen und allgemeinen Com-

plimenten; aber unter der Hand suchte er Karl X. zu überzeugen, daß der Fürst für jenes Departement nicht die nöthigen Eigenschaften besitze und seine Ernennung das Kabinet, Rußland gegenüber, kompromittiren würde. Dieses Mittel wirkte; auch der Herzog von Fitz-James, der zunächst gefährliche, ward auf zarte Weise zur Seite geschoben. Noch schneller gelang es ihm mit einem dritten, mit Chateaubriand, welchem ein neuer Stern von Gunst aufgegangen zu seyn schien. Seine Verbindungen mit der liberalen Fraktion und dem Rumpfe Richelieu in der Pairskammer wurden fein benützt, um seine Wiedererhebung vereiteln zu machen. Dem König lag vor allem daran, ein in sich geschlossenes und einträchtiges Kabinet zu haben.

Der König benahm sich in den ersten Tagen seiner Herrschaft mit einer Würde und Anmuth, Besonnenheit und Mäßigung, die man nimmermehr ihm zugetraut. Alle seine Anreden und Antworten, als die verschiedenen Dikasterien und Körperschaften ihm vorgestellt wurden, trugen dieß Gepräge. Er sprach von nichts, als von den Fußtapfen seines „tugendhaften Bruders", in welchen er wandeln, und von der konstitutionellen Charte, die er heilig achten und aufrecht erhalten wolle. Sein Einzug in Paris, welcher am 27. Sept. statt fand, zeigte ihn in seiner ganzen Liebenswürdigkeit, deren er fähig, und ward mit jenem Heinrichs IV. verglichen. Ein Monarch zu Pferd elektrisirte die Phantasie auch solcher Franzosen, welche die Bourbone eben nicht sehr, und am allerwenigsten den bisherigen Grafen d'Artois, geliebt.

Die erste Maaßregel, nachdem im Schlosse noch denselben Abend Ministerkonseil gehalten worden, war die Abschaffung der Censur, wovon nachmals Hr. v. Villèle selbst sich das Verdienst zugeschrieben hat. Das Wahre an der Sache aber

ist, daß der Dauphin zuerst darauf antrug, nachdem er der Billigung seines Vaters sich versichert, und das Konseil den Antrag nach kurzem Bedenken angenommen. Karl X. hatte durch die Preßfreiheit die Macht seiner Partei steigen gesehen und war ihr darum nicht ungünstig; die Minister, welche von der Presse das Aeußerste zu befürchten hatten, wollten zuvorkommend durch ihre Entfesselung ihren Zorn entwaffnen. Die öffentliche Meinung empfing die überraschende Ordonnanz mit rauschendem Beifall; die Journalistik mit dankbarer Mäßigung. Die ungestümen Leidenschaften mußten schon aus dem Grunde freiwillig sich zügeln, damit nicht die Beschuldigungen der Gegner der Preßfreiheit gerechtfertigt erschienen.

Allein dieser Freudenjubel des Liberalismus, bei welchem ohnehin zum größten Theil mehr Verstellung, als innere Gesinnung sich kund gab, dauerte nur kurze Zeit. Was der Hof und die Regierung durch die Preßfreiheit in reichem Maaße gegeben zu haben schienen, erhielten sie mit wucherischem Zinse zurück durch die Anstrengungen der Kongregation und des immer mächtiger sich ausbreitenden Jesuitismus. Das Schloß, das Konseil, der Staatsrath, der geheime Rath, die großen Salons standen unter ihrer Zuchtruthe, und wenn auch eine bedeutende Zahl der auf die Rechnung Beider gebrachten Erzählungen und Anklagen, als mährchenhaft oder übertrieben bei genauerer Prüfung sich darstellen muß, so geschah doch immerhin mehr als zuviel, um die Herzen und die Geister unter dem vernünftigen und aufgeklärten Theil des französischen Volkes wider die gegenwärtige Richtung der Dynastie, wie ihrer Regierung in hohem Grade einzunehmen. Wir werden die Geschichte des Wiedererstehens und des Ausbreitens, der inneren Einrichtung und der Unternehmungen des Jesuitismus in

Frankreich an einem anderen Orte ausführlich beschreiben;*) inzwischen bemerken wir blos des Zusammenhangs wegen, daß schon unter Napoleon die ersten Versuche stattgefunden, daß der Kardinal Fesch (aus Gründen der Bigoterie) und die Coterie Stael (aus politischen Gründen) sie begünstigt, und die Ordonnanz des ihnen sonst sehr abholden Louis XVIII., welche die Errichtung kleiner Seminarien und Erziehungshäuser gestattete, zu Dôle, Bordeaux, St. Anne d'Auray, Montmorillon, Aix, Forcalquier, Billom, die Grundpfeiler des neuen Gebäudes gelegt hatte, bis endlich zu Montrouge und St. Acheul die Kuppel, prachtvoll und unversteckt, dem erstaunten Auge der Franzosen sich offenbarte. In diesen zwei letzteren Kollegien war die Centraldirektion des Ganzen. Die Kongregation selbst lehnte sich an das neue Institut, welches dazu bestimmt war, die Menschenfischer der neuen Periode heranzubilden. Da die rohe courte die Sache bedeutend erleichterte, so befand sich eine Menge Personen aus den vornehmsten Ständen mit in dem Orden und half dessen Zwecke befördern, ohne alle seine Verpflichtungen theilen zu müssen. Der eine brachte sein Talent, der andere seinen Reichthum, der dritte seine Frömmigkeit, der vierte seinen Einfluß als Beitrag zur gemeinsamen Sache. Zugleich wirkten sie durch Beichtstuhl und Sodalitäten auf das weibliche Geschlecht, deren Phantasie sie sich mittelst allerlei Reizmittel bemächtigten und die Kirche war eine nachsichtige Mutter genug, um selbst die Körper ihrer schönen Töchter bisweilen zu Erreichung frommer Zwecke verabfolgen zu lassen. Politik und Religion, Intrigue und Andacht, Mysticismus

*) In der Religions- und Kirchengeschichte der Restauration.

und Galanterie verschlangen sich enge, und dadurch gelangte die Kongregation zu einer furchtbaren Macht. Montmorency und de Rivière waren unter den Staatsmännern die obersten Leiter des Ganzen; de Frayssinous, der Minister des öffentlichen Unterrichts, stand mit ihnen in innigem Zusammenhange und vervollständigte das Triumvirat. Durch ihn wurden die Wissenschaft und die Erziehung an Händen und Füßen gebunden, den Restauratoren überantwortet. Bei Hofe vertrat Latil, des Königs Beichtvater, die Interessen der frommen Partei. Die Polizei war durch Franchet und Delavau, das königliche Haus durch Doudeauville, die Post durch Baulchier, endlich das Departement des Auswärtigen durch Damas und den ungemein geschäftigen Generalsekretär und Agenten, Rennéville, in ihren Händen. Mit solchen Elementen von oben mußte Villèle seine Staatsverwaltung fortsetzen oder durch sie fallen. Im blinden Vertrauen auf seine Majorität versäumte er es, den günstigen Moment zu benützen und durch ein Coalitions-Ministerium von drei royalistischen Schattirungen seine Unabhängigkeit zu erkämpfen, so wie die seine Macht immer mehr bedrohenden Gefahren zu entfernen.

Die erste Lebensäusserung des Ministeriums unter Karl X., die innere Verwaltung betreffen, war eine höchst harte Ordonnanz, wodurch 50 Generallieutenants und 100 Maréchaux de Camp, meist der alten Armee angehörig, von der Liste gestrichen wurden. Diese Ordonnanz rührte zwar von früherer Zeit schon her, war aber niemals vollzogen worden. Sie erregte im Publikum einen unbeschreibbar-peinlichen Eindruck und war, trotz der zahlreichen Ausnahmen, zu welchen der König sich gezwungen sah, von sehr nachtheiligen Folgen für die Dynastie begleitet. Darauf ging es als Vorbereitung zu der

künftigen Kammersitzung, an die Civilliste. In diesem Punkte hatte Louis XVIII. die größte Oekonomie und Ordnung beobachtet; es zeigten sich nach seinem Tode gar keine Schulden. Für den König schien bei der herrschenden Mehrheit keine Verlegenheit zu befürchten; aber desto mehr bereitete die Sanktionirung jener Apanage durch ein Gesetz, welche Louis XVIII. dem Herzoge von Orleans durch eine bloße Ordonnanz zurückgegeben. Der Herzog konnte auf wenige Sympathie in dieser Kammer rechnen. Hinsichtlich des ersteren kam man überein, die Güter des verstorbenen Monarchen, worüber noch nicht verfügt worden, und die Privatgüter des jetztregierenden zu vereinigen, die Civilliste selbst aber, und zwar für Lebensdauer, auf 25 Millionen Fr. jährlich, aus dem königlichen Schatze zahlbar, festzusetzen; für die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses dagegen die Summe von 7 Mill.; für die Kosten der Leichenbestattung Louis XVIII. und die Krönung seines Nachfolgers ausserordentlich 6 Millionen Fr. Endlich in Betreff der Apanage des Herzogs von Orleans bestimmte man, daß der jeweilige Chef dieses Hauses alle die Güter, welche weiland Monsieur, dem Bruder Königs Louis XIV. in jener Eigenschaft zugewiesen worden waren, fortbesitzen sollte, bis zum Aussterben der Linie, in welchem Falle sie sodann wieder an den Staat zurückkommen würden.

Die Emigranten-Entschädigung war ein fernerer hochwichtiger Punkt der Berathung. Hr. von Martignac, der Generaldirektor der Domänen, hatte während sechs Monaten mit großer Unverdrossenheit alle nöthigen Papiere und Aufschlüsse aus den Departements sich verschafft, und einen so klaren und gediegenen als umfassenden und erschöpfenden Bericht abgestattet. Derselbe ward im Konseile nunmehr berathen

und die Frage über Mittel und Wege der Entschädigung verhandelt. Man verständigte sich nach mancherlei Vorschlägen der verschiedensten Art dahin: 30 Millionen Renten zu einem Kapital von einer Milliarde Franken zu schaffen, um diejenigen Franzosen zu entschädigen, welche durch die revolutionären Gesetze ihres Eigenthums beraubt worden. Diese dreiprocentigen Renten sollten durch Reduktion der bisher mit 5 Procent bezahlten Zinsen gedeckt werden.

Hr. von Villèle, welcher mit der Idee einer neuen Rentenverwandlung sich herumtrug und von den Bankiers die tröstlichsten Zusicherungen erhalten hatte, verhieß alle Bedürfnisse zu befriedigen, ohne die Interessen des Schatzes zu gefährden.

Das Sakrilegium, d. h. die Bestrafung der Tempelentweihungen im Geiste der alten furchtbaren Gesetze, und die Gestattung von Frauenklöstern jeder Regel machten den Beschluß in den wichtigen Materien, welche man der Kammer vorzulegen gedachte. Die Thronrede war derselben angemessen; doch verschleierte man alles in zarte und allgemeine Worte, was allzusehr aufregen und der königlichen Popularität Schaden bringen konnte. Die Emigranten-Entschädigung und die Krönung zu Rheims waren allein ausdrücklich genannt.

Die dermalige Kammer war durch zwei neue Kandidaten der linken Seite, Dupont de l'Eure und Labbey de Pompières, so wie durch einen von dem linken Centrum, Chabaud Latour, verstärkt worden; die übrigen neuen Wahlen hatten dem rechten Centrum und der Rechten angehört.

Die Civilliste ging, als es zu den Debatten der Gesetzesvorschläge kam, glücklich durch, selbst für den Herzog von Orleans, wiewohl, was diesen letzteren betraf, nicht ohne einigen

Widerspruch von Seiten der Contre-Opposition; die linke Seite stimmte dießmal in beifälligem Sinne, denn sie und der Herzog standen mit einander bereits seit längerer Zeit in geheimer Verbindung. Der Herzog arbeitete, alle Fälle und Möglichkeiten berechnend, für die Zukunft. Desto heftigeren Kampf erregte das Projekt wegen der Emigré's. Alle Gründe des Rechts, der Moral, der Politik, der Leidenschaft, wurden von den Freunden, wie von den Gegnern der Sache, geltend gemacht. Labbey de Pompières, Agier, Foy, Dupont de l'Eure, La Bourdonnaye, Duplessis, de Grénédan, waren die Hauptsprecher der Opposition und Gegenopposition und setzten dem Hrn. v. Villèle mehr als einmal bitter zu. Nichts desto weniger siegte dieser durch entschiedene Mehrheit. Die Pairskammer, worin allzu viele Interessenten saßen, welche Theil an der Entschädigung erhielten, nahm fast ohne bedeutende Erörterungen den Entwurf an, worüber Hr. Portalis Bericht erstattet hatte, und zwar trug zur Beseitigung des Widerstandes wesentlich die Sinnesänderung der nach Frieden und Aussöhnung mit den s. g. Kardinalisten begierigen Fraktion Richelieu bei. Die Dreiprocentigen gewannen ebenfalls die Oberhand über die als Amendement vorgeschlagenen Fünfprocentigen. Eine große Kommission beschäftigte sich nunmehr mit Untersuchung der Rechtstitel und mit der Vertheilung der einzelnen Entschädigungen. Damit er auch hierin Meister des Terrains bliebe, sorgte Hr. von Villèle dafür, daß lauter Anhänger seiner Partei, oder Männer, die er durch reiche Sinekuren sich gewonnen, zu Mitgliedern in dieselbe gewählt wurden. Im Ganzen herrschten Rechtssinn, Billigkeitsgefühl, Ordnung und Klarheit bei den Arbeiten dieser Kommission. Der patriotische Herzog von Orleans mit 14 Millionen stand

oben an in der Reihe der Entschädigten. Auch die liberalen Häupter, Choiseul, Lafayette, de Lameth und A. vergaßen sich bei der Sache nicht, sondern nahmen ihre Prorata's mit naiver Dankbarkeit an. Die Royalisten stiegen seit diesem Tage in finanzieller Kraft bedeutend; das Eigenthum erhielt größeren Werth und hielt den Nationalgütern das Gleichgewicht. Eine Menge von Vergleichen wurde geschlossen und von alten Schulden bezahlt. Die Gütereigenthümer erhielten bei den künftigen Wahlen ein entscheidendes Uebergewicht.

Nicht minder glücklich, als Hr. von Villèle mit der Milliarde für die Emigré's, war Hr. von Peyronnet mit dem Sakrilegiumsgesetz, welches, in vier Titeln abgefaßt, die Entweihung geheiligter Gefäße und Hostien für ein todeswürdiges, ja dem Vatermorde gleichgestelltes Verbrechen erklärte, und, falls dasselbe öffentlich verübt worden, auch mit dem Tode wirklich bestrafte, welches ferner selbst den Diebstahl in heiligen Gebäuden begangen, mit derselben Strafe belegte. Alle mildernden Abänderungen wurden von der Pairskammer, worin Lally-Tolendal umsonst mit männlichem Muthe gegen solche grausame Uebertreibung stritt, verworfen. In der Deputirtenkammer stimmten 210 Mitglieder gegen, 93 für die Annahme desselben Gesetzes. Alle Beredsamkeit Benjamin Constants, Royer Collards, Chabaud Latours, Devaux's und Anderer verhallte vor den donnernden Philippiken einer wüthenden Religiosität, welche die Mehrheit zur Schau trug. Nach dem Sakrilegiumsgesetz ging auch das über die Frauenklöster durch, und so groß war der Eifer in Israel, daß sogar die Herren de Peyronnet, de Frayssinous und de Quelen vom Abbé de Lamennais und seinen Anhängern in Flugschriften als „Abtrünnige am Heiligthum des Herrn" geschmäht und dem Zorne des Himmels überliefert wurden.

Desto größere Anerkennung fand für seine, der römischen Kirche in Spanien geleistete Dienste der Herzog von Angoulême. Der heilige Vater übersandte ihm durch einen eigenen Legaten a Latere einen geweihten Degen, welcher bisher nur den heldenmüthigsten Streitern für die Kirche geschenkt worden war. Die Umtriebe der Missionsgesellschaften in Südfrankreich weckten die Besorgnisse der Protestanten in hohem Grade und trieben sie gegenseitig zu Schutzvereinen; bei dem Centralausschuß desselben, der zu Paris bestand, bemerkte man auch die Herren Guizot, Stael-Holstein und den Herzog von Broglie. Die Kongregation, stutzig hierüber, rief, mittelst einer Ordonnanz des Bischofs von Hermopolis, eine „Central-Anstalt für höhere kirchliche Studien" ins Leben. Zur Leitung der wissenschaftlichen und polemischen Uebungen bildete sich zugleich eine „geistliche Kommission," an deren Spitze der Kardinal-Erzbischof von Sens, Herzog de Lafare, sich stellte; eine Reihe von Erzbischöfen, Bischöfen, Generalvikaren und Kapitels-Senioren, deren ultramontanische Gesinnung ausser Zweifel stand, unterstützten diesen zelotischen Prälaten. Hiemit nicht zufrieden, wagte die Priesterpartei, durch das Organ des königlichen General-Prokurators, Bellart, auch noch wiederholte Stürme auf die Journale der Liberalen; sie wurden keiner geringeren Verbrechen, als des Versuches zum Umsturze des Throns und der öffentlichen Ordnung, der Ausbreitung eines philosophischen Fanatismus und der wildesten religiösen Anarchie oder doch der unverholenen Verachtung kirchlicher Gegenstände und aller Priester der Religion, der Mysterien und Traditionen, und einer unverkennbaren Richtung zum Protestantismus, bezüchtigt; man drang auf ihre einstweilige Suspension und auf Vorforderung ihrer Redactoren vor das Tribunal.

Unter diesen Journalen waren zunächst der Constitutionnel und der Courrier Français, als die Haupttummelplätze solchen lästerlichen und vermessenen Treibens, bezeichnet; allein das überwiegende Talent der Advokaten Dupin des Aeltern und Merilhou's gewann den Sieg und begründete hauptsächlich ihren Parteiruhm als Liberale. Die Freisprechung erfolgte, bei erstgenanntem Journal unter stürmischem Beifall des Publikums, bei letzterem mit vieler Ruhe, da das früher gegebene Beispiel scharfe Rügen veranlaßt hatte. Die Pariser säumten nicht, diesen Triumph noch durch einen bittern Spott zu steigern, welchen sie der Priesterpartei zufügten, nemlich durch eine Fünf-Sous-Ausgabe des Tartuffe, von welcher in wenig Tagen über 25,000 Exemplare verschlossen waren. Der Wendepunkt der ultramontan-jesuitischen Willkührherrschaft war nunmehr eingetreten; von da an begann eine heftige Reaktion des öffentlichen Geistes wider ihre Prinzipien, Lehren und Unternehmungen.

Der Graf von Montlosier, ein Mann von erprobtem Royalismus und entschiedener Feindschaft gegen die Revolution, war der Arnold Winkelried dieses Kampfes. In einer Reihe von Artikeln, welche er dem „Drapeau blanc" einverleibte, griff er das Daseyn der Kongregation, als einer Gesellschaft, an, welche in drei Richtungen, als Jesuitismus, Ultramontanismus und Priesteraristokratie, den Staat, die Gesellschaft und die Religion gefährde. Dieser Anklage gab er später noch mehr Umfang und Gewicht durch eine förmliche Denunziation in gesetzlicher Form, wie wir weiter unten hören werden. Maltebrun, de Pradt, Bosta und verschiedene andere ungenannte Schriftsteller beleuchteten die kirchlichen Fragen ebenfalls; man begann die Monita secreta und alle skandalösen Chroniken über den Jesuitismus wieder an's Tageslicht zu ziehen; die beliebten

Résumé's erschienen, eine leichte und oberflächliche, bisweilen jedoch nicht ohne Geist abgefaßte und für die Intelligenz der Menge wohlberechnete Arbeit und eine Unzahl Exemplare ward davon durch Frankreich und selbst nach anderen Staaten hin verbreitet. Die Aktenstücke zur Geschichte der gallikanischen Kirche und ihres Verhältnisses zu Rom, die Erinnerungen an den großen Zweikampf zwischen Jansenismus und Jesuitismus wurden ebenfalls wieder aufgefrischt. Kurz, eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit und Rührigkeit zeigte sich in den Geistern. Was vermochten gegen sie der „Eloa" und das „Mémorial catholique," trotz Lamennais und Bonald, Eckstein und Haller? was die verfälschte „Histoire littéraire de la France?" was alle Traktate der Missionen? —

Diesem neuen Aufschwung, den die religiösen und kirchlichen Fragen bewirkt hatten, kam sehr zu Gunsten die auf einmal nun zur Mode gewordene (bisher so ziemlich verhaltene) Begeisterung für die Griechensache. Eine Masse von historischen Werken guten und schlechten Gehalts, unterhielt die heilige Flamme. Chateaubriands „Note über den Zustand Griechenlands" ward zu einem furchtbaren Manifeste in der Meinung. Die „Messenierinnen" von Casimir de la Vigne, die „Volkslieder der Griechen" von Fauriel, das „Erwachen Griechenlands" von Pellet d'Epinal und viele andere dieser Art mehr, entflammten das Blut der Franzosen. Dazwischen ließ sich unausgesetzt der schelmisch-liebliche und gottlos-begeisterte Paradiesvogel der Revolution und des Kaiserreichs, Beranger, hören. Verjagt und verfolgt von der einen Stelle, setzte er sich stets wieder auf eine andere, am liebsten gegenüber den Tuilerien selbst, und erneuerte da seine unheilbringenden Lieder voll bitteren, tödlichen Spottes über das bourbonische Geschlecht.

Nichts desto weniger ging am 29. Mai (1825) die Krönung König Karls X. zu Rheims mit ungewöhnlicher Pracht in der Kathedrale Notre Dame vor sich. Ganz Frankreich hatte zur Verherrlichung des Festes durch Deputationen beigetragen. England schickte seinen reichsten Lord, in der Person des Herzogs von Northumberland, Oesterreich den angesehensten Magnaten Ungarns, in der Person des Fürsten Esterhazy. Die Barbaresken waren durch Sidy Mahmud von Tunis, der heilige Vater durch seinen Nuntius zu Paris, die Geldmonarchie durch den König der Juden, M. A. von Rothschild, vertreten. Die Dichtkunst hatte neben diesen Giganten der Prosa zwei Romantiker ersten Rangs, in der Person Chateaubriands und La Martine's, zu Herolden ihrer Gefühle bestallt, und die Sänger durften hier mit dem Könige gehen, aus dem Hauptgrunde, weil sie beide gute Royalisten waren.

Die scharlachrothe Uniform des Hrn. von Rothschild, das türkische Kostume des tunisischen Gesandten, die Nobelgarde-Insignien des Ungarn und das heilige Oel*), womit der neue Monarch gesalbt wurde, bildeten für die schaulustigen und witzliebenden Franzosen die vorzüglichsten Schaustücke des Festes und ließen sie beinahe die zwölf Marschälle von Frankreich, welche Hr. von Chateaubriand so sinnreich zu schildern wußte, übersehen.

---

*) Während der Revolution (1793) war die Flasche, worin man das Krönungsöl seit Klodewigs Zeiten aufbewahrt hatte, auf Befehl des Konvents öffentlich zerschlagen worden. Allein ein frommer Priester hatte den glücklichen Einfall gehabt, einige Ueberreste zu sammeln und zu verbergen. Wie glücklich war nun Karl X. als der Fund entdeckt wurde und es blos einiges Chrysams bedurfte, um das geronnene und harzig gewordene Oel wieder flüssig zu machen! So sichtbar sorgte der Himmel für die Bourbone!

Eine Amneſtie und Gnadenbezeigungen mancherlei Art gewährte der König nach ſeiner Rückkehr aus der Krönungsſtadt; auch einige neue Titular-Staatsminiſter ſah man ernannt, aus der Reihe jener Perſonen, welchen der Hof noch Anerkennung früher geleiſteter Dienſte ſchuldig geblieben, nemlich: Laforêſt, de Sèzes und Talaru. Das Volk von Paris erhielt Panem et Circenses und ſchien übervergnügt. Am 5 Junius ſchloß der König die Kammern.

Von größerer Wichtigkeit als die Krönung Karls X. zu Rheims, ſchien den Franzoſen, oder doch der entſchiedenen Mehrzahl, der am 28. November erfolgte Tod General Foy's. Er war mit all' der Würde und Männlichkeit geſchieden, mit welcher er gelebt hatte, weniger bekümmert um die Zukunft ſeiner Familie, welche er unbemittelt hinterließ, als um diejenige Frankreichs, für deſſen Ehre er ſo oft in die Schranken getreten, ſeines eigenen, unvergänglichen Ruhmes ſicher. Die Bevölkerung der Hauptſtadt offenbarte den ungeheucheltſten Schmerz über das Ereigniß. Ueber Hunderttauſende begleiteten den Leichenzug des Preux Chevalier. Der Parteigeiſt nicht minder als die wahrhafte Begeiſterung benutzte, wie zu erwarten war, die Sache, um ſelbſt durch Grabreden auf die politiſche Stimmung einzuwirken. Caſimir Perrier war der Demoſthenes des Tages, oder vielmehr der Redner Antonius bei Cäſars Leiche. Man beſchloß die Errichtung eines Monumentes für den Verewigten *) mittelſt Nationalſubſcription. Nach kurzer Zeit war über eine Million Franken eingelaufen; der Herzog von Orleans allein hatte dazu 10,000 Fr. beigeſteuert. Die

*) Ein ſchönes hatte er ſich ſelbſt noch kurz vorher durch Herausgabe eines Geſchichtswerkes über den Krieg auf der pyrenäiſchen Halbinſel geſetzt.

Leichenfeier selbst, das Denkmal, die Nationalsubscription und die Sprache der Tagesblätter kamen dem Hofe gleich bedenklich vor; Hr. von Villèle mußte bittere Vorwürfe, selbst von dem Dauphin hören. Voll Verdruß bot er seine Entlassung; aber der König hatte Gründe genug, sie nicht anzunehmen, sondern seinem Unmuth, wie dem der Seinigen, Schweigen zu gebieten.

Drittes Kapitel.

Frankreichs auswärtige Politik. — Die Emanzipation Hayti's. — Das Erbschaftsgesetz. — Reaktion des öffentlichen Geistes. — Der Philhellenismus. — Der Jesuitismus.

Unter den auswärtigen Angelegenheiten und Ereignissen, welche im Jahre 1825 die Sorgfalt der Regierung am meisten beschäftigten, stunden oben an: die Emanzipation Hayti's, die spanischen Kolonieen und der Tod Kaiser Alexanders von Rußland.

Erstere, die Emanzipation einer empörten Neger- und Mulatten-Kolonie, war kein Gedanke des Liberalismus, sondern er entsprang rein und ganz aus dem Haupte des Hrn. von Villèle, welcher dadurch einerseits eine nicht geringe Zahl Royalisten, nemlich die alten Pflanzer von St. Domingo oder deren Familien, durch Geltendmachung ihrer Forderungen und durch den Gewinn einer hübschen Entschädigung für das doch einmal

unwiderbringlich Verlorne ſich verpflichten, anderſeits aber (— und dieß war der Hauptbeweggrund —) durch die Freierklärung der gedachten Inſel Spanien zu Aehnlichem ermuthigen und die Emanzipation der ſüd-amerikaniſchen Kolonieen und die Anerkennung der neuen Freiſtaaten anbahnen wollte. Die Finanzen Frankreichs — denn hier handelte nicht der Präſident des Konſeils und das Organ der royaliſtiſchen Mehrheit, ſondern der Finanzminiſter allein, — gewannen dadurch von zwei Seiten zugleich Vortheile; für's Erſte floß durch jene Entſchädigung, die man als Conditio sine qua non der Anerkennung Hayti vorſchlug, eine beträchtliche Summe in's Land; für's Zweite hatte man eine gegründete Ausſicht (die ſonſt auf keinerlei Weiſe ſich zeigte) Spanien ſelbſt nach ſeiner Entlaſtung von den Kolonieen und den ſo koſtbaren als unnützen Anſtrengungen für Wiedergewinn derſelben, in finanzieller Hinſicht etwas flott zu machen und in den Stand zu ſetzen, die große Schuld an Frankreich, welche in Folge des Interventionsfeldzuges und der Anleihen vor demſelben, erwachſen war, abzutragen. Auf die Börſe ſelbſt, wo ſeit dem Geſetze der Rentenverwandlung eine große Flauheit eingetreten und der öffentliche Kredit erſchüttert worden war, mußte ein ſolches Ereigniß den heilſamſten Einfluß für die Intereſſen der Regierung bewirken.

Der König war leichter zu ſeiner Beiſtimmung zu dem wichtigen Akte zu bewegen, als man nach der Zähigkeit ſeiner Grundſätze über Hoheitsrechte hätte glauben ſollen. Er zog einen Vergleich, welcher den Schein dieſer letzteren ihm rettete, einem Kriege, der von allerlei Gefahren und möglichen Wechſelfällen begleitet war, vor; auch ſtiegen Erinnerungen an die Schickſale Rochambeau's und Leclerc's in warnenden Bildern vor ihm auf. Reichhaltige Handelszugeſtändniſſe blieben zum Troſte und zur Beruhigung für die heftigſten Royaliſten, im Hinter-

grunde. Die Emanzipation sollte in Form einer Ordonnanz verliehen und eine, dem Verluste der reklamirenden Pflanzer wenigstens verhältnißmäßig sich annähernde Summe von Seite der Republik bezahlt werden. Der Baron von Mackau, zugleich mit Aufträgen für die Gouverneurs und die Seestation der Antillen versehen, erschien von Martinique aus, mit einer Fregatte und zwei Briggs vor Port-au-Prince; der Contre-Admiral Jurrien, mit dem Reste der Eskadre, sollte für gedenkbare Fälle nach einigem Zeitverlaufe ihm folgen.

Diejenige von den Bedingungen, welche Frankreich an die Emanzipation der Insel geknüpft, nemlich, den Hafen von St. Domingo allen Nationen zu öffnen, schien die Ordonnanz selbst, durch welche es den Haytiern die ganze und vollständige Unabhängigkeit ihrer Regierung zusprach, wiederum vernichten zu wollen, und aus diesem Grunde verzögerten sich die Unterhandlungen des Barons mit Boyer um mehrere Tage; endlich gab letzterer, welcher vielleicht nicht nur Frankreich, sondern auch andere Großmächte, im Fall eines förmlichen Kampfes, feindlich wider die Republik im Hintergrunde sah, vielleicht auch nicht ohne innere Vorbehalte für die Zukunft, nach, und empfing die Ordonnanz, mit unbedingtem Vertrauen in die Loyalität des Königs von Frankreich, wiewohl nicht ohne heftigen Widerspruch von Seite der streng-republikanischen Partei im Lande. Nichts desto weniger wurden Freudenfeste sofort gefeiert und drei Abgeordnete von dem Präsidenten nach Paris gesendet, um den Bedingungen des Vertrages zu genügen. Am 10. August trafen sie zu Brest ein und eine telegraphische Depesche meldete den erstaunten Franzosen, daß die Ordonnanz wegen Hayti mit Ehrfurcht und Dankbarkeit aufgenommen worden sey. Die liberale Partei, wiewohl die Freiheit des Negerstaates nunmehr gesichert schien, war mit der Form

des vor sich gegangenen Aktes schlecht zufrieden. Ein Anleihen ward darauf zu Herbeischaffung der ersten Entschädigungs-Rate vermittelt; die Bedingungen zeigten sich, da in England, wegen der vorwaltenden Handelskrisis nichts erzielt werden konnte, härter, als man anfänglich geglaubt und selbst Garantieen wurden noch überdieß gefordert. Eine Gesellschaft, bestehend aus den Herren Laffitte, Gebrüder Rothschild, Hagenau, Blanc-Colin, Ardouin-Hubard, Cäsar Lapanouze, Paravey et Comp. und aus dem Syndikate der General-Einnehmer, erhielt dieses Anleihen zugeschlagen, nachdem die früheren Versuche bei Ternaux, wegen allzu abweichender Ansichten über das Minimum, mißglückt waren.

Das wegen Hayti gegebene Beispiel hatte keine solche Rückwirkungen auf Spanien hinsichtlich seiner Kolonieen, wie Hr. von Villèle wohl gehofft hatte. Das Kabinet von Madrid beantwortete die Ansinnen desselben durch das Organ Calomarde's, wenn auch etwas höflicher, doch mit nicht minderer Unbeweglichkeit, als die Forderungen des Hrn. Canning durch das Organ Zea de Bermudez's. Eine neue Ausrüstung nach der Havannah und nach Vera crux war vielmehr die nächste Folge dieser, von den beiden vermittelnden Ministern gemachten Schritte. König Ferdinand wollte schlechterdings von keinen Zugeständnissen an den Zeitgeist hören und zeigte Hrn. von Villèle, als der Aufstand der Agraviados in Catalonien unterdrückt worden, deutlich genug, wie wenig er sich aus seinen zur Versöhnung und Mäßigung hinführenden Rathschlägen mache, dadurch, daß er den hiefür theilweise gewonnenen Zea durch den Herzog von Infantado, den Mann seines Herzens und Glaubens, ersetzte. Der eigene Abgesandte Frankreichs, du Moustier, Talaru's Nachfolger, in dessen Wahl sich der Präsident des Konseils so sehr vergriffen, beförderte heimlich

diese Richtung. Zu allem Unglück machten ihm auch D. Miguels mißlungener Aufruhr und die damit zusammenhängenden eigenthümlichen Nebenumstände in Portugal viele und schwere Verdrießlichkeiten. Hr. Hyde de Neuville, der bei jenem Anlaß England, durch den Umstand, daß er eigenmächtig eine Rolle gespielt, welche dieses für sich allein ansprach, beleidigt zu haben schien, mußte zurückberufen werden. Endlich kam noch hinzu die von Hrn. Canning so eifrig betriebene Trennungsgeschichte zwischen Portugal und Brasilien. Hr. von Villèle gerieth täglich mehr und mehr in den Zauberkreis der national-ökonomischen Ideen Cannings und Huskissons, und eine größere Annäherung zwischen beiden Staaten und eine allmählige Abschälung Frankreichs von dem bisherigen Verhältniß zur heiligen Allianz schien sich, allen Anzeigen nach, vorzubereiten.

Alexanders plötzlicher Tod, für die Dynastie Bourbon ein inhaltschweres Ereigniß, begünstigte dieses System nicht wenig. Doch suchte der junge Kaiser, Nikolaus, welcher einen sehr zärtlichen Brief an Karl X. schrieb, diesen ganz in den alten Gefühlen fest zu erhalten, welche seinen Bruder und das bourbonische Haus so innig verknüpft, dadurch, daß er ihn über die Unwandelbarkeit der bisher befolgten Politik beruhigte. Graf Pozzo di Borgo, der stets vermittelnde, unermüdlich thätige, schlaue, durchdringende Spiritus familiaris des französischen Kabinetes, so oft dessen Weisheit nicht mehr ausreichte, blieb auf seinem wichtigen Posten zu Paris frisch bestätigt.

Hr. von Villèle, welcher seit einiger Zeit durch ein neues Journal, die „Etoile", das Publikum von seinen eigentlichen Grundsätzen und Absichten zu belehren sich große Mühe gegeben hatte, mußte, als die Kammern am 31. Jänner wieder zusammentraten, auf keine minder stürmische Sitzung, als im verflossenen Jahre, sich gefaßt machen, trotz der blindergebenen

Majorität, welche durch ein um diese Zeit erschienenes Werk „Biographie des Députés de la Chambre septennale“ ungemein lächerlich gemacht worden war. Die Thronrede berührte als die Hauptgegenstände der Session: den mit England geschlossenen Schifffahrts- und Handelstraktat; die Entscheidung des Looses der Pflanzer von St. Domingo; die Möglichkeit einer Verbesserung des finanziellen Zustandes der Geistlichkeit und einer Herabsetzung der indirekten Steuern von 15 Mill. Fr., in Anbetracht des vermehrten Ertrages der Verbrauchssteuern; endlich die Befestigung der Stabilität (als des ersten Bedürfnisses der Staaten) durch ein neues Erbfolgegesetz. Zugleich fielen bedeutsame Winke über das, was das Ministerium mit der Presse vorhatte.

Nachdem Hr. Ravèz, wie gewöhnlich, zum Präsidenten durch Stimmenmehrheit vorgeschlagen und vom Könige ernannt worden war, ging man rüstig an die Arbeit. Hr. v. Villèle legte drei neue Finanzgesetz-Entwürfe vor, davon der erste rückwirkend, die Festsetzung des Budgets von 1824 zu 986,073,842 Franken Ausgabe und 994,971,962 Franken Einnahme, der zweite die Forderung von nachträglichen Krediten zu 18,749,268 Franken, der dritte das Ausgaben-Budget für 1827 mit 915,773,042 Fr. (darunter 238,840,121 Fr. als Zinsen der Staatsschuld und Beiträge für die Tilgungskasse) betraf. Ein Nachlaß von 6,678,066 Fr. an Grund-, Personal-, Möbel-, Thüren- und Fenstersteuern ward als theils schon erfolgt, theils als demnächst erfolgend, angekündigt. Der Finanzminister hielt seiner Lieblings-Operation mit den dreiprocentigen Renten eine glänzende Lobrede.

Auf das Budget erfolgte der „Entwurf zur Vertheilung der Entschädigung“ (von 150 Millionen Fr.) unter die Pflanzer von St. Domingo, sowie der von Hrn. de St. Cricq (dem

Präsidenten des Handelsbureau) ausgearbeitete Mauth-Tarif. Alle diese Entwürfe gingen in beiden Kammern mit großer Mehrheit durch. Hr. von Villèle verfiel nun, um sich in Zukunft gegen jeden Vorwurf von Eigenmächtigkeiten und Experimenten zu schützen, auf die Idee, einen Rechnungshof zu stiften und der König genehmigte dieselbe. Ferner drang er, um Popularität sich zu erwerben, auf eine gleichmäßigere Vertheilung der indirekten Steuern, was ebenfalls Genehmigung erhielt. Endlich wirkte er für namhafte Verbesserungen in der Landwirthschaft und Viehzucht.

Allein alle diese Dinge entwaffneten den Grimm seiner Gegner von zwei verschiedenen Seiten keineswegs. Nachdem sie die Ausdehnung des königlichen Vorrechts auf den Erlaß von Tarifen, als verfassungswidrig, bezeichnet, griffen sie jeden sich darbietenden Anlaß mit Begierde auf, um den Minister mit den bittersten Vorwürfen zu überschütten. Die beispiellosen Verschleuderungen des spanischen Krieges und der berüchtigte Proceß des Hrn. Ouvrard, welcher Großlieferant und Großwucherer zwar im Gefängniß saß, aber Memoiren des ärgerlichsten, der Verwaltung überaus fatalen, Inhalts von da aus unter das Publikum zu schleudern wußte, wurden sehr ergiebige Quellen zu Befriedigung dieser Stimmung. Alle wunden Seiten der glorreichen Armada enthüllten sich jetzt aller Welt, sowohl die Triebfedern und Beweggründe zu dieser selbst, als die Einzelnheiten während des Feldzugs und man erfuhr auch zugleich auf diesem Wege, durch welche Streitkräfte eigentlich oder doch hauptsächlich die Constitution und die Herrschaft der Cortes besiegt worden. Das Aergerniß war so stark und allgemein, daß die Pairskammer sich für unzuständig in der Sache, der Zuchtpolizeihof aber den Hrn. Ouvrard, als nur

das Werkzeug oder den Gehülfen von höhergestellten Personen, für frei erklärte.

So nachtheilig die Rückwirkungen der moralischen Niederlage auch waren, welche das Ministerium bei diesem Prozesse erlitten, so trotzte es doch noch fortwährend, weder durch den gellenden Hohn, noch durch die verdoppelten Angriffe der beiden Oppositionen erschüttert, auf sein sicheres Kontingent in der „unbeweglichen" Kammermehrheit. Allein es wurde plötzlich aus dieser Behaglichkeit auf die allerunangenehmste Weise aufgeschreckt durch den Schlag, welcher sein Ansehen in der Pairskammer getroffen. Dieselbe hatte das Erbschaftsgesetz, mit alleiniger Ausnahme des dritten Artikels, der von den Substitutionen handelte, auf welches die siegreiche Partei so wichtige Dinge gebaut, geradezu verworfen. Die Fraktionen aller gestürzten Ministerien hatten sich diesmal mit den Liberalen vereinigt. Durch jenen dritten Artikel selbst war blos die Befugniß eingeräumt worden, die Güter, worüber das bürgerliche Gesetzbuch keine bestimmte Verfügung enthielt, ganz oder zum Theil, durch einen Vertrag unter Lebenden oder durch Letztwillen, unter der Bedingung zu vergeben, sie den Kindern des Schenkers bis in's zweite Glied wieder auszuliefern.

Aber auch dieser einzige Artikel ging in der Deputirtenkammer nicht ohne heftige Anfechtungen von Seite der liberalen Partei, am 11. Mai 1826 durch. Die Nation empfing ihn mit gemäßigtem Tadel, die Verwerfung der übrigen Artikel dagegen mit rauschendem Beifall, der den Gesinnungen und dem Benehmen der Pairs gezollt wurde. Jetzt erst zollte man dem klugen Einfall des Gründers der Charte vollen Beifall, eine erste Kammer eingeführt zu haben. Als Hr. v. Peyronnet gleich darauf den von Chateaubriand gemachten Antrag wider den Sklavenhandel in der Levante im Interesse des

französischen Kommerzes bekämpfen zu müssen glaubte, brach der Sturm der öffentlichen Meinung von allen Seiten wider das ruchlose System des Ministeriums los. Die Unterstützungen, welche französische Fahrzeuge und Rheder den Türken und Aegyptiern, in ihrem Kampfe wider die unglücklichen Griechen geliefert, die Werbungen von Offizieren und Matrosen, die Schiffsbauten in Marseille und Havre de Graçe, für Mehemed Ali und Ibrahim, welche man gewährt, und bei denen Bonapartisten, wie Livron, Selves u. A., eine, wie es schien, Humanität und Nationalehre gleich sehr verletzende Rolle gespielt, wurden an's Licht gezogen und die Fragen der Philanthropie mit solcher Wärme und Schärfe verhandelt, daß ein schwer zu beschreibender, von den Liberalen jedoch nicht übel berechneter Eindruck auf das Publikum dadurch bewirkt wurde. In diesen Tagen umhüllte sich der Name ebendesselben Chateaubriand, welcher noch vor wenig Jahren als Minister der Auswärtigen alle Sendungen und Werbungen für die Griechen verhindert und durchziehende Philhellenen auf Schubkarren nach der Gränze hatte zurückbringen lassen, mit neuer Glorie, indem keine Zunge beredter, keine Feder unermüdeter, als die seinige, ihre Sache vertrat. Der Heldenmuth von Missolunghi erst hatte in dem Romantiker das Mitgefühl entzündet und die tiefe Empfindlichkeit über die eingebüßte Rolle in den Staatsgeschäften brachte die christlichen Grundsätze zu ihrem völligen Durchbruch. Die Theilnahme für die Griechen in Frankreich nahm zu, durch alle Klassen der Gesellschaft, und offenbarte sich mit einer Ostentation, welche eben so sehr den Ministern zu trotzen, als die Welt zu überzeugen suchte, daß innere Ueberzeugung dem Ganzen zu Grunde liege. Die schönen zarten Hände der mit Unterzeichnungslisten herumwandernden Damen aus den ersten Häusern brachten beträchtliche Summen zusammen, hinsichtlich welcher allein nur

zu bedauern war, daß blos der kleinste Theil den leidenden Hellenen wirklich zu Gute kam, weil das Meiste in die Kassen der Kolokotroni's und anderer Häuptlinge seines Schlages oder in diejenige von gewissenlosen gewinnsüchtigen christlichen Spekulanten gerieth.

Das Ministerium, in Gefahr, von den immer brandendern Wogen der Volksmeinung überwältigt zu werden, gestattete jetzt seinen unbedingten Anhängern immer stärkere Anläufe auf die freche Presse. Man zog die Redakteure der Tagsblätter, wo es nur thunlich war, vor Gericht und belegte sie mit harten Strafen. Die liberale Partei rächte sich durch Verbreitung theils einer Anzahl von Flugschriften politischen Inhalts, meist von bonapartistischer Färbung, theils größerer Geschichtswerke mit wirklichem Gehalt über die Revolution und den großen Feldherrn, (wie z. B. die von Fain, Segur, Norvins, Pons de Herault, Thiers, Mignet u. s. w.), theils aber und ganz besonders von skandalösen Biographieen, bald der Deputirten, bald der Hofdamen. Die unsittlichsten Bücher wurden nach und nach wieder Tageslektüre, und wo die Phantasie der Gegenwart nicht hinreichte, nahm man den Stoff aus der Vergangenheit oder besorgte neue Auflagen längst vergessener Unflätigkeiten.

Die Kongregation machte inmitten dieser heftigen Reaktion gegen sie nichts desto weniger täglich mehr Fortschritte. Die Erziehung des einstigen Thronfolgers, des Herzogs von Bordeaux, welchem vor einiger Zeit mit einer Art geräuschvoller Zudringlichkeit die Besitzung Chambord, in der Form eines Nationalgeschenks, erkauft worden war, war den erklärten Freunden des Jesuitismus, dem Herzog de Rivière und dem Bischof von Straßburg, Hrn. Tharin, anvertraut, zum allgemeinen Aergerniß der Mehrzahl der Nation, da dieser Mann

bei großer Unduldsamkeit in Religionsbegriffen durch eine große Armuth an Ideen und völlige Unkenntniß des Zeitgeistes sich bemerkbar, ja berüchtigt, besonders aber auch als großer Patron des Missionsunwesens sich lächerlich gemacht hatte. Der Abbé de Lamennais setzte seine geistreiche und schneidende Dialektik gegen Kirchen- und Staatsgewalt in immer vermessenern Schriften fort, und als er darüber vor Gericht gezogen wurde, feierte er durch seine Freisprache blos einen desto glänzenderen Triumph.

Der Gallikanismus wurde förmlich verworfen und verhöhnt, und die Jesuiten, welche allenthalben sich eingeschlichen, machten aus ihrem Wirken und Walten und aus dem von oben erhaltenen Schutze gar kein Geheimniß mehr. Der Graf von Montlosier trat zwar jetzt öffentlich mit einem frei und stark geschriebenen „Memoire" über ihr politisches und kirchliches System und über die dem Thron und dem Altare daraus drohenden Gefahren, abermals wider sie in die Schranken; er beschrieb in großen Umrissen und zugleich auf schlagende Thatsachen und authentische Aktenstücke gestützt, sowohl Ursprung und Wachsthum, als Verzweigung und Tendenz der betreffenden Kongregationen; allein was half dieser Feldzug gegen eine so fest organisirte und mit Unterstützungen und Verbündeten jeder Art aufrechterhaltene Macht? Selbst der Kultminister de Frayssinous war genöthigt, das Daseyn, und den Einfluß der Jesuiten, ja selbst die Leitung zuzugestehen, welche ihnen, sogar von Seite der Bischöfe, über viele kleine Seminarien anvertraut worden. Ebenso traten 80 Advokaten zu einer Berathung über die fraglichen Punkte zusammen und erklärten das Daseyn aller nichtgenehmigten Verbindungen und Kongregationen für strafbar nach dem Gesetze, die Wiederherstellung des durch Reichsgesetze aufgehobenen Jesuiterordens

ebenfalls für verfassungswidrig, sowohl in staats- als kirchenrechtlicher Hinsicht und sie drangen auf die Auflösung dieser verbotenen Vereine, Verbrüderungen und Orden. Allein damit hatte es denn auch für dießmal sein Verbleiben. Die Ultramontaner, Kongregationisten und Jesuiten fanden an Clauffel de Coussergues und Bonald beredte Sachwalter; Hr. v. Montlosier ward als ein eitler Träumer, als ein eifersüchtiger Narr, als ein ränkevoller Unzufriedener bezeichnet, welcher aus persönlichen Beweggründen seine Angriffe unternommen; die liberalen Advokaten aber stellte man als laute Zeugen der steigenden Preßfrechheit und Irreligiosität hin, welche aus Haß der Kirche deren wahre und eifrige Stützen zu verläumden und zu verfolgen gesucht. Die geistliche Faktion ließ, statt aller Antwort, das große Jubiläum mit einer unerhörten Pracht durch ganz Frankreich feiern und bearbeitete durch Wallfahrten, Missionskreuze und Prozessionen den Geist der niedern Volksmasse. Raketen, Petarden und Knallkugeln waren schlechte Gegenmittel, da sie einen ruchlos-materialistischen und polizeiwidrigen Charakter trugen, und je gröber der Atheismus der Revolution wider den Bigotismus der Restauration in Worten und Werken auftrat, desto mehr Rechtfertigung glaubte der letztere für sich selbst und seine Werke erhalten zu haben.

Die Erklärung von drei und vierzig französischen Bischöfen über die wahre Natur des Kirchenregimentes und dessen Verhältniß zur Staatsgewalt, welche am 18. April in feierlicher Audienz dem Könige Karl übergeben wurde, zeigte am besten den Stand der Sache an; die Grundsätze der gallikanischen Kirche waren darin so gut als abgeschworen *). Der

*) Das Ausführlichere darüber siehe in der Religions- und Kirchengeschichte der Restauration.

Erzbischof von Besançon begnügte sich mit dieser in Frankreich unerhörten Verdemüthigung der Landes-Prälatur vor dem Despotismus der römischen Kurie keineswegs, sondern er begründete noch überdieß eine „Gesellschaft zur Fortpflanzung und Verbreitung des Glaubens" mit allerlei Ober- und Unterabtheilungen und Centurien, unter einer obersten Direktion, die zu Paris ihren Sitz hatte und mit der Kongregation und der Polizei in enger Verbindung stand. Die Verfasser von Schriften, denen man Irreligiosität vorwerfen zu dürfen sich berechtigt hielt, wie Touquet mit seinem „moralischen und politischen Theil des Evangeliums," wurden strenge gebüßt, die alten Verordnungen wegen des Begräbnisses der Schauspieler, mit grober Verkennung des fortgeschrittenen Menschenverstandes, sogar auf den großen Talma angewendet, welchem, wie dem berühmten David, die Restauration einen besonders unversöhnHaß bewahrte, je mehr sein Talent einst zur Verherrlichung früherer Regierungen beigetragen. Der Bekehrungseifer ward nicht müde, und Auftritte, wie der mit dem Fürsten Salm-Salm einer- und der Herzogin von Anhalt-Köthen anderseits, zeigten, wie weit es die Partei in dem Kapitel der Unbefangenheit gebracht hatte.

Neben diesen thatkräftigen Unternehmungen des Anti-Liberalismus blieben die Anführer der entgegengesetzten Seite ebenfalls nicht unthätig. Besonderes Aufsehen suchte General Sebastiani zu machen, welcher Foy's Stelle und Rolle, aber nicht dessen politische Reinheit und moralische Würde ererbt. Dieser eitle Mann, ohne innere moralische Kraft und eigentliche militärische oder diplomatische Verdienste, aber voll brennenden Ehrgeizes nach einer wichtigen Stellung im Staate, spielte mehr als einmal in den Tagen, wo die Reihe seiner Parteigenossen dünn und gelichtet, zahlreichen Feinden gegenüber

stand, mit affektirtem Pathos die Rolle des Horatius Cokles, und es gab damals gläubige Seelen genug, welche an die Wahrhaftigkeit der verbrauchten Tiraden dieses von Napoleon einst blos aus landsmannschaftlichen Gründen gehätschelten Korsen glaubten und durch ein künstlich abgespultes Gewebe von geistreichen Plaudereien sich rühren und bestechen ließen, die größtentheils nicht einmal sein eigenes Geistswerk, sondern das von hülfeleistenden Freunden gewesen waren.

Neben solch' zusammengeflickten Berühmtheiten und Größen, bei welchen die goldenen Dressen an der Staatsuniform und die blinkenden Redensarten in den Vorträgen auf der Tribüne einander so ziemlich gleich an Werth sich herausstellten, leuchtete in ungewöhnlicher Pracht die Erscheinung des Hauptgenie's der liberalen oder doch quasi-liberalen Diplomatie, des Hrn. George Canning, welcher zu einem freundschaftlichen Besuche nach Paris Muße sich genommen hatte. Der ehrenwerthe Staatssekretär der Auswärtigen verband jedoch mit dieser Reise, die er, zu seinem Privatvergnügen und zu Bereicherung seiner Kenntniß von Sitten und Gebräuchen, Literatur und Kunst, Industrie und Volkswesen der Franzosen unternommen, noch allerlei kleine Nebenzwecke. Darunter gehörten die Handelsverhältnisse und die spanischen, portugiesischen und griechischen Angelegenheiten. In den ersteren sollte aller unter den gegenwärtigen Umständen denkbare Konflikt zwischen Frankreich und England vermieden, in den letzteren nach einem gemeinsamen Plan zwischen den beiden gehandelt werden, um Rußlands Vordrängen niederzuhalten. Hr. Canning, ein äußerst fashionabler und liebenswürdiger Gesellschafter, fand sich mit dem alten Könige an den zu seiner Ehre gegebenen Gastmahlen

sehr gut zusammen; noch besser fand er sich mit Hrn. von Villèle zurecht, dessen finanzielle Zwecke mit seinen politischen Grundsätzen so ziemlich übereinstimmten, dessen Ideen er als überlegener Kopf schnell errieth und dessen Eitelkeit er auf geschickte Weise zu schmeicheln wußte. Aber eine Macht hatte Hr. Canning dennoch nicht hoch genug angeschlagen, eine Macht, die zwischen König, Ministerium und Ausland mit entscheidendem Gewichte, bald fördernd, bald hemmend stand, — die Priesterpartei.

Einstweilen zufrieden mit den Vorbereitungen, den Vorgesprächen und Vorberathungen und ganz besonders mit dem abgeschlossenen „Handels- und Schifffahrts-Vertrag", welcher die Bestimmung haben sollte, die zwei alten, nebenbuhlerischen Nationen einander näher zu bringen, reiste der brittische Minister über den Kanal zurück. Er hatte die Menschen in der Nähe kennen gelernt, das Terrain genauer sondirt. Auf Karl X. selbst, dessen Minister er nach Kräften wider das Uebergewicht des russischen Einflusses im Orient bearbeitet, ließ er im Ganzen einen ziemlich angenehmen Eindruck zurück.

Mit dem Jahre 1827 war das fünfte Jahr der siebenjährigen Kammer angebrochen. Nach dem Urtheile vieler gemäßigteren Köpfe mußten die Vollmachten der Abgeordneten mit diesem Termine erlöschen, wenn man dem Texte der Charte nicht allzusehr Gewalt anthun wollte — und die Septennalität sollte der Quinquennalität Platz machen.

Die königliche Eröffnungsrede verhieß den Steuerpflichtigen wesentliche Erleichterungen; über die Mißbräuche der Presse drückte sie sich auf eine Art aus, welche das Kommende ahnen ließ. Die Dankadresse entfesselte bereits eine Menge Leidenschaften auf beiden Seiten. Der Antrag Casimir Perriers und Benjamin Constants auf Vorlegung verschiedener Aktenstücke,

welche einzelne Punkte der Throne beleuchten sollten, hatte keine Folge. Englands Einfluß auf der pyrenäischen Halbinsel war das Hauptstichblatt der Contre-Opposition gegen Hrn. v. Villèle. Man beschuldigte ihn, knechtisch am Schleppseil der englischen Politik zu hängen; Hr. v. Villèle entschuldigte sich damit, daß es für Spanien und Portugal, wie für die Ruhe Europa's im Allgemeinen am gerathensten sey, England in den Angelegenheiten der Halbinsel völlig freie Hand zu lassen. Die Vorwürfe klangen von zwei verschiedenen Seiten auf das bitterste fort; gleichwohl ward die Adresse fast ganz nach dem Entwurfe der Kommission abgefaßt; sie berührte vorzugsweise Fragen der auswärtigen Politik und drang auf Erhaltung des Friedens. Der König antwortete in gefälligem und beruhigendem Sinne.

In der Pairskammer begnügte man sich anfänglich mit Anfragen und Erklärungen, namentlich über die Angelegenheiten Portugals, über die Carta de Ley und Englands Urtheil an diesem Ereigniß, besonders aber über die Mission Sir Charles Stuarts. Hr. v. Chateaubriand konnte auch bei diesem Anlaß seine tiefe Empfindlichkeit gegen Hrn. Canning, welcher während seines Aufenthaltes in Paris ihn zu besuchen aus Zerstreuung versäumt, nicht unterdrücken.

Immer näher aber zog der Sturm heran, welcher Hrn. von Villèle's Herrschaft bedrohte; die beiden äußersten Oppositionen wirkten allmählig mit mehr Plan zusammen wider den gemeinschaftlichen Feind.

Der erste Gegenstand, welcher sie etwas lebhafter beschäftigte, war die erneuerte „Denunziation Montlosier.“ Der Graf hatte diese Sache, nachdem er wegen Mangel einer Förmlichkeit bei dem königlichen Gerichtshof abgewiesen worden war, vor die Pairs zu bringen sich entschlossen und diesen

Entschluß auch wirklich ausgeführt. Die Berichterstattung über die Petition, zu deren Prüfung man eine eigene Kommission ernannt, wurde dem Grafen Portalis anvertraut, welcher eine meisterhafte Arbeit lieferte und den Beifall seiner Kollegen in hohem Grade sich erwarb. Er entwickelte darin mit Scharfsinn und Gesetzkenntniß: die Schrift des Hrn. v. Montlosier bezeichne vier Hauptpunkte, durch welche derselbe das weitgesponnene System wider Thron und Altar zu beweisen und die Aufmerksamkeit der Pairskammer zur geeigneten Abhülfe der Uebelstände darauf hinzulenken suche: 1) die Menge von religiösen und politischen Kongregationen in ganz Frankreich; 2) die verschiedenen Anstalten der Gesellschaft Jesu; 3) das offenbare oder doch schlecht verhüllte Bekenntniß des Ultramontanismus; 4) der beklagenswerthe Geist eines Theiles der Klerisei, welcher sich durch fortgesetzte An- und Eingriffe auf und in die bürgerliche Gewalt, so wie durch eine Masse willkührlicher, an den Gläubigen verübten Handlungen kund gegeben. Ebenso brachte Hr. P. die Begehren des Bittstellers auf vier hauptsächliche zurück: 1) die Pairskammer möge den gegenwärtigen Zustand, in welchem sich die verschiedenen Niederlassungen der Kongregationen und der Jesuiten befänden, sorgfältig prüfen und die schnellsten Maaßregeln zu ihrer Auflösung ergreifen; 2) sie möge nothwendige Maaßregeln ergreifen, um die Deklaration des Klerus vom J. 1682 auf die feierlichste Weise und in ihrem ganzen Umfange anerkennen zu machen, so wie die Unterweisung in derselben durch alle Schulen und Seminarien des Königreiches anordnen; 3) eine Kommission möge aus ihrer Mitte ernannt werden, welche, unabhängig von den provisorischen Maaßregeln, beauftragt werde, die alten Gesetze und die alten Rechtssprüche des Königreiches zu sammeln, in sofern sie auf die Freiheit der Religion und auf den Schutz derselben gegen

Anmaaßungen ihrer Diener ſich bezögen; endlich 4) ſollten ſolche Zuſätze oder Veränderungen in der gegenwärtigen Geſetzgebung vorgeſchlagen werden, welche für nöthig erachtet würden, um die Wirkſamkeit der ordentlichen Tribunale auch auf ruheſtöreriſche Verſuche jener Art auszudehnen. Hinſichtlich der drei erſten Punkte bemerkte Hr. Portalis: ſie enthielten eben ſo viel als förmliche Geſetzvorſchläge; da aber die Initiative der Geſetze der Krone zuſtehe, ſo könne die Kammer ſich darauf nicht einlaſſen. Die Kommiſſion, auf welche Hr. v. Montloſier dringe, könne auch nichts weiteres thun, was nicht ſchon bereits geſchehen ſey. Vom Geſichtspunkte des Rechtes aus betrachtet, würde der Vorſchlag die Einſicht in vorhandene Mißbräuche den ordentlichen Tribunalen zu verſtatten, bei dem gegenwärtigen Stande des öffentlichen Rechts in Frankreich große Schwierigkeiten darbieten; aus anderen Gründen aber und da die Frage einmal zur Sprache gebracht worden ſey, dürfte es ihrer Wichtigkeit willen ganz angemeſſen ſeyn, die Petition oder doch den angedeuteten Theil derſelben, dem Bureau der Aufſchlüſſe zurückzuſtellen. Freilich werde auch dadurch nichts neues weſentliches erzweckt, da man bereits bei andern Anläſſen analoge Vorſchläge der Regierung übermacht und der Gegenſtand in ſeinem Material dabei ſo ziemlich erſchöpft worden. Das Lehren der bekannten Deklaration von 1682 ſcheine durch keine wirkliche Nothwendigkeit hinlänglich begründet. Hinſichtlich der verſchiedenen Kongregationen und Orden erſcheine die Sache ſchon wichtiger; es handle ſich dabei zugleich um das öffentliche Recht und um die Vollziehung beſtehender Polizei- und Sicherheitsgeſetze; allein da die Gerichtshöfe ſich inkompetent erklärt, ſo bleibe die Verwaltung allein berechtigt, genaues Aufſehen über jene Verletzung von Geſetzen zu halten und es trage daher die Kommiſſion darauf an, die Petition Montloſier dem Präſidenten des Miniſterrathes zu übermachen.

Hr. von Villèle, von der Triftigkeit der hier vorgebrachten Gründe und von der Richtigkeit der bezeichneten Thatsachen völlig überzeugt, fühlte für seine Person die ganze Schimpflichkeit des jesuitischen Joches, unter welches die Staatsmaschine allmählig gerathen war. Aber die Unbesonnenheit des Kultministers, des Bischofs von Hermopolis, welcher in seiner Rede die angetasteten Kongregationen und das Jesuiten-Institut förmlich in Schutz genommen, versperrte ihm, bei der besten persönlichen Absicht, jeden Rückweg; er kannte auch des Königes persönliche Gesinnung in der Sache und La Fare, Latil und de Rivière drängten unaufhörlich. Der Kardinal La Fare suchte den Bericht des Hrn. Portalis in allen seinen Einzelnheiten, Vordersätzen und Folgerungen zu widerlegen, zu entkräften; ja er zeigte sogar die Nothwendigkeit, wie die Loyalität der Wiederherstellung des so hart angefeindeten Ordens, welcher in allen Ländern zurückverlangt werde, wo die revolutionäre Herrschaft aufgehört. Der Herzog von Choiseul, dessen Großvater der Urheber des berühmten Parlamentsschlusses einst gewesen, warf sich ihm mit energischen Bemerkungen entgegen. Sein und des Hrn. Portalis Gefühl und Ansicht wurden diejenigen der Mehrheit unter den edlen Pairs; der Beschluß ging auf Ueberweisung der Bittschrift an den Präsidenten des Ministerrathes; und somit war wenigstens ein theilweiser Sieg für ein Prinzip gewonnen.

Viertes Kapitel.

Das Preßgesetz Peyronnet. — Die Auflösung der Nationalgarde. — Die Gesellschaft aide toi, le ciel t'aidera. — Die Auflösung der Septennalkammer und der Pairsschub der Sechsundsiebzig. — Wahlniederlage und Sturz des Ministeriums Villèle.

Die nächste Wirkung des ultramontanen Trachtens der Regierung und ihrer Majorität war das so berüchtigt gewordene „Gesetz der Gerechtigkeit und der Liebe," wie Hr. von Peyronnet sein unglückliches Machwerk wider die Preßfreiheit zu taufen beliebte.

Zwar hieß es später, daß nicht der Justizminister selbst, sondern ein junger Dichter, damals Requetenmeister, es abgefaßt; nichts desto weniger blieb die Mackel der Autorschaft unauslöschlich an seinem Namen hängen. Der König, welcher die Censur förmlich und für immer aufgehoben hatte, durfte bei der Maaßregel, die man beschloßen, nicht kompromittirt werden. Daher waren die Bestimmungen des neuen Gesetzes also ausgedacht, daß der Zweck erreicht ward, ohne die Nothwendigkeit den verhaßten Namen der Censur dabei voranzustellen. Die Vertheurung und Erschwerung der Journale und

der bei Unternehmung jedes derselben eingegangene Risko für die eingelegten Fonds schienen die geeignetsten Mittel hiezu. Der Hauptinhalt des „Gesetzes der Gerechtigkeit und der Liebe" war deßhalb folgender: Jede Schrift von fünf oder unter fünf Bogen soll einem bestimmten Stempel unterworfen seyn; der Uebertreter dieser Verfügung wird mit einer Strafe von 100 — 1000 Franken belegt. Enthalten die Druckschriften Verläumdungen oder hämische Aufdeckungen des Privatlebens, so steigen die Strafen von 5000 bis auf 10,000 Fr. Für periodische Schriften soll es keine verantwortliche Redakteure mehr geben, sondern die Eigenthümer derselben, welche den Gewinn daraus ziehen, sollen auch für den ganzen Inhalt verantwortlich seyn. Durch solches Gesetz vermehrten sich die Ausgaben der Tagblätter um das Dreifache; die Gegenverschreibungen wurden ihnen abgeschnitten; die Zahl der Eigenthümer auf fünf festgesetzt; die Zahl der Linien jedes Journals, nach Verschiedenheit der Formate mußte genau angegeben werden. Allen bisherigen Ausflüchten und Künsten war der Weg völlig abgeschnitten. Nur Hirtenbriefe, bischöfliche Rundschreiben, Katechismen und reinwissenschaftliche Schriften blieben vom Stempel befreit.

Das Gesetz ruinirte eine Menge von journalistischen Notabilitäten und ihren Anhängern in finanzieller Hinsicht; die Zahl der Abonnenten minderte sich in bedeutendem Maaße. Die Absicht des Ministeriums wurde so ziemlich erreicht. Was Wunder, wenn täglich nun die Publizisten Frankreich von einem Ende zum andern mit Zeter und Wehe über Willkür, Vandalismus und Ermordung der Preßfreiheit erfüllten und die Tagblätter der verschiedensten Oppositionsschattirungen eine und dieselbe Sprache hiebei führten! Quotidienne und Aristarque, Courrier Français und Journal des Debats, der am meisten

gefährdete Constitutionell natürlich vor allen, erschöpften sich in solchen Klagen und Schmähungen. Man prophezeite selbst den Untergang der Nationalliteratur, wies den ungeheuren Schaden nach, welchen d.. Industrie aus dem neuen Preßgesetze nehmen würde und ließ einen förmlichen geistigen Hungertod für das an Journallektüre so durch und durch gewöhnte Frankreich befürchten. Benjamin Constant und Dupont de l'Eure erhoben sich in der Deputirtenkammer mit der meisten Kraft und Beredsamkeit gegen das Werk des Hrn. von Peyronnet; auch Alexis de Noailles ließ sich mit scharfem Tadel vernehmen; allein gegen das Ganze selbst schien jeder Kampf unfruchtbar, daher man es wenigstens durch Amendements zu mildern versuchte. Die Contre-Opposition that es durch das Organ Hyde de Neuville's; das rechte Centrum durch dasjenige Hericart's de Thury. Sammlungen, Annalen, Memoiren, artistische Bulletins u. s. w. sollten von der vorgeschlagenen Strenge im Interesse der Wissenschaft ausgenommen werden. Ersterer fiel durch, dagegen siegte die Unterabänderung Hericart's. Aller Donner Labourdonnaye's, aller philosophische Scharfsinn Royer Collards wirkten fruchtlos dagegen.

In der Pairskammer zeigte sich geringere Wärme über die obschwebende Sache, als man nach früheren Vorgängen bei ähnlichen Fällen hätte erwarten sollen. Doch blieb Chateaubriand seinen bisher gehegten Grundsätzen getreu. Er zeigte das Kindische und Wilde in manchen Bestimmungen des Gesetzes, so wie den Haß gegen alles Wissenschaftliche, welcher überall hervorleuchte und einen ächten Anhänger der Restauration erröthen machen müsse; allein die Annahme war bei der Mehrzahl eine beschlossene Sache; das vorgeschlagene Amen-

dement wurde verworfen. Das Ministerium hatte die Unklugheit, auch noch die Akademie wider sich zu erbittern, als diese, von Royer und Fraissinous bereits seit längerer Zeit mißhandelt, mit einer Vorstellung an den König, deren Redakteure Lacretelle der ältere, Chateaubriand und Villemain waren, zum Schutze der bedrohten wissenschaftlichen Freiheit auftrat; die Deputation, welche sie im Schlosse überbringen sollte, wurde gar nicht zugelassen, und Villemain, Lacretelle, wie auch der für den Schritt gleich Anfangs besonders thätige Michaud, (der berühmte Schriftsteller, langjähriger Redakteur der Quotidienne und Vorleser des Königs, einer der entschiedensten und standhaftesten Royalisten,) verloren ihre literarischen Sinekuren.

Dieses Verfahren reizte die Betheiligten und ihre Anhänger zu gleicher Rücksichtslosigkeit, und die geistige Reaktion erhielt neue Stützen an diesen, wider Willen gewonnenen, alten Gegnern. Es erschienen historische Werke schneidenden Inhalts, wie Michaud's „Frühling eines Verbannten" und Villemain's „Leben Gregors VII." Die Stellung des Ministeriums, in Betreff des Preßgesetzes, hatte sich bedeutend verschlimmert; umsonst verschwendete Hr. v. Peyronnet alle Gründe, die er aus dem ausschweifenden Grade von Preßverirrungen des Tages herbeiholen konnte, um seinen Entwurf zu rechtfertigen: die Meinung war auf das Entschiedenste wider ihn und diese Stimmung wirkte bedeutend auf die der Kammern zurück. Beträchtlich verstümmelt und fast unkennbar kam das Ganze des Gesetzes in die Pairskammer. Dieser war die furchtbare Bewegung gegen das Werk der Minister nicht entgangen und eine sehr starke Opposition bereitete sich demnach auch hier vor. Der zur Prüfung der Sache gewählte Ausschuß bestand fast aus lauter Gegnern des Kabinetes und der Censur; der Herzog von Broglie stand hiebei oben an. Was die Deputirtenkammer

stehen gelassen, zerstörte diese Opposition vollends noch, so daß die Minister es nicht für gerathen hielten, Hrn. Portalis Bericht und die Entscheidung der Pairs noch abzuwarten, sondern lieber freiwillig den Gesetzentwurf zurückzogen.

Der 17. April, der Tag, an welchem Karl X., umgeben von seiner Familie und einem großen Gefolge, Heerschau auf dem Marsfelde gehalten, aber von der versammelten Volksmenge kein einziges Zeichen von Liebe und Ergebenheit erhalten hatte, war nicht ohne tiefen Eindruck auf ihn vorübergegangen. Am 18. machte das unterdrückte Gefühl des Hasses wider die Minister dadurch sich Luft, daß man fast ganz Paris zur Feier des Preßsieges beleuchtete; daß zahlreiche Umzüge von Arbeitern mit weißen Fahnen und unter dem Rufe: „Es lebe der König! es lebe die Pairskammer! es lebe die Preßfreiheit!“ durch die Straßen gehalten wurden; endlich daß Verwünschungen gegen die Minister und Royalisten, neben Lebehochs an Napoleon II. gebracht, hin und wieder aus einzelnen Haufen ertönten. Die Pariser Besatzung zeigte verdächtige Bewegungen. Die ministeriellen Blätter schrieen über angezettelte Verschwörung und vorbereiteten Hochverrath. Alle Parteien sahen besorgt und angstvoll den nächsten Tagen entgegen.

Das Gewitter entlud sich am 29. April, bei Gelegenheit der großen Musterung, welche der König mit der Nationalgarde vornahm. Vergebens waren von Seite der Behörden alle möglichen Vorkehrungen getroffen worden, daß kein anderer Ruf, als der: „es lebe der König!“ ertöne. Als Karl X. an der Fronte vorbeiritt, begrüßte ihn zwar dieser gewöhnliche gesetzliche Ruf, allein zugleich erscholl es aus wenigstens vier Legionen hervor: „Nieder mit den Ministern! nieder mit den Jesuiten!“ Zahlreiche Volkshaufen stimmten mit ein. Selbst die zweite Legion der Nationalgarde ließ hart an des Königs

Ohren dasselbe Geschrei ertönen. Der König, überrascht, bestürzt, erklärte, daß er gekommen sey, Befehle zu geben, nicht zu empfangen; der Marschall, Herzog von Reggio, sollte dem Unfug durch sein Ansehen ein Ende machen; aber die Tumultuanten hörten nicht auf seine Aufforderung, und als Gensdarmen herbeigeholt wurden, die Schuldigen zu verhaften, deckten die Kameraden sie mit ihren Leibern und erklärten sich theilhaft am Geschehenen. Karl X. kehrte nach seinem Pallaste zurück. Er konnte noch in der Straße Rivoli die Verwünschungen hören, welche Villèle's Hôtel umhallten, und selbst die Wagen der Dauphine und der Herzogin von Berry blieben von dem Rufe nicht unverschont: „nieder mit den Jesuiten!"

Der König war persönlich und in seiner Würde zugleich auf's tiefste verletzt worden; Villèle und Peyronnet säumten nicht, diese erbitterte Stimmung auszubeuten und nach einem alsbald gehaltenen Konseile, welchem weder der Dauphin noch der Marschall Oudinot beiwohnten, ward die Auflösung der gesammten Pariser-Nationalgarde beschlossen. Der Staatsstreich der Opposition auf dem Marsfelde schien diesen andern der Gewalt zu rechtfertigen. Noch um Mitternacht erschien die verhängnißvolle Ordonnanz. Sie fand bei der Vollziehung keinen Widerstand; aber Alles in Frankreich, was nicht den Ultras anhing, ersah in der Maaßregel nicht so fast einen Akt der Nothwendigkeit und Sicherheit, als eine Handlung der Rache für die Verwerfung des Preßgesetzes. Fortan galt der Kampf zwischen den zwei Hauptparteien auf Tod und Leben. Die Minister konnten auf halbem Wege nicht stehen bleiben; darum erschien zur Vervollständigung des eingeschlagenen Schreckenssystemes zu gleicher Zeit eine zweite Ordonnanz, welche die Censurgesetze vom März 1820 und vom Juli 1821 wieder in Kraft setzte, mit allerlei ergänzenden und

verschärfenden ferneren Anordnungen. In Paris führte ein Bureau von sechs Censoren, (unter Bonald's Vorsitz,) in den Departements ein Rath von neun Mitgliedern fortan über Journale und periodische Schriften die Oberaufsicht; ohne ihr Visa durfte nichts der Oeffentlichkeit übergeben werden.

Die Opposition setzte dieser verschärften Reaktion des Ministeriums gegen die Gedanken- und Preßfreiheit als einziges, unter den damaligen Umständen mögliches Bollwerk, einen Verein entgegen, welcher ohne bestimmte Form und Farbe, ohne festen Sitzungsort sich mit Verbreitung von Flugschriften befaßte und zu dem Ende von allen Seiten her beträchtliche Summen einsammelte. Es entstand die berühmte Gesellschaft: „Hilf dir selbst und so wird dir auch der Himmel helfen!" Die Zahl ihrer Mitglieder und die Kraft und Intensivität ihrer Thätigkeit nahm in kurzer Zeit in erstaunenswerthem Grade zu. Sie bildete den ersten und hauptsächlichsten Cadre der Bewegung, welche den Thron der Bourboniden drei Jahre später umstieß. Selbst Hyde de Neuville und Chateaubriand entzogen sich ihr nicht. Frankreich ward mit Flugschriften jeder Art zu vielen Tausenden überschwemmt und keine Wachsamkeit der Verwaltung konnte dem moralischen Stoße wehren, welcher durch sie der Masse gegeben ward.

Die schlimme Gesinnung derselben zeigte sich bei dem Leichenbegängniß Manuels (am 24. August); der Sergeant Mercier, welcher bei der bekannten Ausstoßungsscene im Jahre 1823 eine so große Rolle gespielt, erhielt bei diesem Anlaß eine Bürgerkrone. Als Gensdarmen diesen Ausbruch der Gefühle zu hindern herbeieilten, verhütete nur Lafitte's Popularität ein furchtbares Blutbad. Eine anonyme Druckschrift griff das Betragen der Regierung auf das allergrellste an. Der berüchtigte Proceß des Marquis von Maubreuil, welcher dem

Fürsten Talleyrand bei einem feierlichen Anlaß eine Ohrfeige gegeben und darüber vor das Zuchtpolizeigericht gestellt wurde, erregte in diesen Tagen ebenfalls viele Aufmerksamkeit. Es kamen allerlei wunderliche, der herrschenden Gewalt nichts weniger als angenehme Dinge dabei zum Vorschein.

Die Reise Karls X. in die nördlichen Departemente, und in das Uebungslager bei St. Omer, weit entfernt, die Täuschungen zu zerstreuen, denen er sich über den Zustand der Meinung des Landes hingegeben, vermehrte blos dieselben, da die Minister Sorge dafür getragen hatten, daß nur freundliche Bilder den König umschwebten und lauter Zeugen des Wohlstandes der Monarchie und der Volkszufriedenheit bei der Mehrzahl ihm vor Augen gebracht wurden. Hr. v. Villèle glaubte, zu seiner Befestigung noch weiter gehen zu müssen und trieb Karl X. zu den zwei Ordonnanzen vom 5. November, von welchen die erste die Deputirtenkammer für aufgelöst erklärte, die andere, aber der Pairskammer auf einen Schub nicht weniger als 76 neue Mitglieder gab. Hiemit glaubte der Präsident des Konseils seine Macht frisch befestigt zu haben.

Die siebenjährige Legislation hatte nicht ohne einige nützliche Gesetze, zumal über den Posttarif und die Organisation der Jury, ihr Daseyn beschlossen. Hr. von Villèle stieß jedoch bei seinem kühnen Wagniß, das er so eben ausgeführt, auf Klippen, an die er in der Trunkenheit seines Selbstgefühls und seines Sieges über die Entschließungen des Königes nicht gedacht. Er war schon seit einiger Zeit mit seinen Kollegen Peyronnet und Corbière über verschiedene Punkte zerfallen gewesen; weder sie, noch Frayssinous, Damas, Clermont-Tonnère und Chabrol verziehen ihm, daß er die große Maaßregel ohne ihre Zustimmung, ja selbst ohne ihr Wissen, durchgesetzt; und noch weniger verziehen sie ihm den raschen und ungewöhn-

lich zahlreichen Pairsschub. Mit welcher Miene aber nahmen nicht erst die bisherigen Mitglieder der hohen Kammer solch' ungebührlichen, ihrer aller Würde gleichsam zerstörenden oder doch sie herabsetzenden Zuwuchs auf! Ja selbst von den Neuernannten erklärten sich also gleich zehn Individuen wider ihn und der Rest der Klienten, die er so übereilig hineingeschwärzt, bestand, mit alleiniger Ausnahme Frenilly's, aus lauter Nullitäten. Unter den Mitgliedern der aufgelösten Deputirtenkammer selbst zeigten sich Abfälle von Hrn. v. Villèle's System und Person, da er nicht genug für ihre Eitelkeit gethan zu haben schien. Die neuen Wahlen erweckten hinsichtlich ihres Ausgangs bei ihm die lebhafteste Besorgniß. Von allen Seiten her wuchsen die Feinde ihm über den Kopf und in gleichem Grade, als die Thätigkeit der ministeriellen Anhänger zunahm und die Künste des leitenden Comité's mit Hülfe der Behörden sich steigerten, stieg auch die Kühnheit und Energie der beiden äußersten Oppositionen. Das Verhältniß der Gewählten in ihrem Sinne zu dem der Kandidaten des Ministeriums war wie 1000 zu 150. In Paris selbst erlitt es die Hauptniederlagen. Die zehntägige Censurfreiheit war zu Bearbeitung der Wähler mit vielem Eifer benutzt worden. Das Publikum feierte seinen Sieg auf die ausgelassenste Weise, selbst Schwärmer und Raketen fehlten nicht. Die geistigen Schwärmer und Raketen erst wollten gar nicht aufhören. Die Linke und die Contre-Opposition hatten alle ihre Kräfte vereinigt und jede Partei die Kandidaten der andern auf die Liste getragen. Benjamin Constant und Labourdonnaye, Lafayette und Ferdinand de Berthier, Labbey de Pompières und Hyde de Neuville figurirten brüderlich neben einander. Die Gesellschaft „aide-toi — le ciel t'aidera" ließ ihre mächtigsten Minen springen und der Ro-

mantiker Cauchois-Lemaire hatte sogar die Kühnheit, in einem gedruckten Sendschreiben den Herzog von Orleans ziemlich unversteckt aufzufordern, den Lilien ihren ursprünglichen Werth und Glanz zurückzugeben und als Bürgerkönig an die Spitze der Bewegung zu treten. Zwar erhob sich der edle Herzog für seine eigene Person scheinbar entrüstet und klagend wider solches Ansinnen, aber das Geschehene zeigte den Muth der Opposition und die Furchtbarkeit der herandrohenden Gefahren.

Dieselben mehrten sich für Hrn. v. Villèle durch die Umtriebe, welche insgeheim im Schlosse selbst vorgingen. Die Camarilla des Königs hatte sich mit in die Reihe seiner Gegner gestellt. Seine Allmacht, seine Rücksichtslosigkeit, sein bürgerlicher Uebermuth hatten die Heroen von der alten Armoirie allmählig wider ihn tief gereizt; das Herz seiner eigenen Kollegen war ihm entfremdet; sogar der Dauphin gab ihn auf und die Vertrauten Karls X. redeten ohne Unterlaß von der Nothwendigkeit seines Rücktritts und von der Einsetzung eines Kabinettes, welches Zutrauen und moralische Kraft hinreichend einflöße, um alle Schattirungen des Royalismus unter dem Panier der Lilien wieder zu vereinigen.

Karl X., obgleich er seit einiger Zeit schon gegen seinen Premierminister aus verschiedenen Gründen etwas lauer in seiner Zuneigung geworden, war gleichwohl nicht der Mann, um so leicht Jemanden aufzugeben, der einmal hoch in seiner Gunst und in seinem Vertrauen gestanden; dann kam dazu, und dieß war das wichtigste von allem, daß er Hrn. v. Villèle's System für den getreuen Ausdruck seines eigenen Gedankens hielt und gehalten wissen wollte. Es bedurfte daher der mächtigsten Reizmittel, um zu einem so entscheidenden Schritte ihn zu vermögen. Gleichwohl drängte ihn immer mehr und mehr hiezu die Nothwendigkeit und Hr. v. Villèle selbst

wurde zuletzt im Angesichte derselben von Verzweiflung erfaßt; die blutigen Auftritte in der Straße St. Denys bei Anlaß der Wahlfeier, wo die Volksmassen mit der bewaffneten Macht handgemein geworden waren, schienen ihm ganz besonders den düstern Hintergrund des Schauplatzes hell beleuchtet zu haben. Der König fügte sich endlich in die Idee einer Ministerveränderung, nachdem Villèle selbst sich hierüber mehrfach erklärt hatte. Aber diese hielt so schwer, daß Hr. v. Martignac, der nun vorzugsweise als Mann des Tages hervorgesucht wurde, nur nach langer Weigerung sich entschloß, Kollegen zu Bildung eines neuen Kabinettes zu suchen, und nur nach vielen mißlungenen Bemühungen dazu gelangen konnte, indem bald die öffentliche Meinung, bald des Königes persönliches Gefühl, bald die Sympathie oder Antipathie der Camarilla, oder des Dauphins oder der Dauphine, bald die Forderungen der royalistischen Oppositionen, bald der Widerspruch des einen Kandidaten mit der Richtung und dem Systeme des andern im Wege standen. Der Prinz Polignac, welchen Karl X. gar zu gerne hineingeschoben hätte, ward von vornherein als reinuntauglich (wie weiland von Villèle) verworfen; aber ebenso auch Chateaubriand und Labourdonnaye. Der König sprach sich hierüber auf das Bestimmteste aus. Endlich kam Martignac, von Hrn. von Chabrol in dem langwierigen Geschäfte, welches Stoff zu einem ganzen Buche liefern könnte, getreulich unterstützt, auf folgende Namen überein, welche sofort denn auch die Zustimmung Karls X. erhielten: Graf La Ferronnays für das Auswärtige; Portalis für die Justiz; Roy für die Finanzen; St. Cricq für die Oberpolizeiintendantur; de Caux für den Krieg, mit Ausschluß des Personals, welches dem Dauphin übertragen ward; Martignac

selbst für das Innere. Chabrol und Frayssinous für die Marine und den öffentlichen Unterricht blieben auf ihren Posten. Die Präsidentschaft des Konseils sollte als überflüssig bei der neuen Administration wegfallen. Die Herren von Villèle, Peyronnet und Corbière wurden, damit sie nicht alsbald in der Deputirtenkammer als Oppositionshäupter aufträten, zu Pairs von Frankreich ernannt.

Fünftes Kapitel.

Das Ministerium Martignac. — Anklage des deplorablen Systems. — Die Juliusordonnanzen wider die Jesuiten und Korporationen. — Reformen in der Gesetzgebung und Administration. — Reise Karls X. nach dem Elsaß. — Auswärtige Politik. — Das Kommunal- und Departementalgesetz. — Niederlage und Auflösung des Ministeriums.

Niemals ward eine Staatsverwaltung mit lauterem Jubel, mit freudigeren Hoffnungen begrüßt; niemals trat eine solche ihr Amt unter schwierigeren Umständen an und niemals erfreute sich eine, welche in ihrem Systeme Rechtschaffenheit, Mäßigung und Fortschritt aufgenommen und mit einander zu verbinden gesucht, geringeren Dankes, als das Ministerium Martignac. Die Schuld hievon lag weder an ihm selbst, noch an den Menschen außer ihm allein, sondern auch und größten-

theils in dem Zusammentreffen einer Reihe von feindlichen Umständen. „Hr. von Villèle, — sagt der Geschichtschreiber der Restauration mit Recht — hatte Alles abgenutzt, Regierung und Administration. Er vermachte dem neuen Kabinette: eine Kammer, hervorgerufen durch das Gefühl von Mißtrauen und Haß gegen eine Staatsgewalt, welche seit längerer Zeit in den Augen des Landes als blos auf Unterdrückung und Betrug gestützt, erschien. Diese Staatsgewalt mußte daher erst wieder in der Achtung der Bürger gehoben und durch eine aufrichtige / von edeln Gesinnungen erfüllte, für das Königreich mit der Charte und für die Charte ohne Revolution begeisterte ersetzt werden. Das Ministerium Martignac beging Fehler; aber wer begeht nicht solche in einer wildbewegten Zeit? Wohl fehlte es ihm an Festigkeit und Charakter; man kann jedoch sagen, daß es viel für die Freiheit und den Thron gethan und noch mehr hatte thun wollen. Man hat niemals ganz die Menge von Schloß-Intriguen gekannt, welche es zu bekämpfen gehabt und dieß zwar im Angesichte eines Monarchen, dessen Vertrauen es niemals besaß; einer ungerechten, ungestümen Presse, und einer in Coterien zerstückelten Kammer. Und trotz dem allem verdanken die Franzosen die Gesetze der Freiheit und die Garantieen, deren sie gegenwärtig genießen, diesem Ministerium. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß es blos von Zugeständnissen gelebt; allein man kann fragen: ob wohl das gesellschaftliche Leben etwas anderes sey, als ein großes System von Zugeständnissen, als eine gegenseitige Allianz von Gewalten, welche übereinstimmend nach einem gemeinschaftlichen Ziele sich bewegen, dadurch, daß sie ihre Kräfte und ihre Schwächen, ihre Vergangenheit und ihre Zukunft gegen einander austauschen. Eines Tages wollte der Thron sich gegen ein System von Widerstand auflehnen; man

brutalisirte das Land und das Land antwortete durch eine Revolution."

In der That lieferte die Stellung der neuen Minister zum Hofe einen ganz eigenthümlichen Anblick. Von allen war dem Könige der einzige La Ferronnays eigentlich näher bekannt und zwar mischte sich auch hier die bittere Erinnerung an einen Streit mit seinem Sohne Berry in das Spiel; Martignac war bisweilen in Geschäften während Villèle's Verwaltung ihm einigermaßen nahe gekommen; mit den Andern hatte er gar nie auch nur einige Berührung gehabt, die Dienste etwa abgerechnet, welche ihm, dem Emigré, einst Hr. Portalis erwiesen, Dienste, für welche er stets ein lebhaftes Gedächtniß zu haben pflegte.

Der Dauphin, welchen man seit dem spanischen Feldzuge in Staatsgeschäften mit zu verwenden sich angewöhnt und welcher eine über seine Geisteskräfte thätige Rolle darin sich beigelegt hatte, war den neuen Ministern schon etwas bekannter, befreundeter. Aber seine Schwäche, seine Unzuverlässigkeit, seine Indifferenz, seine Nullität in Allem, was Ideen, Systeme, Kenntnisse, Geschäfte betraf, boten ihnen nur geringe Garantieen von Beistand für ihre Wirksamkeit dar. Seine Gemahlin empfand gegen sie mehr Widerwillen als Neigung; sie haßte jedes, auch das geringste Abweichen von der Bahn des strengen und konsequenten Royalismus. Die übrigen Mitglieder der königlichen Familie kamen in keinen Betracht. Unter den Vertrauten des Monarchen, welche man in der Regel das „kleine Kabinet" zu nennen pflegte, hielt Hr. de Rivière Anfangs sich so ziemlich neutral, nachdem sein Schützling Polignac durchgefallen; dagegen arbeiteten Latil und Franchet mit Macht wider das neue Ministerium, und da ihr Rathschlag bei allen Fragen der inneren Verwaltung von Karl X. fleißig eingeholt wurde,

so übten sie einen schwer zu berechnenden, stets hinderlichen und paralysirenden Einfluß auf die laufenden Geschäfte aus. Der König hatte den seltsamen Einfall, gleich in der ersten Konseilsitzung seinen Ministern zu erklären: daß er nur ungerne von Hrn. von Villèle sich getrennt habe, daß das System desselben das seinige gewesen sey und er es fortgesetzt wünsche. Allein gerade um dieß System, und nicht um die Person handelte es sich ja, und die neuen Räthe der Krone sollten, als Ausdruck der Opposition gegen dasselbe, das Ansehen der königlichen Würde und das Vertrauen zu derselben im Lande wieder herstellen.

Der Kammer gegenüber mußte das neue Kabinet nicht minder harten Stand befürchten. Nicht nur, daß eine Reihe von Parteien, Schattirungen und Unter-Schattirungen in ihr sehr zu berücksichtigen waren, so hatte sie auch, und namentlich die Linke, eine Anzahl neuer Mitglieder erhalten, welche durch Rücksichtslosigkeit und Heftigkeit, oder doch durch eigenthümliche Richtungen in den Augen ihrer Landesgenossen sich Ruhm und Popularität, natürlich auf Kosten der Regierung, erwerben wollten. Von den Männern, welche in dieser Beziehung vorzugsweise genannt werden müssen, führen wir de Pradt, Audry de Puyraveau, von Schoonen, Dupin d. Aelt. und Mauguin an. Unter den frisch eingetretenen Mitgliedern des linken Centrums waren Lepelletier d'Aulnay, Duchâtel, Firmin-Didot, — unter den konstitutionellen Royalisten Cambon, Felix de Leyval, de Preyssac und Agier von besonderer Bedeutung. Letzterer, bisher entschiedener Royalist, aber der Kongregation abhold, ein Mann von Rechtschaffenheit und Talent, aber ohne hervorstechende Ideen, äußerst eitel und eingebildet und nach einer politischen Rolle sehnsüchtig, gab der ganzen Coterie bald darauf den Namen und erwarb sich, wie man vernehmen wird,

begünstigt von den Umständen, einen Einfluß auf die Schicksale der Kammer, welchen er selbst zuvor sich niemals hätte träumen lassen.

Das rechte Centrum und die Rechte, beträchtlich gelichtet, hatten an Sosthenes de la Rochfaucauld, an de Montbel, Arthur de Labourdonnaye, de Chantelauze und Felix de Conny, neue Stützen erhalten.

Die linke Seite zählte in ihren drei Fraktionen (äußerste Linke, zweite Sektion der Linken und linkes Centrum) im Ganzen ohngefähr 150 — 160 Mitglieder. Hiezu schlugen sich allmählig auch einige konstitutionelle Royalisten. Das rechte Centrum und die Rechte hatten kaum noch 120 — 130 Mitglieder zur Verfügung; ersteres und die Partei Villèle machten so ziemlich gemeinsame Sache; seitwärts von ihnen stand das Lager der Fraktion Labourdonnaye, noch immer zürnend und unversöhnt. Der Abfall Agier, aus etwa 30 Mitgliedern bestehend, handelte ebenfalls für sich, und in seinen Händen, je nachdem er zur Rechten oder Linken sich neigte, lag die Entscheidung.

Mit all' diesen Elementen und Meinungen hatte jetzt das Ministerium Martignac sein Glück zu versuchen oder Kampf zu bestehen. So wie es zusammengesetzt war, entsprach es dem Systeme keiner der drei Hauptparteien. Es versuchte zuerst den Royalisten sich zu nähern und knüpfte mit der äußersten Rechte Unterhandlungen an; allein die von Labourdonnaye gestellten Bedingungen waren allzuhoch, als daß unter den gegenwärtigen Umständen darauf eingegangen werden konnte. Nach diesem wendete es sich an den Abfall und suchte sich desselben, durch ein Portefeuille des öffentlichen Unterrichts für Chateaubriand zu versichern; allein als der König auch zuletzt seinen entschiedenen Widerwillen gegen ihn besiegt und der

Vicomte bereits zugesagt hatte, machten eifersüchtige Freunde den Entschluß desselben rückgängig.

Endlich wurde man mit Hrn. v. Vatismenil, einst einem großen Eiferer für den strengen Royalismus unter Peyronnets Fahne, über das Portefeuille des Unterrichtes einig, denn Frayssinous konnte, so wie die Sachen sich gestaltet, nicht länger an der Spitze dieses Zweiges bleiben. Vatismenil, der Schützling der Kongregation, weit entfernt, die gehoffte Mitgift, die äußerste Rechte, zuzubringen, verließ vielmehr seine bisherige Partei und ging allmählig zur linken Seite über. Das linke Centrum und den Antijesuitismus glaubte man durch die Wahl des Hrn. de Caux zum Kriegsminister und des Hrn. Bourdeau zum Generaldirektor der Domänen befriedigt; das rechte Centrum durch die Ernennung Martignacs und des Hrn. v. Villeneuve zum Generaldirektor der Douanen, gewonnen; endlich wähnte man das Centrum und die rechte Seite des früheren Kabinetes durch hohe Posten für Sirieys de Marinhac und Bois-Bertrand, so wie für de Curzay, begütigt; der öffentlichen Meinung selbst gab man Delavau und Franchet, die berüchtigten Häupter des allverhaßten Polizeiwesens, zur Sühne hin und in der Person des Hrn. v. Belleyme, einem, im Rufe des Liberalismus und tüchtiger Administrationstalente stehenden, sehr rechtschaffenen Mann, eine mit vielem Beifall aufgenommene Erscheinung. Endlich übertrug man Simeon die Direktion der schönen Künste, welche Villemain verschmäht, und ordnete ihm einen Ausschußrath von ausgezeichneten und in der Gesellschaft hochgestellten Gelehrten, zum Behufe der Ertheilung nützlicher Vorschläge und zur Abhülfe eingeschlichener grober Mißbräuche, bei. Wie sehr jedoch in mehr als einer Beziehung das Ministerium gleichwohl sich geirrt, mußte die nächste Folgezeit schon darthun.

Gleich bei der Thronrede, mit welcher der König die neue

Legislation von 1828 eröffnete, hatte daſſelbe ſchwere Noth; denn jener war nahe daran, ſich durch Vertheidigung der Grundſätze ſeines entlaſſenen Kabinets in völligen Widerſpruch mit dem neueinzuſchlagenden Syſteme zu ſetzen. Man verſprach demnach nichts zum voraus oder auf beſtimmte Weiſe und faßte die Rede in ſo allgemeine, dunkle und weitſinnige Phraſen, als möglich, ab, um für Alles ſich freie Hand zu bewahren.

Die Präſidentenwahl bereits offenbarte die Stärke und Stimmung der Parteien. Von Hrn. Ravez konnte natürlich dermal die Rede nicht mehr ſeyn. Labourdonnaye, Gauthier, Royer Collard, Ravez und Caſimir Perrier hatten bei dem erſten Scrutinium die meiſten Stimmen in ſich vereint; der Abfall Agier mußte zur Rechten oder zur Linken entſcheiden. Sie verſtand ſich mit letzterer, welche ihrerſeits ſo artig war, die Männer der Coterie Agier überall voranzuſtellen, und ſo kamen zu Royer Collard, Perrier und Gauthier, ſtatt Labourdonnaye und Ravez, die Herren Delalot und Hyde de Neuville, mit den meiſten Stimmen auf die Kandidatenliſte. Der König, über den Abfall von Royaliſten mehr, als über den Royalismus von Beruf erbittert, gab Royer Collard den Vorzug. Dieſe Ernennung erregte im ganzen Lande den erfreulichſten Eindruck. Ravez und ſeine Freunde trennten ſich jedoch von dieſem Tage an von dem Miniſterium und arbeiteten mit Chantelauze an der Vereinigung der Royaliſten aller Fraktionen.

Die Mehrheit der Kammer ließ die Dankadreſſe in einer Form abfaſſen, welche eine ſtarke und bittere Kritik der abgetretenen Verwaltung enthielt. Hr. Delalot war, merkwürdigerweiſe nun Kollege von Dupont de l'Eure und Bignon in dem dazu gewählten Ausſchuß, Redakteur derſelben. Der Entwurf

führte die leidenschaftlichste Debatte herbei; aber die verhängnißvolle Bezeichnung „deplorables System" wurde siegreich durchgefochten. Der König, durch die Gazette de France, welche er vor allen anderen Blättern zu lesen pflegte, welche sein politisches Orakel bildete und von den Anhängern Villèle's fleißig mit Aufsätzen bereichert wurde, eingenommen und bearbeitet, hatte sich bereits zu einer ungnädigen Replik entschlossen und vorbereitet; nur die Furcht vor einer förmlichen Anklage des Ministeriums Villèle, womit die Opposition gedroht und Martignac ihn ängstigte, endlich der Umstand, daß für einen solchen Fall das neue Kabinet zur Entlassung gezwungen seyn dürfte, konnte ihn von diesem Schritte abhalten. Er begnügte sich daher mit einer Beschränkung, durch welche er die Majorität der Kammer zu demüthigen wähnte, nämlich damit, daß er die Dankadresse nicht in feierlicher Gala und von einer großen Deputation, sondern blos aus den Händen des Präsidenten und zweier Sekretäre der Kammer annehmen zu wollen erklärte. Aber auch an diese richtete er seine Worte milder, als er sich vorgenommen und Martignac selbst Abends zuvor ihm zugestanden hatte.

Der Rücktritt der Herren de Frayssinous und de Chabrol von den Ministerposten, die sie bisher bekleidet, gehörte zu den ferneren Nothwendigkeiten, zu welchen Karl X. sich bequemen mußte. Der fromme aber aufgeklärte, gemäßigte und in Manieren weltmännische Bischof von Beauvais, Hr. v. Feutrier, erhielt das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts, Hr. Hyde de Neuville, nach langen Unterhandlungen, das der Marine. Endlich nahm auch Hr. v. Chateaubriand nunmehr den Gesandschaftsposten in Rom an.

Sofort ging es an die Epuration der Präfekturen und Oberbeamtenstellen. Hierin mußte Martignac mit der zähen

Anhänglichkeit des Königes an ergebene Kongregationisten die heftigsten Kämpfe bestehen, und wo auch Entlassungen oder Versetzungen zugegeben wurden, entschädigte jener die Betreffenden reichlich durch Orden, Titel und Würden. Mit der Pairie setzte es einen nicht minder harten Stand. Wie sehr auch das Gefühl der Mehrzahl in der hohen Kammer gegen die 76 Eindringlinge sich ausgesprochen, so konnte doch durch die beabsichtigte Ungültigkeitserklärung hinsichtlich dieses Schubes die königliche Prärogative nimmermehr angetastet werden. Das Ministerium konnte demnach bei den Pairs blos auf die Nüançen zählen, welche mit Lanjuinais und dessen Freunde anfingen und in der Fraktion Richelieu endigten. Die Pasquier und Mounier waren ganz, die Décazes, Talleyrand, Molé in den meisten Fällen auf seiner Seite. Entschieden gegen dasselbe traten auf die Bischöfe, die Kongregationisten, die entlassenen drei Minister und ein großer Theil der von ihnen creirten neuen Pairs. Also war die Gruppirung des Kampfes in den beiden Kammern beschaffen, auf den es nunmehr im Angesichte Frankreichs und Europa's sich begeben mußte.

Das Ministerium Martignac, vom Hofe theils mit Gleichgültigkeit, theils mit Widerwillen gleich in den ersten Tagen seines Daseyns behandelt, hatte nur wenig Freunde und Stützen in den oberen Regionen. Der erste Akt von Feindseligkeit, durch welchen man die innere Gesinnung kund gab und seinen moralischen Einfluß in der Meinung schwächte, war die Ernennung des durch und durch kongregationistischen und jesuitisirten Barons von Damas zum Gouverneur des Herzogs von Bordeaux, nach dem Tode des Herzogs de Rivière. Karl X. blieb hierin unerweichlich; auf alle Vorstellungen und Gegengründe der Herren von Martignac und Portalis antwortete er stets mit barschem Accente: „In meinem eigenen

Hause werd' ich doch wohl Herr bleiben dürfen!" Glücklicher fielen die Wahlen zu den Gesandschaftsposten aus. Hr. von Caraman in Wien wurde durch den Herzog von Montmorency-Laval ersetzt; der Herzog von Mortemart, wegen der persönlichen Freundschaft, deren ihn Kaiser Nikolaus würdigte, kam nach St. Petersburg. Henrion de Pensey, ein ehrwürdiger, von allen Parteien hochgestellter Veteran der Magistratur, wurde Präsident des obersten Gerichtshofes. Der Kriegsminister de Caux söhnte die Restauration mit dem Bonapartismus durch zahlreiche Ernennungen von Namen der Kaiserzeit und der hundert Tage aus.

Aber ein noch größeres Verdienst, dessen volle Wichtigkeit nur dann gehörig gewerthet werden kann, wenn man die unübersteiglichen Schwierigkeiten alle kennt, mit denen hier gerungen werden mußte, erwarb sich Hr. v. Martignac durch die Ordonnanzen vom Julius, in Betreff der Jesuiten und der Korporationen, der Universität und der Schulen, welche er den Gewissensscrupeln des alten Königes abrang. Auch die Geschichte dieser Schwierigkeiten könnte Stoff zu einem eigenen Buche liefern.

Der König zerbiß beinahe die Feder, mit welcher er die Ordonnanzen unterzeichnet und erklärte diese Unterzeichnung selbst für das sauerste, was ihm in seinem Leben vorgekommen, da sie ihn in Widerspruch mit seiner Ueberzeugung und mit seinen geliebtesten und verehrtesten Dienern gebracht. Die erste Ordonnanz, zu welcher Hr. Portalis seine Gegen-Signatur hergab, erklärte, daß acht Sekondärschulen die gesetzliche Zahl der aufzunehmenden Zöglinge überschritten hätten und ausserdem von Personen geleitet würden, die zu einer in Frankreich durch kein Gesetz ermächtigten religiösen Kongregation gehörten; diese acht Schulen sollten vom 1. Oktober an unter die

Oberaufsicht der Universität gestellt werden, auch von da an Niemand, gehöre er zur Direktion oder zum Unterrichtspersonale, befugt seyn, in einer von der Universität abhängenden Anstalt oder in einer geistlichen Sekondärschule zu verbleiben, wenn er nicht die schriftliche Versicherung ausgestellt, daß er keiner in Frankreich ungesetzlichen religiösen Kongregation angehöre.

Die zweite Ordonnanz, welche der Bischof von Beauvais, von dem kleinen Kabinete als ein Abtrünniger betrachtet, selbst unterzeichnet hatte, beschränkte die Zahl der geistlichen Sekondärschulen, nach einem, Sr. Majestät binnen drei Monaten vorzulegenden Tableau; auf jeden Fall sollte die Gesammtzahl nicht 20,000 Zöglinge übersteigen. Die Zahl der Schulen und die Bezeichnung der Gemeinden selbst, in denen sie zu bestehen hätten, blieb dem Könige heimgestellt, welcher zuvor die Ansichten der Erzbischöfe und Bischöfe vernehmen, auch das Gutachten des Kultministers einholen würde, keinem Fremden, der das vierzehnte Lebensjahr überschritten, wurde die Aufnahme in diese Schulen gestattet; alle seit zwei Jahren aufgenommenen Zöglinge sollten eine geistliche Kleidung tragen; jede Austheilung von Doktor- oder Magister-Diplomen vor empfangenen höheren Weihen wurde untersagt, oder vielmehr, es durften nur provisorische Diplome ausgestellt werden, welche nach vollzogener Priesterweihe sodann gegen ordentliche ausgewechselt werden mußten. Die Superiören und Direktoren der Schulen sollten fortan blos von den Erzbischöfen oder Bischöfen mit Zustimmung des Königes ernannt und die Namen aller gegenwärtig aufgestellten vor dem 1. Oktober dem Minister der geistlichen Angelegenheiten eingeschickt werden, um die Genehmigung des Königes zu erhalten. Diejenigen Sekondärschulen, in welchen diese Bestimmungen nicht vollzogen würden, kamen

unter die Gewalt der Universität zurück. Endlich wurden noch 8000 Bursen, je zu 150 Fr., in den Sekondärschulen geschaffen, deren Vertheilung in den einzelnen Diözesen der König, auf den Vorschlag des Kultministers, sich vorbehielt.

Die Junius-Ordonnanzen, ein Vernichtungsurtheil für die Jesuiten und ihre Institute, wurden in Frankreich von Seite der unermeßlichen Mehrzahl verständiger Menschen mit eben so ungeheuerem Jubel begrüßt, als von der Kongregationisten-partei mit allen erdenklichen Verunglimpfungen und Vorwürfen empfangen. Die Quotidienne wimmelte von wahren Wuth-artikeln und an Pamphleten des ehrenrührigsten Inhalts für den Bischof von Beauvais fehlte es ebenfalls nicht. Man erkannte die Ordonnanzen für einen Triumph der Revolution und für ein Werk des Satans. Aber nicht nur die Jesuiten und Kongregationisten schrieen laut und stark darüber, sondern selbst manche Bischöfe, obgleich doch der Kreis ihrer Befugnisse durch Einschränkung exotischer Anmaaßungen beträchtlich erweitert worden war, erhoben ihre Stimmen dagegen, indem sie sich stellten, als verbiete ihnen ihr Gewissen, hierin der Staats-gewalt zu folgen. Vergebens erließ Hr. von Feutrier beruhi-gende und erklärende Rundschreiben an die hohe Prälatur; sie verschoben fast alle ihre Antworten und Erklärungen, und der Erzbischof von Toulouse, Graf Clermont-Tonnère wagte es sogar geradezu die berühmte Phrase seines Ahnherrn Calixt II. statt aller Erwiederung an den Minister zu senden: „Etiamsi omnes ego non!“ Zwar mißbilligte Karl X. öffentlich dieses Benehmen und verbot dem Erzbischof das Schloß; allein die Sache blieb auf dem alten Flecke; man fuhr fort, das Mini-sterium der Gottlosigkeit zu zeihen, und erst als durch den heiligen Stuhl selbst, welcher weiteres Skandal und größere Gefahr daraus für die Religion befürchtete, auf den Beichtvater

des Königes, Kardinal Latil, gehörig gewirkt worden war, langten die Unterwerfungsschreiben des hohen Klerus allmählig ein. Die Jesuiten fügten sich, scheinbar mit großer Demuth, in ihr Schicksal und wanderten, die Missionäre und Ignorantains mit sich nehmend, nach Spanien, Belgien und der französischen Schweiz aus, wo ihrem Treiben neue hoffnungsreiche Kreise sich erschlossen.

Durch die Ordonnanzen hatte das Ministerium sich einen mächtigen Hebel in der öffentlichen Meinung verschafft und war der Linken, dem Abfall und einem Theile des rechten Centrums näher gekommen. Ermuthigt dadurch, versuchte es weitere Fortschritte auf der Bahn der Reform, bis unglücklicherweise Vorfälle, an die es nicht gedacht, bei Hofe wie beim Publikum Verwicklungen ihm schufen und zwischen zwei Feuer es brachten. Der Abbé Martial Marcet de la Roche-Arnaud richtete eine förmliche Veranzeigung der Existenz des Jesuitenordens selbst an die Kammer der Abgeordneten, während es bisher blos um ihre Schulen sich gehandelt; sodann stellte Hr Eusèbe de Salverte den Antrag zu Wiederherstellung der Pariser Nationalgarde, und endlich legte Hr. Labbey de Pompières eine Anklageakte wider das Ministerium Villèle auf dem Bureau nieder.

Die erste Petition, in welcher ohnehin kein bestimmtes Begehren ausgesprochen lag, war durch die Ordonnanzen bereits so viel als erledigt, veranlaßte aber nichts desto weniger lebhafte Erörterungen im Schoose der Kammer. Die Ultras und Jesuiten fingen an, die Leitung des Schulwesens durch den Orden unter der Maske der „Freiheit des Unterrichts" zu versuchen, eine Sache, welche ihnen ein paar Jahre darauf in Belgien so große Vortheile brachte. Bei

Diesem Anlaß brach das Ministerium förmlich mit der Contre-revolution und die Anhänger von Labourdonnaye, Villèle und Ravez schlossen ihren Frieden, zum Behufe desto kräftigeren Kampfes wider den jetzt gemeinsamen Feind. Der Antrag Salverte's ward von der großen Mehrheit, als in das Recht der königlichen Initiative eingreifend, verworfen. Der andere Antrag, von Labbey de Pompières, blieb, nachdem er allzu vag und unbestimmt erfunden worden und der Urheber desselben ihn noch einmal in veränderter Gestalt und mit Bezugnahme auf die Frage der ministeriellen Verantwortlichkeit vorgebracht hatte, für einstweilen auf sich beruhen und sollte erst nach den Berathungen über das Budget wieder aufgenommen werden.

Die Leidenschaften waren jedoch bei diesen Vor-Debatten in einem hohen Grade wach geworden und offenbarten sich besonders bei den Verhandlungen über das Budget. Man ergriff jeden Anlaß, das Sündenregister der vorigen Verwaltung zu vervollständigen und deckte alle verborgenen Schaden derselben schonungslos auf. Hr. Roy, welcher viele zweckmäßige Veränderungen in dem Budget, namentlich in dem für 1829, vorgenommen, sparte besonders seinen Vorgänger Villèle nicht und wies ein Defizit von 200 Millionen nach, welches keinen gewöhnlichen Eindruck erregte. Die Kommission, welche den Bericht erstattete, sprach sich in der Hauptsache günstig aus, während sie jedoch sehr auf Ersparungen und größere Vereinfachung im Beamtenwesen drang. Die Begierde, das ganze, von Kreaturen Villèle's wimmelnde Personal der Administration verändert zu sehen, war ebenfalls mehr als sichtbar. Der Staatsrath erlitt von allen Behörden die heftigsten Angriffe. Zuletzt siegte Hr. Roy mit einer Mehrheit von 256 Stimmen gegen 102, in welchen die äußerste Rechte und die Partei

Villèle repräsentirt waren. Die übrigen nützlichen Dinge, welche das Ministerium Martignac in dieser Sitzung durchsetzte, waren: eine verbesserte Wahlgesetzgebung, die Permanenz der Wahllisten, die Abschaffung der Censur, des Monopols und und der Tendenzverfolgungen bei Preßgegenständen, die den drei Zweigen der legislativen Gewalt übertragene Auslegung der Gesetze und die in den großen Abtheilungen des Budgets eingeführte Spezialität. Eine Berathung der Dotation für die Pairs, welche als unerläßlich für die Unabhängigkeit und Würde derselben von mehreren Seiten her gefordert wurde, hinderte die vorgeschrittene Zeit. Alle diese Reformen und Veränderungen wurden natürlich von den bittersten Glossen und Anklagen der Ultras und der Römlinge begleitet. Man ersah in Allem den Fortschritt der revolutionären Kraft und Bewegung, die Herrschaft des Comité-Directeur, den Ruin des Königthums, den Verfall der Religion. Die Phantasie Karls X. ward täglich mit tausend düstern Schreckbildern darüber umgeben; der Beichtvater, das kleine Kabinet, die Partei Villèle, die Gazette de France arbeiteten in dieser Hinsicht einander redlichst in die Hände.

Unter solchen Umständen war (im Spätherbst 1828) das Ende der Session herangerückt. Die Minister kannten die Gefahren, die sich rings um sie zusammen zogen; sie wußten von den geheimen Umtrieben und Unterhandlungen des Hofes mit Ravez, Chantelauze, Villèle, Polignac. Der Salon des Hrn. v. Damas war damals ihr hauptsächlichster Mittelpunkt. Die Minister entschlossen sich, in einer Denkschrift, welche Portalis ursprünglich abgefaßt und Martignac völlig in's Reine gearbeitet hatte, einen Rechenschaftsbericht über ihre bisherige Wirksamkeit dem Könige abzulegen, über das, was als Bedürfniß für die Zukunft sich ihnen darstellte, denselben zu be-

lehren und über die Lage und Stimmung des Landes die gehörigen Aufschlüsse ihm zu ertheilen. Ihr Hauptzweck dabei ging dahin, Karl X. zu einer Veränderung des Verwaltungspersonales zu bestimmen, indem das bisherige in seiner Mehrzahl durch die Erinnerungen an das frühere Kabinet geleitet, viele von ihren besten Anordnungen durchkreuzte und den Gang der Staatsmaschine bei jeder Gelegenheit erschwerte. Der König war jedoch standhaft gegen die Veränderung in Masse und wollte nur einzelne Entlassungen oder Absetzungen verstatten. Graf la Ferronnays, ermüdet durch die unaufhörlichen Plackereien, denen er sich ausgesetzt sah, begehrte und erhielt auf unbestimmte Zeit Urlaub; Hr. von Rayneval übernahm provisorisch sein Portefeuille (des Auswärtigen); von einer Ersetzung durch Chateaubriand, welche man sehr wünschte, wollte der König durchaus nichts hören, eben so nichts von einem Ministerium des Hauses, welches man Hrn. de la Ferronnays zur Entschädigung zu schaffen gedacht; er begnügte sich mit der Intendanz Labouillerie's, und erinnerte sich des Herzogs von Doudeauville und des Hrn. Sosthènes de la Rochefaucauld nur mit Widerwillen. Ueberdieß zeigte auch der Dauphin entschiedene Persönlichkeit gegen den edlen Grafen.

Die Minister, um den König zu zerstreuen und die Reize der durch ihr System gewonnenen Popularität in der Nähe fühlen zu lassen, und ebenso um ihn dem Dunstkreise liberalerer Ideen näher zu bringen, vermochten ihn, welcher ohnedem seit einiger Zeit an solchen Ausflügen durch einzelne Provinzen Geschmack gewonnen hatte, zu einer Reise nach dem Elsaß. Sie hatten mit Fleiß diese, durch Freiheitsgeist und zugleich durch Industrie und Wohlfahrt ausgezeichnetste Provinz für ihren Zweck ausgesucht. Weder ihre noch des Monarchen

Erwartung wurde getäuscht. Ueberall fand der Hof — der Dauphin begleitete den König und Hr. von Martignac führte ihn gleichsam in seinem eigenen Lande als konstitutionneller Ceremonienmeister auf — die begeistertste Aufnahme. Man schien Alles zu vergessen, was seit Jahren Widerwärtiges vorgefallen; der Bonapartismus verstellte sich und der Liberalismus heuchelte Rührung und Liebe. Zu Straßburg erhielt Karl X. freundnachbarlichen Besuch von dem Könige von Würtemberg und von dem Großherzoge von Baden, mit welchem sich auch die zwei Markgrafen, seine Brüder, und die Fürsten von Fürstenberg und Löwenstein, letzterer im Namen des Königes von Bayern, einfanden; Benjamin Constant und Casimir Perrier versäumten es ebenfalls nicht, ihre Huldigungen dazubringen. Die Fabriken und alle große Institute der Industrie, die Forts und die militärischen Anstalten wurden besichtigt. Das Volk schien entzückt von des Königes huldvoller Persönlichkeit und der König seinerseits von der Wärme einer Begrüßung, welche er nach seinen alten Vorurtheilen und nach den bisherigen Vorgängen kaum erwartet hatte. Casimir Perrier erhielt sogar bei diesem Anlaß den Orden der Ehrenlegion und soll sich darüber, wie Hr. Capefigue versichert, „wie ein Kind gefreut haben."

Auf der Rückreise berührte der König einige der größeren Städte Lothringens; auch hier empfing man ihn auf das beste und sein erheiterter Sinn fing allmählig an, bei den Worten „Liberalismus" und „Liberale" nicht mehr dieselbe Unbehaglichkeit, wie bisher, zu fühlen. Martignac benutzte bei seiner Wiederankunft zu Paris diese günstige Stimmung, um die Maaßregel wegen der Personalveränderung durchzusetzen; er siegte aber nur theilweise und bei einzelnen Namen. So wurden z. B. Franchet und Delavau von dem ordentlichen Dienste

als Mitglieder des Staatsrathes in den auſſerordentlichen verſetzt. Auch dieſe Unterſcheidung oder Abtheilung war ein Werk der Herren Portalis und Martignac geweſen, und die Behörde hatte eine ganz neue und durchgreifende Umgeſtaltung erhalten. Die Ernennungen Caſimir Perriers zum Staatsminiſter, Dupins des ältern zum Mitgliede des Staatsraths und General Sebaſtiani's zum Geſandten in Italien jedoch, welche Hr. v. Martignac ebenfalls vorzuſchlagen wagte, ſcheiterten an des Königs beharrlicher Weigerung.

Die Liberalen erhielten dafür durch einige neue Wahlen, zumal die von General Lamarque, Entſchädigung. La Ferronnaye's Poſten blieb noch immer unbeſetzt. Karl X. wies alle ihm dargebotenen Namen zurück. Seine geheime Abſicht ging dahin, ſeinem Lieblinge Polignac die erledigte Stelle zu übertragen.

Immer mehr hatte dieſer Gedanke in ſeinem Geiſte Wurzel gefaßt und auf eine ſchriftliche Einladung war gegen Ende des vorigen Jahres der Prinz plötzlich nach Paris gekommen. Durch einen Zufall gerieth der für Hrn. Portalis beſtimmte Brief in die Hände des Hrn. Pourtalès und das Geheimniß jener Ankunft war ſomit, zum größten Verdruße des Prinzen, verrathen. Paris erſchrack vor dem bloſen Gedanken an die Möglichkeit deſſen, was man im Schilde führte; die Preſſe ſchrie über Verrätherei; die Miniſter zitterten, und ſelbſt ergebene Freunde Polignacs hielten ein öffentliches Bündniß mit ihm für vermeſſen und gefahrvoll. Der Prinz, auf das Portefeuille des Auswärtigen verzichtend, ſchien mit dem des königlichen Hauſes ſich begnügen zu wollen; aber irgend ein Miniſterium war ihm nun Ehren- und Herzensſache zugleich. Sein Jammer: nicht unverrichteter Sache nach London zurückreiſen zu können, hatte in der That etwas Tragikomiſches. Martignac und Portalis erklärten unwiderruflich, daß ſie alsbald ihre Entlaſſung

nehmen würden, wenn Hr. v. Polignac in irgend einer Eigenschaft einträte. Jetzt wurden Pasquier und Lainé ausgeforscht, ob sie mit ihm ein Kabinet bilden würden. Auch diese zeigten sich erstaunt, entsetzt.

So blieb denn dem Prinzen keine Aussicht und das Ministerium des Auswärtigen noch immer ohne Haupt. Die Zeit der neuen Legislation rückte heran. Die Minister befanden sich in eigenthümlicher, in peinlicher Lage. Zwar konnten sie gerade, was die auswärtigen Angelegenheiten betraf, getrosten Muthes vor das Angesicht der Kammern treten. Trotz der unbeholfenen und unbesonnenen Seitensprünge Polignac's zu London, war die Frage wegen der Begränzung Griechenlands auf ein etwas günstigeres Terrain gebracht worden. Man rief die Interventionstruppen aus Spanien zurück; man hielt das Rachesschwert wider Algier, welches die Ehre der französischen Flagge gröblich beleidigt, bis zum gelegeneren Augenblicke in der Scheide *); bei Navarin hatte die französische Flagge ruhmvoll mitgestritten; ein kleines Heer säuberte Morea von den letzten Gräueln der barbarischen Wirthschaft Ibrahim Pascha's und die Halbinsel selbst war unter den Schutz der drei großen Mächte gestellt worden. Nichts desto weniger erschienen die Minister mit großer Unruhe vor den Kammern, denn sie hatten die Gedanken des Königs belauscht.

Die Thronrede berührte würdevoll, einfach und klar die äußeren wie die inneren Fragen. Sie ließ die Forterhaltung

*) Ueber diese Angelegenheit mit Algier wird das Nähere im Zusammenhang mit dem Folgenden erzählt werden. Ueber den Intelligenzgrad des französischen Kabinetes in der orientalischen Frage und über seine Operationen wegen des Planes mit den Niederlanden, des engeren Bündnisses mit Rußland — ebenfalls je an seinem Orte.

des Friedens im Oriente hoffen; sie zeigte noch eine Möglichkeit, daß der Dey von Algier zur Vernunft kommen dürfte. Im Innern beruhigte sie hinsichtlich der Ausschweifungen der Presse durch die Macht der öffentlichen Vernunft, welche doch am Ende den Sieg davon tragen werde; wies die Nothwendigkeit der zum Schutze der Religion der Väter ergriffenen Maaßregeln, so wie zugleich die der Rücksichten von Ehrfurcht, welche man den Dienern derselben schuldig sey. Endlich machte der König die Kammern auf die vielen wichtigen Gegenstände aufmerksam, welche er hiemit ihrer Prüfung unterlege und welche ihre ganze Thätigkeit in Anspruch nehmen müßten. Die Munizipal- und Departemental-Organisation stand darunter oben an. Die Staatsbürger sollten dadurch den ihnen gebührenden Antheil an der Vertretung ihrer besonderen Interessen wieder erhalten. Der König schien sich auch am Schlusse noch sehr in der Erinnerung an die während seiner Reise durch einen Theil des Landes empfangenen Zeichen von Liebe und Zuneigung zu gefallen.

Das Ministerium hatte sich in diesem, ziemlich ausgedehnten Vortrag vorzüglich als linkes Centrum, als Doktrinär, ausgesprochen; daher kam ihm von dieser Seite der meiste und aufrichtigste Willkomm. Sehr überraschte ein Impromptu des Fürsten Polignac, welcher zum großen Erstaunen der Pairs-Kammer das Wort sich erbat, mit bitteren Klagen von den Verläumdungen des Partheigeistes redete, denen er seit längerer Zeit in Bezug auf seinen politischen Glauben ausgesetzt gewesen und am Schlusse die Aufrichtigkeit seiner konstitutionnellen Gesinnung betheuerte, welche Thron und Charte mit gleicher Treue umfasse. Diese Scene war zwischen ihm und seiner Coterie verabredet worden, um wenigstens einen Theil der Hindernisse zu dem ersehnten Portefeuille zu beseitigen und einen Theil

seiner zahlreichen Widersacher zu entwaffnen; die Sache machte jedoch nur geringen Eindruck; die Liberalen lachten über das schlecht maskirte Komödienspiel; die Ultras von der strengen Observanz dagegen ärgerten sich über das zuviel Gesagte.

Auch dießmal erhielt Hr. Royer-Collard, der die meisten Stimmen (und zwar von der Linken, dem linken Centrum und dem Abfall) vereinigte, die Präsidentschaft der Kammer. Casimir Perrier, de Berbis, Sebastiani, Delalot, Ravèz und Labourdonnaye waren die übrigen Kandidaten gewesen. Den Kommissionsbericht für die Dankadresse erstattete — Hr. Etienne. Die Rechte stimmte jedoch gar nicht mit, gleichsam als wollte sie sich jeder Verantwortlichkeit bei einer Sache entziehen, in welcher der Liberalismus das große Wort redete.

Das Ministerium schien die festeste Stellung in der Kammer zu haben und allerlei Zugeständnisse hielt es im Hintergrunde bereit, von denen nur zu bedauern war, daß das „kleine Kabinet" sich ihrer Ausführung widersetzte. Die Opposition, trotz der Lobsprüche, die sie seinen Grundsätzen und Gesinnungen gespendet, war, als die Verhandlungen nunmehr begannen, zu energischem Auftreten wider die noch vorhandenen zahlreichen Mißbräuche entschlossen. Der unmäßige Einfluß der Hof- und Priesterpartei auf das Heerwesen, die Geldverschleuderung in den Anstellungen und Pensionirungen bei denselben einer- und die Knickerei gegen die Legionäre, die Veteranen und verdienstvollen Offiziere anderseits, die unnationnale Fortdauer der schweizerischen Miethtruppen, (was alles die Finanzen zerrüttete und noch vor Ablauf des Jahres 1828 eine neue Anleihe von 80 Millionen Fr. nothwendig gemacht) das Tabakmonopol und anderes mehr bildeten die vorzüglichsten Materien. Allein sie sämmtlich wurden von der einen großen Frage: über das Kommunal- und Departemen-

talgesetz verschlungen. Und in dem Kampfe, der darüber sich erhob, unterlag das Ministerium Martignac. Diese Frage drehete sich nämlich darum: ob die bisherige Centralgewalt der Lokal- und Provinzial-Verwaltung im Mittelpunkte der Regierung mit den Ortsgemeinden und Departemental-Räthen getheilt werden solle oder nicht; ob man den 40,000 Gemeinden, welche Frankreich zählt, eine Munizipalverfassung geben solle, nach welchen die gewählten Vertreter der Gemeinden das Recht besäßen, einen wesentlichen Theil an der Verwaltung des Gemeinwesens zu nehmen? Das Ministerium war nicht so fast über das Ob? als über das Wie? im Streite mit der öffentlichen Meinung, oder vielmehr mit derjenigen Meinung, welche sich als die öffentliche geltend gemacht hatte; ebenso herrschte über Wahlform, Wahlberechtigung, Wahlfähigkeit und Umfang der einzuräumenden Rechte Verschiedenheit der Ansichten. Arglistig hatte auch der König beide Gesetzentwürfe auf einmal in die Kammer bringen lassen, indem er mit Sicherheit berechnete, daß dadurch der Saame der Entzweiung unter das Ministerium und seine bisherigen Freunde gestreut werden würde; ebenso war der ausdrückliche Befehl, kein Jota von den Entwürfen in ihrer gegenwärtigen Gestalt sich abdringen zu lassen, eine dem Ministerium gelegte Falle; die Rechte hatte ihre Truppen gemustert und zu einem entscheidenden Angriffe sich gefaßt gemacht; die Linke war mit einer politischen Intrigue auf eigene Rechnung schwanger und benahm sich, wie bei verschiedenen früheren Anlässen, nicht minder treulos als ihre Widersacher von der entgegengesetzten Seite; das linke Centrum, die Hauptstütze unter den gegenwärtigen Umständen, war, indem es auf den unbedingten Gehorsam der Minister rechnete, für Ausbreitung seiner Macht beschäftigt und freuete sich der Einschnürung des Kabinetes, ohne jedoch den tieferen Plan der

Hofpartei und die Hülflosigkeit des Ministeriums, somit auch die gemeinsame Gefahr für dieses und für sich selbst, zu durchschauen. An den Abfall sich lehnend, gedachte es mit diesem eine Majorität und durch dieselbe zuletzt auch ein Ministerium seiner Farbe zu erkämpfen. So nur erklärt sich der sonst sinnlose Widerstand gegen die zwei Meisterwerke von Entwürfen, welche als strahlende Monumente der Geschäftskenntniß, des Talentes und der Darstellungsgabe Martignac's von allen unbefangenen und zuständigen Richtern der Mit- und Nachwelt betrachtet werden dürften.

Die Ausschüsse für die Prüfung dieser Entwürfe waren beinahe aus lauter Liberalen des so eben geschilderten linken Centrums zusammengesetzt. Berichterstatter über die Kommunal-Ordnung wurde Hr. Dupin der ältere; über das Departementalgesetz General Sebastiani, der sich in seiner dünkelvollen Eitelkeit bereits an der Spitze eines Kabinetes träumte. Das Ministerium setzte es durch, daß das erstere Gesetz zuerst in die Debatte gezogen ward; das andere schien man auf das folgende Jahr vertagen zu wollen. Hr. Dupin läugnete die Vorzüge nicht, welche den begutachteten Entwurf auszeichneten: Zusammenhang und Rundung des Ganzen, richtige Klassifizirung der Gegenstände, lichtvolle Darstellung und Vollständigkeit des Wesentlichen und Nothwendigen; aber nach seiner Ueberzeugung befriedigte es dennoch den Nationalwunsch keineswegs, wiewohl es den ersten Faden aus dem Chaos von einzelnen Gesetzen und eine Möglichkeit der Vollziehung derselben darbiete. Das erste Kapitel, das von den Gemeinden selbst handelte, gab wenig Anlaß zu Bemerkungen, wohl aber regte das zweite, welches der Krone die Ernennung der Maires vorbehielt, bereits den Streit an, nämlich über die Bedingungen und über die Vereinbarung der königlichen Prärogative mit dem freien Rechte der Kommunen. So-

dann suchte die Kommission auch den Kreis der Wähler, in Betreff der Municipalräthe, zu erweitern; und endlich suchte man auch die Adjunktionen zu ermäßigen. Der Berichterstatter trug darauf an, daß das Kommunalgesetz von Paris in der Sitzung des künftigen Jahres vorgelegt werden sollte. Sebastiani's Rapport, dessen eigentlicher Verfasser Guizot gewesen seyn soll, war noch abweichender von der ministeriellen Schöpfung und ganz von dem geheimen Gedanken der nach Herrschaft dürstenden Doktrinäre eingegeben. Er erklärte: zwei Ideen herrschten als natürliche und wesentliche Prinzipien in dem Gesetzentwurfe vor, um den es gegenwärtig sich handelte: zuerst: die Organisation der Departementsräthe kann weder nach einzelnen Interessen, noch nach politischen Kombinationen abgefaßt werden; sodann: in örtlichen Angelegenheiten soll das Gesetz niemals dieser oder jener Klasse von Individuen den Einfluß einer faktionären und trügerischen Mehrheit verstatten. Der Entwurf — hieß es ferner — habe der Kommission bald genügend, bald unvollständig, bald im Einklang, bald im Widerspruch mit jenen zwei Prinzipien geschienen. Dieselben Wähler, welche die Abgeordneten zur Volkskammer ernennten, seyen mit noch mehr Recht zur Ernennung der Mitglieder der Departementsräthe befähigt. Darum schlug die Kommission drei wichtige Abänderungen vor: 1) daß das Recht zu wählen und gewählt zu werden, auf eine größere Zahl von Staatsbürgern ausgedehnt und allen politischen Wählern dasselbe in vollem Umfange eingeräumt werden solle; 2) daß die Wahl durch die Kantonalversammlungen vorzunehmen sey und 3) die Arrondissements-Konseile aufgehoben werden möchten.

Da der Streit sich mehr um Personen und Parteien, als um die Sache selbst und um die Volksinteressen von Frankreich drehte, so war zwischen den Linken und den Doktrinärs einer-

und dem Ministerium anderseits durchaus kein Vergleich zu erzielen, als das Departementalgesetz, mittelst einer Intrigue der Ultraopposition, zuerst in die Debatte gekommen. Die Rechte benutzte schlau die vorhandene Bresche und besetzte sie. Sie rechnete den Ministern nach, wie wenig sie durch ihre Zugeständnisse an den revolutionären Geist gewonnen und wie wenig konsequent und mannhaft sie sich benehmen würden, wenn sie jetzt vor den Folgerungen ihres eigenen Systemes von der Volkssouveränität erschrecken wollten. An diese letztere, meinte sie, wolle man die tutelarische Autorität des Königthums durch das vorgeschlagene Gesetz abliefern und die Repräsentativ-Monarchie in eine zerstörerische Regierung, die auf jene Souveränität sich stütze, verwandeln. Die Linke dagegen sprach von der Nothwendigkeit, gegen die Minister klar und unumwunden sich zu erklären, auch bei diesem Anlasse zu erfahren, ob man mit ihnen wirklich mit Ehre und Sicherheit wandeln könne, und ob das bisher ihnen bewiesene Vertrauen verdient oder mißbraucht worden sey. Der Entwurf ward für unzulässig, (weil die reellen Interessen der Gesellschaft verletzend, das Volk beleidigend und die Monarchie gefährdend,) erklärt. Die Minister ihrerseits verwarfen standhaft jede Abänderung, beriefen sich auf die Folgerichtigkeit ihrer Grundsätze, auf die Reinheit ihrer Absichten, auf ihre feste Ueberzeugung, auf den Royalismus ihres Systems, endlich aber auch auf die Unabänderlichkeit des königlichen Willens, der sie binde. Sie enthüllten damit ziemlich offen die Wahrheit, aber sie räumten auch dadurch der Opposition das Recht ein, die Freiheit der Kammer in den Berathungen und die Befugniß zu Ermäßigungen vorgelegter Gesetzentwürfe geltend zu machen. Beide Theile kämpften jetzt mit seltener Hartnäckigkeit, dem Schein nach für die Erhaltung der königlichen Prärogative, aus verschiedenen Beweggründen und für verschiedene Zwecke. Aber

nach anfangs zweifelhaftem Scrutinium sahen sie sich, als die Debatten geschlossen waren und es zur Abstimmung kam, förmlich geschlagen. Zögernd standen Martignac und Portalis noch eine Weile seitwärts und unterredeten sich über den zu ergreifenden Entschluß; endlich ihre Portefeuille's hastig zuschlagend, begaben sie sich in das Schloß, wo Karl X. sie mit einiger Schadenfreude im Blick und dem Zuruf empfing: „Nun, wie steht es, meine Herren? habe ich es Ihnen nicht richtig vorausgesagt, daß man mit diesen Leuten nichts ausrichten kann? Es ist Zeit dem Dinge ein Ende zu machen. Ich danke Ihnen für Ihren Entschluß!" Dieser bestand darin, die beiden Gesetzentwürfe durch eine Ordonnanz zurückzuziehen. Die Minister brachten die Ordonnanz stehenden Fußes nach der Kammer, welche mit großer Gespanntheit ihrer Wiederkunft harrete. „Es war dieß — erzählt Hr. Capefigue — ein vollständiger Bruch. Das Kabinet glaubte, einen großen Gewaltstreich vollführt und die schwankenden Ueberzeugungen zurückgeführt zu haben. Allein es war sein eigenes Todesurtheil, was es so eben unterzeichnet hatte. Als ich Abends darauf Hrn. v. Martignac sah, sprach er viel von dem Vertrauen, das er dem Könige eingeflößt und von der Macht, die er im Schlosse übe. Ich erwiderte ihm: ich wünsche es sehr, aber in meinen Augen haben Sie sich selbst entleibt. Bereiten Sie sich auf eine nahe Krisis vor. Ihr Ministerium ist fürder blos ein politischer Leichnam!"

In der That war das Ministerium Martignac von diesem Tage an zu Grunde gerichtet. Des Hrn. de la Ferronnays noch immer entbehrend, unter sich selbst gewissermaßen in Schattirungen getheilt, führte es, trotz der scheinbar erneuerten Freundlichkeit Karls X. und der ihm aufgedämmerten Gunst der rechten Seite, nur noch ein Scheinleben fort. Die Ent-

Auflösung des Ministers der Auswärtigen wurde endlich angenommen und Hr. von Laval-Montmorency als Nachfolger bestimmt. Allein dieser weigerte sich eben so wie Hr. v. Chateaubriand und der Herzog von Mortemart, der gefährlichen Ehre. Der König übertrug Hrn. Portalis, welcher, in richtiger Ahnung des Kommenden, um die Stelle Henrion de Pansey's heimlich sich bewarb und dieselbe zugesichert erhielt, das Portefeuille; er sann bereits auf ein neues Kabinet, als er die Siegel an Hrn. Bourdeau gab, doch verdoppelte er, klug sich verstellend, seine Freundlichkeit gegen die Minister, von denen er mehrere (wie gerade Hrn. Bourdeau, St. Cricq und Watismenil) aus Grund der Seele haßte, da der eine als eingefleischter Anhänger der Doktrinäre und des Globe, der andere als Verräther der Kabinetsgeheimnisse an die Journale und die Coterie Laffitte, der dritte als eine politische Nullität ihm bekannt waren. Das Ministerium hatte endlich seine Lage wohl erkannt, aber aus einem Gefühl von Ehre wollte es nicht abtreten, ohne noch für die Monarchie hinsichtlich des Budgets gesorgt zu haben. Es brachte daher drei Finanzgesetze vor die Kammer, von denen das erste die Prorogation des Tabak-Monopols, das zweite die Bestimmung der Supplementarkredite für 1827 und 1828, das dritte endlich das Budget für 1830 zum Gegenstande hatte. Erstere zwei gingen in den Hauptpunkten durch, trotz heftiger Deklamationen von Seite ausgezeichneter Redner der linken Seite, wie B. Constant, Cambon und die beiden Dupin; es war im Interesse der Rechten, dießmal der Verwaltung keine Hindernisse in den Weg zu legen, da das nachfolgende Ministerium ja als Erbe alles Verwilligten eintrat. Grobe Unregelmäßigkeiten in einzelnen Zweigen der Staatshaushaltung, namentlich aber im Ressort des Hrn. v. Peyronnet, kamen bei Prüfung

des Budgets und der Supplementarkredite von 1827 zur Sprache, die sich aber mehr von Unordnung, als von Verschleuderung herschrieben. Die Kammer behielt sich gegen jenen Ex-Minister eine Klage von nicht weniger denn 4 Millionen Fr. vor. In der Debatte des Budgets 1830 herrschte ein Ton der Bitterkeit und Feindseligkeit, welcher oft unerklärlich schien und besonders zeichnete dabei die Linke sich aus. Ihre Ausfälle galten jedoch eigentlich mehr dem Hofe selbst, als den Ministern, und sie mußten blos für jenen herhalten. Mehrere von ihnen zeigten bei Vertheidigung ihrer Departements Talent, Muth und Eifer. Das des Auswärtigen kam ganz verstümmelt zurück; in demjenigen des Krieges, bei welchem besonders die Schweizertruppen eine reichhaltige Materie zu Persönlichkeiten darboten, gelangte man dahin, die Amendements siegreich zurückzuweisen. Das Ganze des Budgets ward nur mit einer Mehrheit von 131 Stimmen angenommen.

Nachdem der König Meister des Schlachtfeldes in finanzieller Beziehung geblieben und sich somit im Besitze der nöthigen Mittel sah, um seine weiteren Plane durchzusetzen, rückte er endlich mit seinen geheimen Gedanken, der Bildung eines Ministeriums, heraus, an dessen Spitze der bisher verschmähte Polignac zu stehen kommen sollte. Schon zuvor hatte man eine Versöhnung der royalistischen Schattirungen in's Reine zu arbeiten gesucht und ein Ausschuß, der aus den Herren de Labourdonnaye, de Chantelauze, de Montbel und Ravèz bestand, leitete die verschiedenen Unterhandlungen. Am 27. Julius erschien Hr. von Polignac unerwartet wieder in Paris, unter dem Vorwande, daß die Aerzte ihm die heimathliche Luft zu Verbesserung seiner etwas angegriffenen Gesundheit verschrieben. Die Minister, wiewohl Hr. Portalis blos durch

eine Karte (denn der Prinz, noch immer empfindlich über den frostigen Willkomm vom verflossenen Jahre, besuchte ihn nicht in Person) von seiner Ankunft in Kenntniß gesetzt war, erfuhren dieselbe erst an einem dritten Orte, bei einem Gastmahl, das der Polizeipräfekt Hrn. von Belleyme gegeben. Nachdem Hr. Ravèz den König des Beistandes der Majorität in der Kammer versichert, fing man an, die Kandidaten für das neue Kabinet zu mustern, welches durchaus royalistisch und entschieden in dieser Richtung sich bewegend, seyn sollte. Roy und Martignac, welche Karl X. beibehalten wünschte, wurden später wieder aufgegeben, oder vielmehr lehnten sie selbst jede Theilnahme an einem Ministerium Polignac ab. Zuletzt verständigte man sich über folgende Namen: Courvoisier für die Justiz, Labourdonnaye für das Innere, Rigny für die Marine, Montbel für Kult und Unterricht, Chabrol de Crouzol für die Finanzen und General Bourmont für den Krieg. Nachdem der Admiral de Rigny die ihm zugetheilte Stelle ausgeschlagen, ward er durch den Baron d'Haussèz ersetzt. Das Handelsministerium wurde aufgehoben und der eine Theil seiner Geschäfte dem Ministerium des Innern, der andere dem der Finanzen überwiesen; der Kultminister seines Präsentationsrechtes bei erledigten Erzbisthümern, Bisthümern und andern geistlichen Stellen entkleidet und dasselbe für die Zukunft an einen Bischof übertragen. Abbé de Frayssinous erhielt, wie zu erwarten war, dieses Amt. de Belleyme, der Polizeipräfekt, wich dem Hrn. Mangin. Ein Theil der Mitglieder des Staatsrathes von der liberalen Partei und der des Abfalls nahm freiwillig seine Entlassung. Auch Chateaubriand, Botschafter zu Rom, sendete die seinige ein. Die Bildung dieses Ministeriums erregte in Europa abwechselnd und je nach den großen Meinungsverschiedenheiten, Freude,

Erſtaunen, Unwillen, Beſorgniß. Auf welcher Bahn es ſich, Frankreich und der öffentlichen Meinung gegenüber, bewegt bis zu dem verhängnißvollen Schritte mit den Ordonnanzen, wird in einer andern Abtheilung dieſes Buches die Rede ſeyn. Der Zuſammenhang der Ereigniſſe und der Fragen führt uns zunächſt nun nach Spanien und Portugal, den beiden reſtaurirten Nachbarſtaaten, zurück.

Sechstes Kapitel.*)

Spanien nach dem Sturze der Cortes. — Der Hof. — Die Camarilla. — Das Miniſterium. — Die apoſtoliſche Junta und der Carlismus. — Die Reaktion und die Verſchwörung. — Der franzöſiſche Einfluß. — Entlaſſung des Miniſteriums Ofalia.

Den Traktaten und Abreden gemäß, hielt die franzöſiſche Interventionsarmee auch nach Wiedereinſetzung des unumſchränkten Königes die Hauptſtadt, Cadix, und die wichtigſten Feſtungen des Landes beſetzt; allein die Sieger fanden in demſelben ſchlechten Dank ſelbſt bei derjenigen Bevölkerung, die dem reinen Royalismus huldigte, und in deren Intereſſe ſo viele

*) Ueber dieſes und die folgenden Kapitel ſ. Venturini's Chronik 1824 — 1828. — Pfeilſchifters Staatsmann. — Allg. polit. Annalen von Murhard u. ſ. w. — Polit. Journal.

Anstrengungen gemacht worden waren, während verachtungsvoller Haß von Seite der besiegten Konstitutionnellen natürlicherweise auf's heftigste sie verfolgte. Der Hang des täglich neufanatisirten Pöbels zu groben Ausschweifungen, Plünderungen, Verfolgungen und Blutscenen, mußte durch strenge Polizeimaaßregeln im Zaume gehalten werden und selbst geistliche Personen und Mönche, die der Aufreizung der Massen überführt worden, verfielen der Kategorie jener Individuen, deren Ausweisung aus Madrid als dringende Nothwendigkeit betrachtet und vom Hofe gefordert wurde. Der spanische Nationalstolz empfand jedoch dieß übel und er fing an, die Anwesenheit der ketzerischen oder vielmehr freigeisterischen Franzosen für eine Schmach zu halten, deren man sich sobald als möglich entledigen sollte. Nichts desto weniger setzte General Bourmont, der als Oberbefehlshaber zurückgeblieben, dießmal seinen Willen kräftig durch und an dringlichen Zureden und an kräftigen Mahnungen aus Paris, von Seite des Hrn. von Villèle, welchem die Versöhnung Spaniens unter sich selbst, aufrichtig, weil aus finanziellen Gründen, am Herzen lag, fehlte es ebenfalls nicht.

Der König Don Fernando VII. war ohne alle andere Reminiscenzen an die vergangene, für ihn so lehrreiche Periode, als die der Rache an seinen Beleidigern, auf den absoluten Thron zurückgekehrt. Seine ersten Regierungssorgen, nach erfolgter Wiederankunft in der Hauptstadt, beschränkten sich darauf, daß er die Hochpriester, welche das hauptsächlichste zur Beweglichmachung der Massen wider die Cortes während der Jahre 1822 und 1823 beigetragen, auf verschwenderische Weise auszeichnete und an die sogenannten königlichen Freiwilligen gleich eitle als unzeitige und gefährliche Vorrechte vertheilte. Inzwischen hauseten die Kameraden derselben in den Provinzen, so wie viele

einzelne Royalistenbanden, unterstützt von unsinnigen und erhitzten Pöbelhaufen, wie in Feindesland, und es bedurfte blos des Losungswortes „Konstitutionneller" oder „Negro", „Freimaurer" oder „Comunero", um Gegenstand, ja wohl gar Opfer der brutalsten Wuth zu werden. Bessières, Sampère, Capapé, Locho und Leute ähnlichen Schlages mißbrauchten auf solche Weise die im Restaurationskampf errungenen Verdienste bis zum Uebermaaß. Gleichwohl überwog beinahe der Franzosenhaß den Haß, welchen die Parteien wider einander nährten, und es fehlte nicht an anonymen Aufreizungen, deren Hauptinhalt dahin ging: Weiße und Schwarze möchten sich mit einander verbinden und die Franzosen zum Lande hinaus jagen.

Diese Idee war bei den Apostolischen aus leicht erklärbarem Grunde sehr populär; dieselben hatten an den Franzosen gar zu lästige Aufseher bei Entwicklung des Systemes, das sie eingeschlagen. Ein Ausschuß der einflußreichsten Häupter, bestehend aus dem verschmitzten, aber kenntnißvollen und durchgreifenden Pater Cyrillo, dem General Eguia, dem Marquis de Mataflorida und dem Grafen Calderon, leitete, neben und über den Ministern die Staatsgeschäfte. Unter dem Namen „apostolische Junta" im Publikum zur Genüge bekannt, hatte er den König ganz in seiner Gewalt und ohne die Zustimmung dieser Männer wurde, selbst wenn jener mit seinen Ministern bereits über die eine oder andere Frage sich verständigt hatte, kein einziges Dekret unterzeichnet. Aus diesem Grunde erschien denn auch so lange die sehnlich erwartete und vom Pariser Kabinete selbst eifrig betriebene Amnestie nicht. Jenen Männern schien die Zahl der Opfer, welche zur Sühnung des revolutionären Gräuels gefallen, noch immer unzureichend und ihrem Gotte das Blut der Kinder Baalim, der

Negros, ein süßer Geruch. Die Camarilla, mit Viktor Saez und Ugarte an der Spitze, wirkte einträchtig mit der apostolischen Junta. Nicht ohne Grauen und Entrüstung las Europa, wie sogar durch solche Hebel Bitt-Adressen um Wiederherstellung der Inquisition, hervorgerufen wurden, und obgleich ein gewisses nördliches Blatt auf ziemlich naive Art dargethan, daß eigentlich jenes Institut nicht so ganz und gar schrecklich und abscheulich sey, als man in der Regel es zu betrachten sich angewöhnt, ja unter gewissen Umständen selbst als eine heilsame und nützliche Anstalt sich erwährt habe und erwähren dürfte, so suchte doch die hohe Diplomatie bestmöglichst einen Schritt zu verhindern, welcher den Freunden der gestürzten Cortes so gewaltige Waffen in die Hände gegeben und eine furchtbare Ironie auf die Beschlüsse des Kongresses von Verona ausgedrückt haben würde.

Die Macht der Apostolischen war durch die Volksmassen und die königlichen Freiwilligen so fest begründet, daß, als der hohe Rath von Kastilien, die einzige regelmäßige Centralbehörde Spaniens, welche seit der Zertrümmerung der alten wie der neuen Cortes ein Schattenbild von oberster Staats-Controle vorstellte, dem Umfange einzelner Rotten jener letzteren durch ein Rundschreiben zu steuern sich vermaß, eine Art Aufstand sich erhob und selbst das Leben vieler Mitglieder des hohen Rathes, sowie des Präsidenten, Hrn. von Villela selbst, durch Wüthende bedroht wurde. Der König konnte den Sturm blos durch die Entlassung von vierzehn Personen, welche die tumultlustige Faktion als Negros bezeichnet, und durch ihre Ersetzung in der Person von entschiedenen Fanatikern aus ihrer Mitte, stillen. General Bourmont, dessen zeitweise Geldverlegenheiten von den Apostolischen mehr als einmal nicht ohne Erfolg benutzt worden zu seyn schienen, soll bei diesem Vorfalle

eine sehr zweideutige Rolle gespielt haben. Zum mindesten werfen liberale Parteiblätter mit bitteren Anspielungen theils auf vergangene, theils auf gegenwärtige Zeit, ihm solches vor. Er gab der öffentlichen Meinung im Auslande und namentlich in Frankreich, dadurch einigen Ersatz, daß er die Fesseln konstitutionneller Kriegsgefangenen in den Depots lösete und denselben die Rückkehr in ihre Heimath (nur Madrid war hiebei ausgenommen) erwirkte. Aber die Treulosigkeit der siegreichen Partei wußte auch diese Maaßregel, welche die verpfändete Ehre der französischen Vermittlung auszulösen den Anfang machen sollte, in ihrer Ausführung größtentheils wieder zu durchkreuzen und die königliche Milde in eine Schlinge zu verwandeln, in welcher jene Unversönlichen die gesuchten Schlachtopfer um so bequemer erreichen konnten.

Unter solchen Umständen, wie die beschriebenen, konnten die Verbesserungen in der Staatsverwaltung, welche man vielleicht aufrichtig durchgeführt wünschte, nicht besonders gedeihen. Wo die Willkür so schrankenlos herrschte und die Parteiwuth noch im stärksten Zuge war, erhielt die Gesetzgebung nicht nur keinen edleren, sondern einen wahrhaft barbarischen Charakter. Die bitterste Noth, welche schon vor der Revolution von 1820 das spanische Kabinet am meisten gedrückt hatte und jetzt, nach all den Verschwörungen und Bürgerkämpfen, Bestechungen und Verschleuderungen, und nach dem Kriege von 1823 selbst, durch eine neue beträchtliche Schuld an Frankreich sich gesteigert hatte, bildeten die Finanzen. Die Regierung, welche das Anleihen Guebhard auf das gewissenloseste verzettelte, indem der König persönlich, sodann einige von der Camarilla und der Minister Burgos fast mehr als die Hälfte des Ganzen zum Voraus für sich auf

Seite gelegt hatten*), besaß weder im Innern noch im Auslande auch nur einigen Kredit. Die hohe Geistlichkeit, welche man anging, versagte zwar ihren Beistand nicht ganz, doch wies sie, auf die lange Reihe ihrer Opfer und Verluste seit 1808 sich berufend, zugleich auf die geistlichen Orden und namentlich auf die Mönchsorden, (die Besitzer eines Drittheils des Staatsvermögens,) hin, als auf die Körperschaften, welche ebenfalls ins Mitleid gezogen werden sollten. Die apostolische Junta durchkreuzte diesen Plan, welcher nicht nur hart an ihr eigenes Gut streifte, sondern auch ihrer Macht selber Beeinträchtigung drohte, indem er, falls er zur Ausführung gekommen, die Regierung in eine Lage versetzt haben würde, in welcher sie unabhängiger von ihr, als bisher, sich hätte bewegen können.

Damit war den Apostolischen jedoch nicht gedient. Eine aufferordentliche Besteuerung aller Klassen der Bevölkerung, zu welcher die Minister in der Verzweiflung riethen, schien noch unpraktischer, da selbst die ordentlichen Abgaben nur mit größter Mühe eingetrieben werden konnten.

Endlich verfiel man auf eine Operation ganz eigenthümlicher Art. Am 4. Februar erschien ein königliches Dekret, welches die bisher bestandene Kreditanstalt aufhob und eine Amortisationskasse mit einer Dotation von jährlichen 80 Millionen Reales einführte. Aus dieser Kasse sollten die Zinsen der neu zu schaffenden öffentlichen Staatsschuld entrichtet werden. Ferner trat ein Liquidations-Ausschuß in's Leben, welcher die bestehende Staatsschuld untersuchen und nach den Ausweisen vor dem 7.

*) Nach den Berechnungen vom J. 1834, welche der Proceres- und Procuradoren-Kammer vorgelegt wurden. Hiezu kamen noch die ohnehin beispiellosen Procente, welche die Negoziatoren dieses Anlehens nahmen.

März 1820 regeln sollte. Somit blieben sowohl die königlichen Vales, als die Anleihen der Cortes von der Liquidation ausgeschlossen, was auf die öffentliche Meinung in der kommerziellen Welt einen höchst nachtheiligen Eindruck hervorrief. Um denselben zu mildern, folgten etwas später vier andere Dekrete nach, durch welche die Regierung dem Handelsstande des Königreiches in seiner Gesammtheit eine jährliche Subsidie von 10 Millionen Reales auferlegte, den Stockfischhandel, unter Verbot der Einfuhr jeder anderen frischen oder gesalzenen Fische, nach Ablauf des Jahres 1824, auf eigene Rechnung übernahm, ferner die Tabakregie mit erhöhtem Tarife wieder an sich zog, und endlich die Einfuhr von Korn, Mehl und Hülsefrüchten (mit alleiniger Ausnahme für die balearischen und kanarischen Inseln) untersagte. Ein fünftes Dekret setzte auch die Handelsverhältnisse mit Südamerika fest, und gestattete, die kommerzielle Frage von der politischen sorgfältig trennend, den unmittelbaren Handel mit den ehemaligen Kolonien, so wie das Einlaufen der Fahrzeuge in die dortigen Häfen, unter denselben Bedingungen, wie in den europäisch-spanischen. Diese Maaßregel ward jedoch in englischen Zeitblättern, selbst von der ministeriellen Farbe, für ein lächerlicher Einfall und ein bloßer Kunstgriff, die Erklärung der Unabhängigkeit jener Kolonieen durch England zu verhindern, hingestellt.

So durchgreifend in mancher Beziehung die gegenwärtigen Minister Ferdinands sich benahmen, so genügten sie doch den ausschweifenden Forderungen der raffinirten wie der rohen Fanatiker nicht, welche die Machthaber des Tages spielten, und die Ohnmacht, welche sich deutlich genug zeigte, als die Finanzdekrete in die Provinzen verbreitet wurden, ohne Vollzug und Gehorsam zu finden, vermehrte noch ihre hülflose Lage. Die Hofpartei sann darum auf einen Hauptschlag bei Gelegenheit

der Reise des Königes nach Aranjuez. Man verbreitete auf künstliche Weise Unruhe und Besorgniß in der Hauptstadt, so wie das Gerücht: der König genieße nicht der vollen Freiheit, sondern sey, in Anbetracht der zahlreichen französischen Gensdarmen und Linientruppen, die ihn umgäben, als Staatsgefangener zu betrachten. Vergebens suchte der Generalsuperintendant der Polizei, Don Arjona, die Gemüther zu beschwichtigen: nur das nachdrücklichste Einschreiten der französischen Militärmacht verhinderte den Ausbruch der angeregten wilden Leidenschaften. Aranjuez glich einem belagerten Platze und selbst in anderen Städten, durch die der König reisete, fanden ähnliche Auftritte statt. Der Haß wider die fremden Gäste stieg täglich; natürlich klatschten die Konstitutionellen mit vieler Schadenfreude in die Hände über solchen Bruch zwischen den Absolutisten und ihren Freunden von jenseits der Pyrenäen. Und doch waren diese ihre letzten Schirmer gegen die brutale Wuth der siegreichen Partei! Da man dem persönlichen Benehmen General Bourmont's die Hauptveranlassung dieses feindseligen Verhältnisses zwischen der Bevölkerung und den Occupationstruppen zuschrieb, so wurde derselbe nach Abschluß der neuen „Konvention vom 9. Februar" (1824) zwischen dem Grafen d'Ofalia und dem Marquis de Talaru über den ferneren Aufenthalt von 45,000 Franzosen in Spanien, durch General Digeon ersetzt, welcher längere Zeit im Oriente viele glänzende Proben sowohl von Muth und Charakterstärke, als schonender Umsicht und kluger Mäßigung, mitten in den gefährlichsten Krisen, abgelegt hatte.

Eben so betrübt, wie in den Finanzen, sah es auch im spanischen Heerwesen aus. Der Kern der früheren Militärmacht hatte unter den Fahnen des Liberalismus gefochten; allein das ungewöhnlich strenge „Epurationssystem", hinsichtlich der politi-

schen Gesinnung, welches fast auf die Mehrzahl der Generale und Offiziere ausgedehnt wurde, verhinderte jede zweckmäßige Umbildung und das Institut der königlichen Freiwilligen, von den Apostolischen geschützt und gestützt, breitete in sehr aufrührischer Gestalt seine Riesenarme über ganz Spanien aus. Der Versuch, die Freiwilligen zu entwaffnen, war gescheitert und die Blöße der Regierung allerwärts sichtbar geworden. Ihr Herz war von dem Könige ab- und blindlings dem Infanten Don Carlos zugewendet worden, welcher, mit der apostolischen Junta innigst zusammenhängend, unter der Maske herzlicher Freundschaft und demüthigen Gehorsams, die gefährlichsten Plane schon für die nächste Zukunft aussann. Wie Monsieur in Frankreich alle, auch die wohlthätigsten Maaßregeln Ludwigs XVIII. durchkreuzte, so verhinderte D. Carlos in Spanien jedes Unternehmen Ferdinands VII. oder seiner Minister, welches einer Reform gleich sah oder auf eine Verschmelzung der Parteien zielte. Die völlige Schwäche des Thrones, wiewohl sie selbst wiederum seiner Partei als Rechtfertigungsgrund für vermessene Anschläge dienen mußte, stützte eine Macht welche mit frondistischer Physiognomie, als siegreiche Nebenbuhlerin der königlichen Gewalt sich zur Seite aufgepflanzt hatte. Spanien besaß also zwei Höfe und zwei Regierungen auf einmal, wiewohl man in gewisser Beziehung ohne Besorgniß des Vorwurfs der Verläumdung behaupten konnte, es scheine, als besitze es gar keine.

Rastlos gedrängt von dem französischen Ministerium und vielleicht auch angetrieben von einem Ueberrest Gefühl für die öffentliche Meinung, welche den Bruch aller Zusagen, Konventionen und Kapitulationen bitter zu rügen, nicht müde ward, erließ endlich der König die langerwartete „Amnestie," welche jedoch mit ihren fünfzehn Ausnahms-Kategorien und auch auf-

ſerdem noch ſehr verfänglichen und allgemeinen Beſtimmungen mehr als eine grauſame Verſpottung des Begriffes, welchen man mit ihr zu verbinden pflegt, denn als ein Akt fürſtlicher Milde betrachtet wurde. Den Apoſtoliſchen ſelbſt galt ſie, wie begreiflich, für ein Uebermaaß von unkluger Nachſicht und als eine zweckwidrige Schwächung der Geſetzeskraft, ſo wie des Anſehens der Religion und der Majeſtät. Die Apoſtoliſchen vereitelten überall die Wirkungen des Vollzugs und ihre zahlreichen Werkzeuge in den Provinzen, welche meiſt die Macht in ihren Händen hatten, ließen es nicht an Eifer in Verfolgung der ruchloſen Liberalen und Freigeiſter fehlen. Selbſt die ſchreckliche Hungersnoth und Theuerung, welche im Laufe dieſes Jahres das Land heimſuchte, brachte keine gemäßigtere Sinnesweiſe unter dieſer wahnſinnigen Partei hervor. Sie bearbeitete den hohen Rath von Kaſtilien gegen das Miniſterium mit erneuerter Kraft und ließ in einer Denkſchrift deſſelben, welche der Präſident, Hr. von Villela, allein zu unterzeichnen ſich weigerte, nicht nur auf die Gefahr, ſondern auch auf die Ungerechtigkeit der Maaßregeln wider die königlichen Freiwilligen hindeuten. Dieſe letzteren wurden als der Kern der getreuen Royaliſten, als der reine Ausdruck der öffentlichen Meinung der entſchiedenen Mehrheit der Nation, der Monarch aber als umgeben von treuloſen Rathgebern und hinterliſtigen Feinden, dargeſtellt.

Ferdinand, rathlos, geängſtigt und zitternd, ſchwankte zwiſchen den verſchiedenartigſten Entſchlüſſen im Angeſichte des immer mehr ſich verfinſternden Himmels hin und her; ein verderblicher Wetterblitz ſchien jeden Augenblick herunter zu fahren und ſeinen mühſam wieder aufgerichteten Thron zerſchmettern zu wollen. Die Bajonette und Säbel der Franzoſen mußten ſein Stillleben in Aranjuez beſchützen. Viele Fäden der weitgeſpon-

nenen, mit den Brüdern in Portugal gemeinsam eingeleiteten, apostolischen Verschwörung, deren letzter Zweck die gleichzeitige Thronerhebung von Don Carlos und Dom Miguel gewesen war, wurden hinter einander gewonnen; die Minister und der diplomatische Körper drangen auf Akte von Energie. So wagte man denn endlich einen Schlag, der unter den damaligen Umständen als ein sehr kühner Staatsstreich betrachtet werden konnte und in jedem andern Lande, denn in Spanien, als ein abscheulicher und frevelvoller Hochverrath an den Urhebern mit dem Tode gerächt worden wäre; auf verschiedenen Punkten des Königreiches zugleich wurden Verhaftungen vorgenommen. Der Trappist, Merino, Bessieres, Justo Perez, der Pastor, gehörten in diese Kategorie. Der unerbittliche Capapé fiel erst nach bewaffnetem Widerstande in die Hände der Gerechtigkeit. Eine Menge von Mitgliedern der apostolischen Junta (darunter Viktor Saez und Pater Cyrillo) wurden theils aus Madrid verbannt, theils ebenfalls in Verhaft genommen. Aber die aufgelösten Banden der Freiwilligen durchzogen die Hauptstadt und die Provinzen mit drohendem Geschrei und fanatischer Wuth, die geheiligte Person der Majestät selbst nicht verschonend, und unter anderer Firma trieben die Freigebliebenen ihr Wesen von Neuem fort.

Der Zwiespalt des Ministeriums, in welchem Ofalia, Cruz und Salazar die gemäßigte, Calomarde und Ballesteros aber, gestützt auf den Beistand der Majorität des Rathes von Kastilien, die heftige Schattirung bildeten, ließ kein kräftiges System aufkommen und vernichtete die Wirkungen der so eben gewagten Maaßregel fast in dem gleichen Augenblicke, wo sie hätte vollends durchgeführt werden sollen. Die Gefangenen wurden wieder in Freiheit gesetzt, der Polizeiminister erließ die strengsten Maaßregeln in Bezug auf Personen von verdächtigen

Gesinnungen und zu allem Ueberfluß erließ der umgestimmte Monarch auf eine Note, durch welche die verbündeten Mächte ihn zur Einführung einer festen und den Zeitbedürfnissen angemessenen Regierungsform zu bewegen gesucht, eine feierliche Erklärung: „er gedenke, absoluter König zu bleiben und sey entschlossen, falls die großen Höfe ihn nöthigen würden, das Beispiel des Königes von Portugal zu befolgen, lieber dem Throne Spaniens zu entsagen und als Privatmann in Frankreich seine Tage zu beschließen, als solch' einen Schritt sich gefallen zu lassen." Der Infant Don Francesco, welchem man zur Last legte, daß er dieselbe Rolle in Spanien spiele, welche man bei dem Herzog von Orleans in Frankreich vermuthete, ward in angemessener Entfernung gehalten und das Vertrauen Ferdinands zu Don Carlos, welcher einen kaum glaublichen Einfluß auf den Geist seines Bruders sonst geübt, kehrte in voller Stärke zurück. Die königlichen Freiwilligen erhoben von Neuem trotzig das Haupt und wurden wie zuvor begünstigt. Ugarte, an der Spitze der Camarilla, hatte hauptsächlich diese Versöhnung des Pallastes mit der Junta bewirkt. Man blieb aber jetzt nicht auf halbem Wege stehen, sondern setzte auch zugleich eine Ministerialveränderung durch. Don Ofalia trat aus dem Kabinete und erhielt den Gesandtschaftsposten zu London; seine Stelle, als Minister des Auswärtigen, übernahm der geschmeidige Don Zea de Bermudez, welchem bisher das in Rußland genossene Ansehen eine eigene Bedeutsamkeit verliehen, und welcher, obgleich den Doktrinen und Tendenzen des Apostolizismus im Herzen abhold, geschmeidig sich in ihre Freundschaft zu drängen und die herrschende Macht des Tages zu seinen eigenen Zwecken zu benützen wußte. Die Zahl der Freiwilligen in Madrid wurde, nicht ohne schwere Opfer, vermehrt und als das Geld in der Staatskasse hiezu nicht aus-

reichte, nahm man zu allerlei indirekten Erpressungen, wie z. B. die Suspension der Besoldungen von Staatsdienern, welche erst ihre völlige Purification noch abzuwarten hätten, seine Zuflucht. Die Purification trug einen solch' strengen Charakter, daß selbst Männer, wie Don Palafox, der unsterbliche Vertheidiger Saragossa's, für unrein erklärt wurden, von Leuten, welche weder für ihr Vaterland, noch für irgend etwas in der Welt jemals ein Schwert gezogen.

Siebentes Kapitel.

Das Ministerium Zea. — Befestigung des Despotismus und Ausbreitung des Karlismus in den Provinzen. — Aufstände u. s. w.

Während der Abwesenheit des Monarchen in den Bädern von Sacedon fanden neue Gräuelscenen in Madrid statt, herbeigerufen durch das rachsüchtige Wesen der Günstlinge des Tages, der königlichen Freiwilligen. Nur mit Mühe stellte Digeon, der auf dem Abzuge aller spanischen Truppen und Milizen aus der Hauptstadt beharrlich bestand und denselben auch durchsetzte, die Ruhe wieder her. Aber am 7. August, am Tage der Rückkehr Ferdinands, wiederholte sich der Unfug, und das hier gegebene Beispiel fand in den Provinzen um so mehr Nachahmung, als, ungestört von der höchsten Gewalt,

jeder Generalkapitän, jeder Militärchef und jeder Bandenhäuptling, seinen Leidenschaften freien Zügel schießen lassen konnte. Auf die Negros ward, zur Belustigung des Pöbels, allenthalben förmlich Jagd gemacht und in der Verzweiflung griffen die geängstigten Mißhandelten oftmals zu Mitteln, welche ihr Loos nur noch mehr erschwerten und den Widersachern willkommenen Vorwand zu noch schärferen Mißhandlungen darbot, indem man den psychologischen Motiven und den bedauernswerthen Umständen, welche jene Leute zu vermessenen Handlungen getrieben, keine Rechnung trug, sondern blos eine teuflisch-revolutionäre Verstocktheit in Allem gewahrend, Ursache und Wirkung mit einander vermengte. Das unglückliche Unternehmen von Don Francesco Valdez in Andalusien, zu Anfang des Augustmonats, gehörte hiebei oben an. Mit einer Anzahl Guerillas, welche aus ihren Schlupfwinkeln hervorgebrochen, glaubte dieser entschlossene und charakterfeste Mann, die Rolle Quiroga's und Riego's wiederholen zu können. Einer seiner Genossen überrumpelte mit der einen Abtheilung Ximena und versicherte sich, unterstützt von der Volksmasse, der Personen des Ayuntamiento; mit einem andern Haufen machte er selbst sich Meister von der Insel und dem Forte Tarifa. Sein Erstes war, die Constitution von 1812 als wiederhergestellt zu verkündigen. Man schien in Cadix nicht ohne Unruhe über die weitere Entwicklung dieser Begebenheit gewesen zu seyn, denn selbst unter José O'Donnells Truppen bei San Roque offenbarten sich Symptome von Unzufriedenheit und Meuterei; in den Gebirgen um Sevilla streiften Insurgentenhaufen, die durch Schmuggler und abgesetzte Offiziere sich verstärkten und bis an die Thore jener Stadt Schrecken verbreiteten. Allein das Ganze war doch ohne alle Berechnung der Umstände angelegt und viel zu übereilt ausgeführt worden, um einen glücklichen Erfolg zu versprechen.

Die französischen Befehlshaber in Cadix, Latour-Foissac und Graf d'Astorg, rückten alsbald mit so viel Truppen, als man nur immer entbehren konnte, gegen Tarifa aus, umschlossen das Fort zu Land und zu Wasser, (indem auch eine Abtheilung Fahrzeuge zur Verfügung gestellt wurde,) und nahmen es, jedoch erst am 19. August, unter der tapfersten und hartnäckigsten Gegenwehr der Insurgenten, mit Sturm. Valdez mit seinen übriggebliebenen Freunden flüchtete sich nach der Insel, welche ebenfalls durch einige Batterien in Vertheidigungszustand gesetzt war; allein bald erkannte er die Nutzlosigkeit fernern Widerstandes und brachte auf einer Barke, kaum noch zu rechter Zeit, sein und seiner wenigen Begleiter Leben in Sicherheit. Nach allerlei Gefahren erreichten sie die Küste von Afrika und flehten in Tanger den Schutz des Kaisers von Marokko an, welcher denn auch großmüthig ihnen solchen gewährte und beharrlich die vom spanischen Kabinete begehrte Auslieferung verweigerte. Traurig dagegen war das Schicksal der im Fort und auf der Insel gefangenen Insurgenten; 56 wurden, dem bestehenden Reglemente gemäß, alsogleich durch ein Kriegsgericht summarisch abgeurtheilt und erschossen; 200 andere, je nach Abstufungen, mit verschiedenen sehr schweren Strafen nach regelmäßig geführter Untersuchung belegt.

Das tollkühne Unternehmen war ein Donnerschlag für die Konstitutionnellen selbst, wie für die gemäßigte Royalisten-Partei; die Fanatiker im Conseile erhielten eine glänzende Rechtfertigung ihrer bisher ertheilten Rathschläge und ihr Ansehen befestigte sich noch mehr. Die Reaktion gegen den Liberalismus trat mit erneuerter Strenge allenthalben auf. Die Polizei erließ Verordnungen und Drohungen, welche jedes bessere Gefühl entrüsteten; Angebereien voll blutiger Heuchelei häuften

sich und so unversöhnlich hing das Racheschwert über den Häuptern aller Personen, welche nicht die Grundsätze der herrschenden Partei getheilt, daß selbst der Kriegsminister Cruz, welcher sein Portefeuille an General Aymerich abzugeben sich genöthigt sah, nur mit Mühe und durch die Anstrengungen seiner getreuen Gattin, welche ein Gehör bei dem Könige sich erfleht, der Strafe des Hochverrathes, d. h. dem Galgen, entging. Arglistig hatte man einen großen Theil des Verbrechens von Tarifa auf seine Rechnung zu bringen und namentlich den Umstand, daß die Küsten von Andalusien völlig unvertheidigt gefunden worden, als eine indirekte Theilnahme daran, zu deuten gewußt. Capapé, welcher seine kurze Gefangenschaft ihm nicht verzieh, war eines der Hauptwerkzeuge gewesen, welches man zum Sturze Cruz's verwendet hatte. Eine Menge anderer, meist hochgestellter, Personen wurden mit in seinen Handel verwickelt und selbst der Graf d'Espanna, ein Mann, dem nicht leicht ein liberaler Flecken aufgebürdet werden konnte, mußte seinen, bei Entwaffnung der königlichen Freiwilligen gezeigten Eifer büßen.

Zea de Bermudez, welcher den Karlisten und Apostolischen alle verlangten Bürgschaften gegeben zu haben glaubte, wurde jetzt Premierminister und der Mann des Tages. Er ließ den Verfolgungen gegen die Negros noch eine Weile freien Lauf und die Schaffotte und Gefängnisse füllten sich täglich mit Opfern an. Diese Konzessionen mußte er, wiewohl wider Willen, denn Blutdurst und unnütze Grausamkeit waren seinem eigentlichen Charakter fremd, der Faktion machen, die ihn empor getragen, um dem Einfluß seines Kollegen, Don Taddeo de Calomarde, welcher eine große Macht auf die Ueberzeugung seines Herrn übte und der getreue Ausdruck des Gedankens der überspanntesten Fanatiker Spaniens war, einiger-

maßen das Gleichgewicht zu halten. Die Camarilla, durch Ugarte vertreten, theilte jedoch dießmal seine geheime Gesinnung, welche auf eine Ermäßigung des gegenwärtigen Systemes in minder terroristischem Sinne hinging, aus Eifersucht über eben jenen Einfluß, so wie über Don Carlos ungemessenes Vordrängen; das diplomatische Corps leistete redliche Hülfe. Auch der neue Polizei-Oberintendant, Don Rufino Gonzalez, spielte eine bedeutende Rolle in diesem Schisma der Hofpartei und der Theokratie. Zwischen diesen beiden stand der Herzog von Infantado als Vertreter der Feudalaristokratie. Nach allerlei eckelhaften und ermüdenden Intriguen, mit deren Einzelnheiten wir den Leser verschonen, bildete sich eine Art Hof-Rath, in welchem Infantado, Montemar, Eguia, Calderon und Ugarte als Hauptpersonen Sitz und Stimme erhielten. Ebenso wurde eine Wahl der Munizipalitäten im Königreiche angeordnet. Damit jedoch das Publikum nicht glauben möchte, als neige man sich auch nur einem Schatten von konstitutionnellem Systeme zu, so erließ der Polizeiminister an das ganze Dienstpersonal seines Ressorts die bestimmtesten Befehle, Alles anzuwenden zu Ausrottung der Freimaurer und Comuneros, kurz der Konstitutionnellen überhaupt, und es ward daher die ausdrückliche Erklärung ertheilt: es sey Sr. apostolischen Majestät bestimmter Wille, daß auch die entfernteste Idee, als könne die souveräne Gewalt irgendwo anders, als in des Königes Person ruhen, oder als würde dieser jemals die Einschleichung irgend einer demokratischen Tendenz in die Grundgesetze der Monarchie gestatten, vom spanischen Boden verschwinde. Zu dieser Erklärung soll, wie man versichert, der russische Gesandte, Hr. von Bulgari, nicht wenig mitgewirkt haben. Das St. Petersburger Kabinet, wie sehr es auch manches Einzelne in den

Regierungsakten des Königes Ferdinand mißbilligte, wollte durchaus die Einmischung jedes französischen Elementes in die inneren Angelegenheiten Spaniens wehren.

Es lag jedoch sowohl im finanziellen und politischen Interesse Frankreichs, als erheischten es Rücksichten der Ehre, seine Versuche, den Madrider Hof zu einer Systemermäßigung zu bewegen, auch nach dem ersten Mißlingen fortzusetzen. Hr. v. Bois-le-Comte erhielt gemessene Befehle auf vier Punkten, als Bedingungen eines verlängerten Aufenthalts der französischen Truppen in Spanien, zu bestehen: 1) Anerkennung der Cortes-Anleihen, 2) Genehmigung der unter Frankreichs Garantie mit den konstitutionnellen Generalen abgeschlossenen Kapitulationen, 3) eine zeitgemäße Verfassung und 4) vollständige Amnestie für alle politischen Vergehen.

König Ferdinand, von Don Carlos, der Junta und mehreren, gerade damals in Madrid anwesenden Bandenführern (wie der Trappist, der Pfarrer Merino, Bessières u. s. w.) stark bearbeitet, erwiederte diese Ansinnen des Kabinetes der Tuilerien in ziemlich stolzem Tone; allein, da er nichts desto weniger das Mißliche seiner Lage fühlte und an einen Abzug der Franzosen nur mit Schrecken denken mußte, so suchte er insgeheim die Verwendung der fremden Diplomatie nach und trachtete vor Allem Zeit und Aufschub zu gewinnen. Mit Winkelzügen, Ausflüchten und unbestimmten Zusicherungen leitete er auch wirklich den drohenden Sturm wieder ab. Endlich gewöhnte man sich selbst an die Idee jenes Abzugs und sann auf Erhebung der einheimischen Heermacht mittelst allerlei Palliativen. Die Finanzen bildeten leider überall die Klippe, woran die ministeriellen Maaßregeln scheiterten. Die Lieferungen der rückständigen Steuern blieben trotz der geschärftesten Dekrete aus und die Junta mußte, um den König

einerseits für den Entschluß zur Verabschiedung der ihnen so verhaßten Franzosen zu gewinnen, anderseits aber denselben aus der bedrängten Stellung, in der er sich befand, zu befreien, zu ungewöhnlichen Geldopfern sich anheischig machen.

Nichts desto weniger ging die Räumung nur theilweise vor sich; der König selbst, krank, schwächlich, vor Gefahren zitternd, war persönlich immer noch dagegen, und die französische Regierung hatte die Ehre, den Schein dabei zu gewinnen, als sey ihre Sinnesänderung im Interesse der Menschlichkeit geschehen; denn die bereits siegjubelnden Apostolischen brannten vor Ungeduld, über die verschiedenen Abtheilungen von Gegenständen ihres glühenden Hasses, wie Wölfe über verlassene Lämmer, herzufallen. Die Afrancescados wurden als erste Kategorie deutlich genug bezeichnet; ihnen sollten die Konstitutionnellen folgen, und der Theil der hohen Aristokratie, welcher nicht unter das theokratische Panier sich begeben, den Beschluß bilden. Der „Vertrag vom 10. Christmonat", zwischen Zea de Bermudez und Bois-le-Comte zu Stande gebracht, vereitelte diesen Plan. Gemäß denselben blieben an beiden Ufern des Ebro, in den Provinzen Alt-Kastilien, Arragonien, den Basken, Katalonien und Andalusien 34,000 Mann französischer Truppen zurück, für deren Unterhaltung die spanische Regierung zu einer jährlichen Summe von 14 Mill. Fr. sich verpflichtete; ebenso versicherte dieselbe Frankreich für 60 Mill. Fr. durch Einschreibungen in das große Schuldbuch des Königreiches.

Dieser Vertrag, dessen geheime Artikel sich auf die Militär-Kapitulationen und die Amnestie bezogen, reizte die Wuth der Apostolischen auf's höchste, da sie die gehoffte Beute so plötzlich sich entrissen sahen. Durch Kunstgriffe verschiedener Art regten sie die Leidenschaften der untern Klassen wider die Fremdlinge an und wußten denselben ein nationales Gepräge

zu verschaffen, so daß oft entgegengesetzte Interessen in dem Hasse gegen die „Kerkermeister des Königes und des Landes" sich vereinigten. In vielen Städten fielen Ausschweifungen der gröbsten Art vor, durch welche jene Volkswuth sich Luft zu machen suchte; und jemehr die Franzosen, entrüstet über die Fanatiker und noch mehr über deren Leiter, die Mittel ihrer Stellung anwendeten und wehrlose Opfer dem Verderben entzogen, oder die Ruhe auf energische Weise herzustellen gedachten, desto höher stieg die Gährung. Sie ward so bedenklich, daß man längs den Pyrenäen mehrere Truppenkorps aufstellte, um in jedem denkbaren Falle gerüstet auf die Ereignisse zu seyn. Das französische Kabinet fuhr fort, dem Madriderhofe Ernst zu zeigen und drang ungestüm von Neuem auf Bezahlung des ersten Rückstandes von 25 Mill. Fr., so wie auf den Erlaß einer allgemeinen Amnestie; natürlich auch dießmal mit demselben Erfolge, wie früher.

Die Apostolischen benützten die angedeutete Stimmung, so wie die Thatlosigkeit des Ministeriums nach Kräften, um ihren Plan, der auf schimpfliche Vertreibung der Franzosen ging, weiter fortzuspinnen; sie verkündigten sogar Vergessenheit alles Geschehenen und Vereinigung aller nationalgesinnten Spanier wider den gemeinsamen Landesfeind. Eigene Agenten durchstreiften mit dieser Sendung die Provinzen; inzwischen besetzten sie allenthalben die Offizierstellen und Municipalitäten mit Anhängern ihres politischen Glaubens, und die Liberalen erkannten bald, wie es blos darauf abgesehen sey, daß sie auf ihre Kosten die Kastanien aus dem Feuer für ihre Gegner holen sollten.

Das Ministerium, im Angesichte solch' drohender Elemente von Widerstand, konnte, seiner heterogenen Zusammensetzung willen, durchaus keine Kraft entfalten, und an der unsteten

Gesinnung und dem schwankenden Charakter des Königes fand es eben so viele Hindernisse, als an den Umtrieben und in der Gewaltsamkeit des apostolischen Klerus. Hr. Zea selbst hatte bald eingesehen, daß mit diesem schlechterdings keine Regierung, welchem System sie auch huldige, fortgesetzt werden könne und deßhalb seit einiger Zeit eine unabhängigere Stellung einzunehmen versucht. Sein Beschützer Ugarte war darüber völlig mit ihm einverstanden. Die Camarilla selbst schien des Terrorismus der Karlisten müde. Denn schon hatte man sogar das Versprechen der Wiedereinführung der Inquisition dem Könige abgezwungen. Die Junta belohnte dafür beide Männer mit ihrem grimmigsten Hasse und als erst wegen Herbeischaffung von Subsidien für den an Frankreich zu zahlenden Rückstand eine geistliche Junta durch den Premierminister einberufen worden, war des Geschrei's über Religions- und Vaterlandsverrath, über Negros selbst im Kabinete u. s. w. kein Ende. Der Pöbel beschimpfte selbst den Monarchen im Schauspielhaus durch Flüche über die Rebellen und schriee: „es lebe der absoluteste König! (denn der Positiv schien nicht mehr hinreichend!) „Tod den Negros!" Pamphlete wurden durch die Hauptstadt verbreitet, des drohendsten, aufreizendsten, blutgierigsten Inhalts. Ferdinand, erschreckt über diese Erscheinungen, befahl eine genaue Untersuchung der Anklagen wider Zea, welche natürlich ohne Ergebniß sich endigte. Aber ein Verbrechen beging der Premierminister allerdings wider seinen Willen: er konnte kein Geld herbeischaffen; der Klerus schlug es ihm ab wie der Handelsstand, und jede Unterhandlung im Ausland scheiterte an der standhaft verweigerten Vorbedingung: Anerkennung des Cortesanleihens. Allein König Ferdinand würde eher zu einem Staatsbankerott, als zu dieser Anerkennung sich bequemt haben.

Die Geldnoth und die physischen Schmerzen*) mehrten sich bei ihm täglich; die Apostolischen spekulirten förmlich auf beide Dinge, um ihn in Verzweiflung zu setzen und unbedingt in ihre Hände zu bekommen. Sie führten das niederträchtige Gaukelspiel auf, daß bei einer Ausfahrt des Monarchen der Ruf: „es lebe der absolute König!" durch den entgegengesetzten: „es sterbe der absolute König!" erwidert wurde. Dieser Vorfall machte einen tiefen und bleibenden Eindruck auf Ferdinand. Urgate's Entfernung war eine der nächsten Nachwirkungen, besonders da Ballesteros, der Finanzminister, eines Tages statt der begehrten 2 Millionen Reales zu einer Gesundheitsreise die Antwort überbracht: kein Maravedi befinde sich im Schatze; aus Mangel an Vertrauen wolle Niemand Geld herschaffen. Antonio Fernando de Urrutia erhielt für einsweilen das erledigte Portefeuille.

Um dem Könige für alle künftigen Rückfälle zu dem Gedanken einer Ermäßigung seines Regierungssystemes die Hände zu binden, ließ man ihn (am 21. April) ein feierliches Manifest an die Nation und an Europa richten: worin geradezu erklärt wurde: daß weder jetzt noch in Zukunft irgend eine Veränderung an den bestehenden Grundgesetzen der spanischen Monarchie vorgenommen und die königliche Gewalt in ihrer vollsten Unumschränktheit aufrecht erhalten werden würde; alles was auf das Entgegengesetzte deute, sey ein lügnerisches Werk der Revolutionäre, dahin berechnet, die Treue seiner Unterthanen durch Verläumdung und Ränke irre zu führen und Mißtrauen, Haß und Zwietracht auszusäen. Dankadressen von

*) Das Schicksal wollte, daß der Arzt, dem er am meisten vertraute, ein Liberaler war. Nur mit Mühe, da kein anderer helfen konnte, ließ man Hrn. Castillo zu ihm.

allen Seiten, welche man in Bereitschaft gehalten, sollten Ferdinand in seiner so eben ausgesprochenen Gesinnung bestätigen, während das unkluge und unglückliche Aktenstück Erstaunen und Bedauern an vielen Höfen Europa's erregte.

Die Inquisition wurde jetzt von mehreren hohen Prälaten ohne die königliche Genehmigung abzuwarten, aus eigener Machtvollkommenheit in ihren Sprengeln wieder hergestellt. Pater Cyrillus und die Erzbischöfe von Tarragona, San Jago und Toledo (D. Creus, Pater Velez und P. Inguanzo), der Jesuit P. Gil, Vazela, der Archidiakonus von Toledo, endlich der Bischof von Malaga, P. Martinez, (ehemals Josephino, dann Perser, hierauf Konstitutionneller und endlich Apostoliker) leiteten das Verfolgungsgeschäft und man suchte auf Wegen jeder Art den endlichen Beschluß der förmlichen Wiederherstellung der Inquisition von Staatswegen durchzusetzen. Um sich einigermaßen in seinem Kredite wieder zu heben und von sich selber Unheil abzuwenden, gab Hr. Zea, welcher mehrere der in offenem Aufruhr ergriffenen Karlistenhäuptlinge durch Kriegsgerichte hatte verurtheilen und erschießen lassen, ebenfalls Notabilitäten der liberalen Partei, welche größtentheils in oder gleich nach dem Feldzuge gefangen genommen worden, zur Sühne hin. Wir enthalten uns all der begangenen abscheulichen Einzelnheiten, welche die Geschichte dieser mongolischen Criminaljustiz beflecken. Am meisten hatte die Wuth der Apostolischen die Hinrichtung des berühmten Bessières gereizt; für ihn mußte einer der tapfersten Helden Spaniens aus den Zeiten des ersten Befreiungskampfes und einer der standhaftesten Feldherren der Cortes, D. Juan Martin el Empecinado, bluten. Nach anderthalbjährigen Mißhandlungen und nach einem aus dem Stegreife angeordneten und vollführten Prozesse ward er in Roja zum Galgen verurtheilt und der Spruch

auf schaudererregende Weise vollzogen. Noch am Fuße der Leiter hatte der Unglückliche, durch die vielen Unwürdigkeiten, die man ihm zufügte, erbittert, mit der ganzen Manneskraft, die einst seine Feinde erzittern gemacht, die Stricke zerrissen, womit man ihn gebunden, den Henker überwältigt und die Flucht durch die Menge versucht. Aber die Uebermacht überwältigte ihn und halb zerrissen, wurde er die Leiter hinaufgezogen. Auch Iglesias, einer der Anführer von Tarifa, war bei diesem Anlaße und bereits vor Empecinado hingerichtet worden. Viele andere Personen, meist vornehme Herren, wurden aus Madrid verbannt, andere, die zum Tode verurtheilt worden, empfingen aus besonderer Großmuth des Königes entweder Begnadigung oder mildere Strafe. Erst jetzt wurde auch General Cruz freigesprochen und die falschen Ankläger traf das Schwert der Gerechtigkeit.

An die Stelle des Polizei-Oberintendanten Don Rufino Gonzalez, dessen Uebertreibungen in Vollzug seiner Amtspflicht und dessen geheime Anhänglichkeit an die Sache der Verschwörer von karlistischer Farbe gleich sehr wider ihn sprachen, kam nunmehr ein Mann von gemäßigterer und redlicherer Gesinnung, Don Rechaco, ehemals Richter in Amerika; er erließ scharfe Verordnungen wider alle, die sich über Regierungshandlungen Tadel, über Königsrechte und Volkswünsche eine Ansicht und gegen die heilige katholische Religion Beleidigungen erlauben würden. Aber die geheimen Verbindungen der Apostolischen setzten, unter mannigfachen Namen, ihr Daseyn und ihr Wirken fort; an diese durfte man nur leise streifen. Madrid wurde daher noch oft der Tummelplatz von Aufruhr- und Gräuelscenen, auch erlebte man das merkwürdige Schauspiel, daß republikanische Schweizer (von den Regimentern im Solde Frankreichs) die Eskorte bei Hinrichtungen

der Liberalen bildeten, welche von den Männern der Inquisition hingeschlachtet wurden. Die bewaffneten Banden in den Provinzen und in der Umgegend der Hauptstadt nahmen einen immer revolutionäreren Charakter an. Die königlichen Freiwilligen wurden durch künstliche Vergiftung von Lebensmitteln in Allarm gebracht, um eine Art sizilianischer Vesper über die Negros und Moderados herbeizuführen.

Die Urheber des verübten Gräuels wurden eben so wenig entdeckt, als die des Aufstandes bestraft. Calomarde und Don Carlos lehnten das zugemuthete Mitwirken zu Züchtigung der Faktionäre weislich ab, und der „Liberale des Schlosses" (der Infant Don Francesco) rief in bitterem Unwillen aus: „Die ganze Welt betrügt meinen armen Bruder!"

Aymerichs Versetzung zur Gouverneursstelle von Cadiz war das einzige wichtige Resultat dieses Ereignisses; ebenso erhielten Llauder, d'Espagna, Campo Sagrado, Caro, Quesada und Pezuela andere Posten. Die Feinde Zea's sowohl als Calomarde's arbeiteten von verschiedenen Punkten aus an ihrer völligen Entfernung; die Bittschriften, besonders gegen den ersteren, drängten sich: auch Zambrano, Rachaco und Grijalva (Mitglied der Camarilla) sollten entschiedeneren Absolutisten weichen. Der König ernannte jetzt zur Verhinderung der Wiederkehr solcher Scenen, wie die vorgefallenen, eine „Sicherheits-Junta"; aber die Personen, aus welchen sie zusammengesetzt worden, boten in ihrer Mehrzahl selbst keine hinlängliche Sicherheit dar, und selbst der Präsident, Herzog von Infantado, vor dem Grimme der Wüthenden schreckſam, nahm alsbald seine Entlassung von der gefahrvollen Würde.

Die Schwäche der Regierung dauerte fort und mit ihrer Feigheit stieg der Trotz der carlistischen Revolutionäre. Eine tiefangelegte Verschwörung durch alle Provinzen zum Zwecke

der Thronerhebung des Infanten Don Carlos ward jetzt sowohl durch die Aufstände einzelner Truppencorps, zumal unter Bessières, Santos Ladron und dem Trappisten in Catalonien, den Basken u. s. w. als aus aufgefangenen wichtigen Papieren klar. Zea und Rechaco überzeugten den König von seiner langen Täuschung, ihrer standhaften Treue und der Größe der Gefahr. Man hatte listig das Gerücht von Don Fernando's freiwilliger Abdankung zu Gunsten seines Bruders verbreitet und dadurch den Abfall vieler Leute erleichtert. Die ganze mächtige Verzweigung der apostolischen Junta durch verschiedene katholische Länder ihre Werkzeuge, ihre Hülfskräfte, ihre Zwecke traten in jenen Papieren klarer an's Licht. Der Monarch, erstaunt, entrüstet, schien für Gedanken der Energie reif; er zerriß Zea's Entlassungsgesuch, das die Camarilla demselben abgedrungen, und selbst mit der Prinzessin Donna Maria Francisca, der Gemahlin des Don Carlos, welche durch Geist, Entschlossenheit und unerschöpflichen Intriguenreichthum diesen völlig leitete und durch ihn die Seele und der Mittelpunkt aller apostolischen Bestrebungen war, redete er scharf und heftig; ja er zeigte ihr sogar die Thüre mit den Worten: „Ich werde wissen, Ihren Gemahl und seine ganze Partei im Zaume zu halten!"

Es war für dieselbe keine Zeit mehr zu verlieren; somit wagte Bessières, auf den sie ihre meisten Hoffnungen gesetzt, einen Hauptschlag, und die Empörung, welche bisher unter andere Feldzeichen sich versteckt, nahm einen offenen Charakter an. Aber die Regierung hatte ihm einen Mann gegenüber gestellt, der ebenfalls Franzose von Geburt, wie er, und Abentheurer in politischem Glauben und Wandel, mit gleicher Tapferkeit eine noch zähere, eisernere Natur vereinigte; dieß war der Graf d'Espanna. Am 23. August ward, in der Gegend

von Siguenza, der Aufstand bereits unterdrückt und Bessières, der die gehoffte Aufnahme bei der Bevölkerung nicht gefunden, gerieth in Gefangenschaft; Tags darauf fiel er mit mehreren Gefährten unter den Kugeln des Kriegsgerichtes. Verhaftungen, Ausschweifungen, Verbannungen anderer Haupttheilnehmer der Verschwörung folgten. Der König empfing von verschiedenen Seiten Beglückwünschungs-Adressen; aber alsbald wieder eingeschüchtert von den Apostolischen, die sich rasch aus ihrer Betäubung erhielt und solche Dinge als konstitutionnelle Anwandlungen hinzustellen wußten, verbot er alle Gesammteingaben von Körperschaften unter schwerer Strafe. So stark war die Macht der Gewohnheit, welche seine Zuchtmeister über ihn übten.

Mit Bessières war jedoch der revolutionären Hydra nur das eine, wiewohl bedeutendste, Haupt abgeschlagen; andere Häuptlinge im Solde des Karlismus ahmten sein Beispiel nach. Der Graf d'Espanna hatte alle Hände voll zu thun, und wo er hinreichte, fühlte man sein Racheschwert im strengsten Sinne des Wortes. Aber merkwürdig genug, ging die Geistesunmündigkeit Ferdinands in Folge priesterlicher Einwirkung auf seine Ueberzeugung so weit, daß er Gewissensbisse über die Hinrichtung von Bessières fühlte, welchen seine apostolischen Räthe ihm als einen Märtyrer übertriebener royalistischer Begeisterung zu schildern nicht müde wurden. Beide Brüder näherten sich wieder, denn D. Carlos kannte die Zugänge zu seinem unsteten Herzen genau und gegen Zea, den der Infant als Undankbaren und Renegaten behandelte, wurde auf's neue gearbeitet. Der Premierminister schuf, um sich einen Hauptpunkt zu verschaffen, ein Gegenstück zur früher gestifteten Sicherheits-Junta, nemlich eine „Berathungs-Junta", unter des Generals Castannos Vorsitz. Ihr Beruf sollte seyn: die Hülfsquellen

Spaniens auszumitteln, seinen vormaligen Reichthum mit der gegenwärtigen Armuth zu vergleichen, und die Mittel für Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse aufzufinden, ohne daß dem Staate neue Abgaben aufzuerlegen nöthig fiele. Aber die heterogene Zusammensetzung ihrer fünfundzwanzig Mitglieder durchkreuzte schon an für sich ihre Thätigkeit; dann hemmte ganz besonders der auf sein Ansehen eifersüchtige und für dasselbe eifrigst besorgte Rath von Kastilien jeden Versuch, etwas Ersprießliches durchzusetzen. Diese Behörde verwarf fortwährend jede Amnestie, bevor nicht die noch unbestraften Revolutionäre ihr Recht erhalten. Somit blieben die Sachen, wie nach den vorhandenen Elementen nicht anders zu erwarten war, durchaus beim Alten.

Achtes Kapitel.

Das Ministerium Infantado. — Fortdauer der apostolisch-karlistischen Umtriebe. — Finanzielle und administrative Experimente. — Die Agraviados und ihr Aufstand in Catalonien. — Stellung Spaniens zu Portugal. — Abzug der französischen Occupationstruppen.

Zea's Sturz wurde nunmehr unvermeidlich; am 25. Oktober erfolgte seine endliche Entlassung: der König reichte ihm die Hand zum Kusse, mit der Bemerkung, nicht Ungnade, die Gewalt der Umstände allein habe zu diesem Entschlusse ihn

bestimmt. Der Herzog von Infantado, der Träger des Vertrauens und der Ausdruck der Ideen des Apostolicismus, erhielt die Stelle des Hrn. Zea. Er suchte in Rundnoten die dringenden Vorstellungen der fremden Diplomatie gegen ein noch schärferes Regierungssystem, als das bisherige, zu beschwichtigen, erklärte aber zugleich alt-spanisch: von Gott allein hätten alle Könige ihre Kronen; ihm allein, und nicht ihren Mitsouveränen, hätten sie, die unumschränkten Herren, Rechenschaft über den Gebrauch der ihnen anvertrauten Gewalt und über die Güte einzelner Maaßregeln gegen ihre Unterthanen abzulegen.

Unter solchen Stürmen war das Jahr 1825 für Ferdinand VII. und sein Reich vorüber gegangen; unter gleich trüben eröffnete sich das folgende. Die Finanznoth entfaltete alle ihre Schreckniße und Trostlosigkeiten wieder. Hr. Burgos, ehemals Afrancesado, mit Gewandheit und Schlauheit aber durch die Parteien sich ringend, und um diese Zeit in Finanzsachen oft zu Rathe gezogen, reichte einen Plan ein, der unter gegenwärtigen Konstellationen sehr kühn genannt werden mußte. Eine vollständige Amnestie und der Verkauf eines Theils der geistlichen und Stiftungsgüter, wozu Pius VII. schon früher mittelst einer eigenen Bulle die Erlaubniß ertheilt, gehörten zu den Hauptbedingungen, die er in seiner an den König übermachten Denkschrift aufgestellt. Allein die Frömmigkeit Ferdinands entsetzte sich allzusehr vor einem solchen Wagniß und zugleich fürchtete er das Zettergeschrei der Junta. Dennoch mußte Rath geschafft werden, denn der Geldmangel, der Mißkredit und die Zudringlichkeit fremder Staatsgläubiger nahmen mit jedem Tage zu. Hr. Aguado zu Paris, mit den consolidirten Vales, welche bis zum Ertrage von 100 Mill. Realen (10 Mill. Gulden) gekauft und auf ausländischen Börsen in Umlauf gesetzt werden sollten, erschien als eine Art

Rettungsengel, aber auch nur mit theilweisem Gelingen und für eine kurze Zeit. Eine einträgliche, aber der Krone unwürdige Spekulation machte man auch mit zwanzig Aspirationen auf den Grandentitel, welcher um eine Summe von 95,000 Reales gekauft werden konnte. Ferner verfügte der König durch ein Dekret die Wiederherausgabe aller im Jahre 1820 veräußerten Nationalgüter und erklärte die geschehene Ablösung der Bodenzinse, zu Gunsten der Mönchsorden, für null und nichtig. Den Grundbesitzern ward durch diese Willkührmaaßregel ein tödlicher Schlag versetzt.

Pater Cyrillo, Ferdinands Beichtvater, hatte seinen ganzen alten Einfluß auf ihn zurückgewonnen; durch ihn setzte die Junta alle ihre Wünsche, ihre Forderungen durch; ohne ihn vermochten die Minister in wesentlichen Punkten, die das System berührten, nichts zu thun. Mit seinem Beistande wagten sie es daher auch, die Frage wegen Wiederherstellung der Inquisition von Neuem aufzunehmen; nur Rechaco's Vorstellungen und Gründe, wie sehr der König seine eigene Macht dadurch beschneiden würde, hielten den mißtrauischen Fürsten von Unterzeichnung des bereits genehmigten und ausgefertigten Dekretes ab. Die hohen Prälaten, die der Junta angehörten, kehrten sich jedoch nicht an diesen Abfall, sondern führten das heilige Offizium, nach dem Beispiel, das die früher erwähnten Bischöfe gegeben, in verschiedenen Städten eigenmächtig selber ein. Auto da fé's der schauerlichsten Art, wie das mit Rizoll, zu Valencia, durften nicht fehlen, und selbst an leblosen Gegenständen, wie an dem Ehrensäbel Quiroga's, den er einst für die That auf Isla de Leon, zu Betanzas erhalten, kühlte man die fromme Wuth, unter lächerlich-grausigen Ceremonieen. Sogar in Rom fand man solchen Eifer übertrieben und dem Ansehen der katholischen Religion in der öffentlichen Meinung von

Europa schädlich. Der Pabst bemühete sich vergeblich für eine Versöhnung der Parteien: die spanische Geistlichkeit stellte sich trotzig entgegen; ja sie ließ selbst Drohungen von Unabhängigkeit fallen. Die Jesuiten behaupteten wieder einen großen Theil ihres alten Einflusses und schlossen sich brüderlich den Bestrebungen des Apostolicismus an; ihrer Leitung vertraute man den öffentlichen Unterricht; man entwarf eine gänzliche Umgestaltung in demselben und zerstückelte auf heillose Weise die Landesuniversitäten. Die Büchercensur und Bücherpolizei wurden mit äußerster Strenge gehandhabt; aber die erfinderische List französischer Buchhändler wußte dessen ungeachtet auf mancherlei Wegen die Hindernisse zu umgehen und die stolze Unwissenheit der spanischen Gränzbeamten zu täuschen; die verbotensten Schriften wurden unter falschen Titeln hineingeschmuggelt und den ruchlosen Philosophen und Ketzern des achtzehnten Jahrhunderts mußten berühmte Heilige und Heiliginnen der römischen Kirche ihre Namen leihen.

Eine der wenigen Veränderungen oder Neuerungen, welche König Ferdinand VII. im Jahre 1826 vornahm, war die Einsetzung oder vielmehr Wiederherstellung des obersten Staatsrathes. Die geistlichen Häupter der Junta, Inguanzo, Abarca, Cyrillo, kamen darin neben Infantado und San Carlos, Calomarde und Ballesteros, Salazar und Zambrano, Castannos und Reumian, Erro u. A. zu sitzen. Aber die Wirksamkeit auch dieser Behörde, deren Mitglieder man für unabsetzbar erklärt hatte, erlahmte bald, in Folge der stärkeren Gegenwirkungen der Junta und man machte den Punkt der Unabsetzbarkeit auf kluge Weise rein illusorisch.

Auch für den Herzog v. Infantado, mit welchem, als Chef der Feudalaristokratie, die Theokraten sich versöhnt und

dessen Erhebung sie, auf die ihnen verheißenen Zugeständnisse, befördert hatten, schlug jedoch bereits die letzte Stunde. Was er für sie gethan, schien ihnen unvollständig, und was er nicht gethan oder nicht verhindert, unverzeihlich. Sie zogen daher von ihm ihre Hand ab, und nach einiger Zeit wirkten sie geradezu gegen ihn. Die übrigen zwei Parteien, die der gemäßigten Royalisten und der Liberalen, verfolgten ihn aus verschiedenen Gründen, als Heuchler und Priesterknecht, mit gleich starkem Hasse. Der König selbst persönlich hatte ihn nie geliebt. Nachdem auch Pater Cyrillo von ihm abgefallen, war seine Ungnade entschieden. Am 19. August gewährte ihm Ferdinand seine Entlassung und Hr. Salmon besorgte provisorisch, bis zur Ernennung des Nachfolgers, über den der König lange unschlüssig blieb, das Ministerium des Auswärtigen.

Das Konseil zerhaderte sich auf das heftigste über die Frage der Reorganisation des Heerwesens; die vernünftigsten Ansichten, Grundsätze und Vorschläge fanden ihre Vertreter in dem Kriegsminister Zambrano und in General Castannos, der in solchen Dingen eine gewichtige Stimme behauptete und bei Ferdinand persönlich beliebt war. Auch über die südamerikanischen Angelegenheiten und über den Schutz Cuba's und anderer noch übriggebliebenen Besitzungen theilten sich der Staatsrath und die Minister. Dann kam die betrübte Lage der Industrie, so wie der finanzielle Schiffbruch wiederholt zur Sprache, ohne daß irgend ein heilsames Ergebniß gewonnen worden wäre. Der König, wenn er gleich lichtvolle Zwischenräume hatte, verfiel bald wieder in seine absolutistischen Fieberträume und legte sich durch überflüßige Erklärungen hinsichtlich der Behauptung seiner Vollgewalt, selbst Fesseln an, deren Last er spürte, ohne die Kraft zu fühlen, sie abzuschütteln.

Bestimmt durch diesen unaufhörlichen Wankelmuth, durch

das Mißtrauen auf sich selbst und die Furcht vor Andern, hob er am 25. August 1826 auch den obersten Staatsrath nur provisorisch wieder auf und stellte die früher bestandene Minister-Junta unter Don Salazars Vorsitz her. Die blutigen Auftritte in Madrid, welche (im März) durch die Jesuiten veranlaßt worden, erschütterten Ferdinand nicht so sehr, als die Nachricht von einer neuentdeckten Verschwörung in Altkastilien für die Erhebung des Don Carlos, als deren Hauptwerkzeug der Pfarrer Merino erschien, und eine neue Landung konstitutionneller Banden in Andalusien, unter Anführung des Obersten Bazan, des ehemaligen Jefe politico von Valencia. Letzterer Aufstand wurde bald im Blute der vorzüglichsten Urheber erstickt; Merino aber, von Corona, Gato, Locquez und andern, theils Guerillas-, theils Räuberhäuptlinge unterstützt und allenthalben im Einverständnisse mit einflußreichen Personen, trieb sein Wesen weiter fort, nachdem er sich in die andalusischen Gebirge geworfen; auch Murcia und Jaen waren der Schauplatz des heillosesten Gesindels, das im Namen der Religion, des heiligen Offiziums und des Königes Don Carlos V. alle erdenklichen Verbrechen beging. In Catalonien erklärten sich die alten Guerilleros Misas, Malavida, Sapères, Ramagosa u. A. förmlich für den Infanten. Die Franzosen hüteten die Festungen mit erneuerter Wachsamkeit, besonders nachdem man einen Anschlag der königlichen Freiwilligen auf Pampeluna entdeckt. Zu allem diesem Ungemach kamen auch noch Streifereien barbareskischer Korsaren und Ueberfälle der Küsten durch dieselben, wodurch die Bewohner in nicht geringen Schrecken versetzt wurden.

Allein das Maas der Leiden Fernandos VII. häufte sich erst recht, als in Portugal, dem Reiche seiner nächsten Ver-

wandten, gerade dasjenige sich verwirklichte, was er seit Jahren ärger als die Pest vermieden. Es langten die Beschlüsse Dom Pedro's an, durch welche derselbe auf die Krone Portugals zu Gunsten seiner Tochter verzichtete und zugleich das Land mit einer konstitutionnellen Charte und einer Regentschaft beschenkte. Der König legte in Noten an die fremden Höfe eine feierliche Verwahrung gegen alles in dem Nachbarstaat Geschehene, als ruinirend für die Krone Spanien selbst, ein und Truppen wurden an den Gränzen zusammengezogen. Die Apostolischen, die Jesuiten, die Mönche schürten überall bei dem Volke die Flamme der Begeisterung für einen heiligen Krieg wider Ketzer und Freimaurer. Die miguelistische Empörung unter dem Marquis de Chaves fand Unterstützung und Schutz und die spanische Regierung benahm sich in dieser Angelegenheit auf solch' drohende und besorgnißerregende Weise, daß Herr Canning (im Jänner 1827) den Casus foederis geltend zu machen sich entschloß, wie in der Geschichte Portugals und Englands ausführlicher erzählt werden wird.

Nachdem die portugiesische Frage gewaltsam abgeschnitten worden, kehrte sich die Aengstlichkeit der Regierung wiederum den inneren Unruhen zu. Die Verzweiflung auf der einen, der Uebermuth auf der andern Seite hatten die Zahl der Mißvergnügten im Königreiche noch vermehrt und das Beispiel in Portugal die Hoffnungen der Liberalen gehoben, während die Apostolischen die Ueberzeugung hegten, jetzt oder nie könne und müsse ihre Herrschaft befestigt und jeder Gedanke an konstitutionelles Leben ausgerottet werden. Die französischen Ultras wirkten zugleich gemeinsam mit ihnen für den Plan, den englischen Einfluß von der pyrenäischen Halbinsel förmlich verschwinden zu machen. Eine seltsame Koalition von Blancos und Negros, Anhängern der beiden äußersten Meinungen,

unter dem Namen „Agraviados“ bildete sich in Catalonien, oder vielmehr nahmen die Apostolischen, — denn für ihre Zwecke geschah das Ganze und die Liberales hofften blos aus dem Uebermaaß des Mißbrauches der Sieger für ihre Sache Nutzen zu ziehen — unbedenklich Negros unter ihre Fahnen auf, da derselben blutiger Haß gegen den König jetzt ihnen eine willkommene Waffe war.

Die Agraviados, bald über 14,000 Mann stark, erfüllten Catalonien und die Cerdagne mit Mord und Verwüstung; sie schlugen Münzen mit dem Bildnisse des Don Carlos V. und zwar in Königsmantel und mit einer Tiare auf dem Haupt, eben so andere mit den Insignien der Inquisition und dem Bilde des Erzengels Michael. An den Straßenecken der Städte, welche sie heimsuchten, las man Mauerschriften folgenden Inhalts: „Die Franzosen in den Ebro! Die Engländer in den Tajo! Die Konstitutionnellen zum Teufel! Den König in die Hölle! Es lebe Don Carlos V.! es leben die Mönche und die heilige Inquisition!“ Die Namen Calomarde, Carvajal, Infantado, Alameda, Erro, Elizolda wurden mit Ehrfurcht genannt. Carvayal, José de Esangs, Sapèrez, Balleſter waren die vorzüglichſten Anführer der Rebellen. Eine Junta, welche zu Manresa ihren Sitz aufſchlug, leitete das Ganze unter dem Präſidium von D. Abreu. Der Aufſtand verbreitete ſich auch nach Arragon, woſelbſt Juanito, einer der Helden der Glaubensarmee, Banden organiſirte und eine Junta von Eſtrella ſich eingeſetzt hatte.

Der abgeſchliffene und kraftloſe General-Kapitän von Catalonien, Marquis de Campo Sagrado, reichte wider ihren Ungeſtüm nicht aus und eben ſo wenig General Manner, der mit 11,000 Mann von Zamora aus in aller Eile aufgebrochen war. Deſto energiſcher entſprach der Conde d'Espanna,

sein Nachfolger, dem Vertrauen der Regierung. Ferdinands persönliche Anwesenheit in der bedrängten Provinz schien jedoch durchaus nothwendig und mit schwerem Herzen machte er sich (am 22. September) auf die Reise, begleitet von dem unvermeidlichen Calomarde und wenigen hohen Beamten. Die Königin that der wunderthätigen Madonna zu Pilar hohe Gelübde und verfaßte Gedichte auf ihren Gemahl, welcher auf seinem Wege nach Tarragona mehr als eine Beschimpfung von rohen, fanatisirten Pöbelhaufen erdulden mußte. Als der Erzbischof mit mehreren Domherren ihm die gebührende Huldigung brachte, klopfte der König ihm unwirsch auf die Achsel und rief: „Du und Ihr Andern seyd an Allem Schuld!"

Calomarde brachte der Rebellion den ersten und den tödlichsten Stoß dadurch, daß er seinen Herrn zur Einsetzung einer aus lauter Bischöfen genommenen Junta und zur Abfindung mit der hohen Prälatur vermochte, Stellen und Pfründen sollten hinfür nur an eingeborne Caluren verliehen werden; das Volk aber beschwichtigte man durch Nachlaß der Steuern und durch Milderungen in der Eintreibungsform; die königlichen Freiwilligen durch Zurücknahme des Entwaffnungsdekretes und durch eine geschärfte Epurationsordonnanz wider verdächtige Civil- und Militärbeamte. Nach diesem wurden die Agraviados von ihren geheimen Gönnern und Aufreizern ihrem Schicksal überlassen. Der Graf von Espanna wüthete mit blutiger Strenge und ohne Unterscheidung der Person, des Standes und Ranges. Zahllose Hinrichtungen, Einkerkerungen, Deportationen, Verbannungen wechselten mit einander ab. Am 4. Dezember hielt König Ferdinand seinen Einzug in Barcellona; der Conde d'Espanna, mit seinem mordgrimmen Kriegsvolke denkte ihn. Mit Schweigen und Schrecken empfing man den neuen Generalkapitän, wie einen zweiten Alba; kein einziger

aufrichtiger Freudenruf begrüßte die abgebleichte Majestät, welche den tiefen Herzenskummer kaum zu verbergen wußte. In vielen einzelnen Nachspielen und wilden Kämpfen setzte der gebrochene Aufstand in den valencianischen und anderen Gebirgen noch lange sich fort.

Der spanische Hof richtete, sobald die Niederlage der Agraviados ihm wieder freieren Athem gegönnt, seine Hauptthätigkeit im Jahre 1828 neuerdings nach Portugal. Die Sache Dom Miguels war unbedingt nunmehr die seinige geworden. Schon bei der Ankunft und bei dem Empfange des flüchtigen Marquis de Chaves hatte man die innere Gesinnung ohne Hehl an den Tag gegeben. Als der Infant seine Eidschwüre gebrochen, seinem Bruder den Gehorsam aufgekündigt, die Krone seiner Braut gewaltsam sich auf's Haupt gesetzt und die Carta de Lei vernichtet hatte, nahm Ferdinand, hierin mit den Apostolischen völlig übereinstimmend, die Usurpation in seinen Schutz und machte Miene, für Dom Miguel, falls er in seinem faktischen Besitz gefährdet werden sollte, thätig Partei zu ergreifen. Das System jedoch, welches der Herzog von Wellington und Lord Aberdeen in dieser Angelegenheit einschlagen zu müssen geglaubt, ersparte ihm jegliche Mühe. Portugal blieb somit seinem Bürgerkrieg und nach Zertrümmerung der letzten konstitutionnellen Gegenwirkung, seinem Schicksal überlassen. Dafür träumte man zu Madrid auf's neue von einer Wiederunterjochung Südamerika's. Zwei Armaden, zunächst gegen Mexiko und Buenos-Ayres gerichtet, sollten von Cadix und Cuba aus die transatlantische Frage noch einmal der Entscheidung durch Waffengewalt heimstellen. Allein die Hoffnung, welche man auf die mit ungeheuern Anstrengungen und Opfern vorbereitete Rüstung gesetzt, ging nicht in Erfüllung, wie anderwärts beschrieben werden wird.

Nützlicher waren die Versuche des Ministers Ballesteros für Hebung der Finanzen; einiges ward mit Glück, anderes ohne Erfolg versucht. Spanien fing an, Gegenforderungen an Frankreich zu machen, als dieses die seinigen mit mehr Ernst als bisher betreiben zu wollen schien. Heftige Demonstrationen fanden darüber zwischen beiden Kabineten statt; man drohete von letzterer Seite nunmehr, Spanien nicht gänzlich zu räumen, bis die Gesammtforderung von 92 Millionen Fr., die es noch an Frankreich zu bezahlen hätte, gehörig hypothizirt und diese wichtige Angelegenheit somit gänzlich bereinigt worden sey. Jetzt bestand der spanische Hof erst recht auf jener Räumung (zumal von Cadix und Seo de Urgel). Man verglich sich endlich über einen Abzug von 12 Mill. Fr., welchen das französische Ministerium sich gefallen lies. Neue Anleihen wurden in London und Paris versucht, und auch dießmal half Hr. Aguado allein, und zwar wiederum auf künstliche Weise, aus der Noth. In Verbindung mit zwei anderen französischen Bankiers kam ein Anleihen für 60 Mill. Fr. zu 5 Procent in der Art zu Stande, daß 50 Fr. baar Geld, für 100 auf Papier galten. Die Regierung gab als Hypothek sämmtliche Tabakeinkünfte so wie die der Tilgungskasse und verpflichtete sich, innerhalb einer bestimmten Zeit keine neuen Anleihen zu machen. Nach diesem erhielt sie für einstweilen 20 Millionen Reales, womit die dringendsten Zahlungen an die englischen Gläubiger bestritten wurden. Ihre Papiere jedoch blieben trotz aller Operationen flau auf den großen europäischen Börsen. Das Mißtrauen gegen sie war allgemein, wenn auch der Unwille über die standhaft verworfenen Cortes-Bons nicht mit in Betracht gezogen werden wollte. Von der Noth gedrängt, wagte Ferdinand einen Machtstreich und forderte, ziemlich im Amtstone, eine halb freiwillige, halb gezwungene Anleihe von 30 Mill. Reales von den eigenen

Unterthanen, und zwar, wie es hieß, „zur Rettung des Staates.“ Der innere Zustand desselben während des Jahres 1828 blieb derselbe. Die Parteien nach oben, wie nach unten, zerfleischten sich mit wilder Wuth. Der Graf d'Espanna trieb seine grausame Strenge in Catalonien auf den höchsten Grad. Man hörte fast in allen Provinzen von nichts als Verschwörungen, Hinrichtungen, Aufständen, Räuberbanden, Plünderungen, und der König konnte auf seinen mehrmaligen kostspieligen Reisen recht als Augenzeuge die grenzenlose Verwirrung und das tiefe Elend seines Landes überschauen. Seine physischen Leiden wurden immer drückender, seine Geisteskräfte schwächer. Hr. Calomarde blieb fortwährend der nothwendige Mann. Das Spiel der Hofcoterien setzte sich immer verworrener und verwirrender fort. Verhöhnt und vom Jubelgeschrei der Fanatiker verfolgt, zogen die letzten französischen Truppen aus dem unwirthlichen Land.

Neuntes Kapitel.

Portugal. — Die Parteien nach der Restauration. — Das Ministerium Palmella-Subserra. — D. Miguels Attentat. — Konstitutionnelle Konzessionen. Tod D. João's VI.

Nach Ueberwältigung der Revolution und der demokratischen Cortes stellte sich alsbald unter dem Volke die Noth und unter der siegreichen Partei die Zwietracht wieder ein. Die Aristokratie spaltete sich in eine, welche, den Prinzipien des kirchlichen und politischen Absolutismus huldigend, unter den fanatischen Einfluß der apostolischen Junta, einer korrupten ränkevollen Prälatur und des unwissendsten Mönchthums sich begab, und in eine solche, welche von persönlichem Ehrgeiz, von der Begierde, ihr Eigenthum zu erhalten und zum Theil auch von gesunderen Zeitansichten getrieben, Verbesserungen im Staatshaushalte für nothwendig hielt, und selbst einer Art Konstitution, jedoch so sehr beschnitten als möglich, nicht abhold war. Diese letzteren,

*) Carvalho de Silva. — Santarem. — Preußische Staatszeitung und Berliner polit. Wochenblatt. — Pfeilschifter. — Venturini. — Murhard. — Münch. — Histoire de Jean VI. — Young und Schmidt über Dom Miguel. — Quaterly Rewiew 1829. — Polit. Annalen.

Anhänger eines aufgeklärten Despotismus, gehörten meist der Schule Pombals an, und waren vorzüglich durch den Grafen von Subserra (Marschall Pamplona) und durch den Grafen von Palmella repräsentirt. Sie selbst zerschieden sich wiederum in solche, welche dem französischen und in solche, welche dem englischen Elemente den vorherrschenden Einfluß wünschten. Zu ihren mächtigsten Stützen am Hofe gehörte der Marquis von Loulé, von welchem die Meinung ging, daß er in seiner wichtigen Stellung, als vertrauter Freund und Günstling des Königes, die Gesinnungen desselben für ihre Zwecke bearbeite. Der Marquis war daher der Königin Donna Carlotta und dem Infanten Dom Miguel, welche an der Spitze der anderen Hauptpartei standen oder gestellt wurden oder ihre besonderen Interessen mit denen derselben innigst verwoben hatten, ungemein verhaßt, so wie auch jene beiden Minister selbst, welche die Amnestiefrage für alle politischen Vergehen im günstigsten Sinne entschieden wissen wollten. Das darüber bereits abgefaßte Dekret wurde durch diesen hohen Einfluß wirklich wieder verworfen und des Marquis entledigte man sich durch Meuchelmord. Man fand im Lustschlosse Salvatiera, wohin Dom João damals sich zurückgezogen, in einem der Vorzimmer, die zum königlichen Gemache führten, den grausam verstümmelten Leichnam. Dom Miguel selbst galt alsbald für den Urheber der schwarzen That, welche jedoch von der gewaltsamen Partei, so viel verlautete, nicht nur nicht verläugnet, sondern selbst als ein gottgefälliges, verdienstliches Werk gepriesen wurde. Die damals angestellten Untersuchungen blieben natürlicherweise fruchtlos, da man den Thäter wohl ahnete, aber juristisch nicht ermitteln noch bestrafen konnte.

Pamplona und Palmella, welche ihre eigene Sicherheit und ihr System zugleich bedroht sahen, vereinigten sich nun gegen

ihre, einer andern Fahne folgenden Kollegen (Pedro Gomez de Oliveira und Marinho Falcao) und erwirkten vom Könige deren Entlassung. Oliveira Leite de Barros erhielt beide erledigten Portefeuille's der Justiz und des Innern. Um die Gegenpartei einigermaßen zu beschwichtigen, oder ihr doch wenigstens den Vorwand zu Beschuldigungen zu nehmen, ließ man den König zu derselben Zeit, als jene Ministerialänderung gewagt wurde, in einem Dekrete die Abschaffung aller von den Cortes gemachten Gesetze und Verordnungen, ja sogar die Vernichtung aller auf ihre Wirksamkeit Bezug habenden Dokumente und Protokolle verfügen; gleich als wäre es möglich, mit einigen Stößen überschriebenen Papieres auch zugleich die Thatsachen selbst und das Andenken daran zu vernichten. Dieses Opfer, auf Kosten der gesunden Vernunft und des Anstandes der Faktionswuth dargebracht, versöhnte nur wenig ihre Erbitterung, und die Königin, welche begriff, wie wenig sie mit ihren herrschsüchtigen Planen dem Ziele weiter zurücken würde, so lange jene quasi-liberalen Einwirkungen dauerten und des Monarchen schwankender Charakter auch bei wiederholten Umstimmungen niemals eine Garantie darböte, entschloß sich zu dem Kühnsten, was unter den damaligen Umständen und nach den so eben noch laut verkündigten Legitimationsgrundsätzen gedenkbar war: Dom João sollte durch eine Contre-, eine Pallast-Revolution freiwillig oder gewaltsam zur Entsagung auf den Thron, zu Gunsten seines jüngeren Sohnes, bestimmt werden; anbei wollte man sich bei dieser Gelegenheit aller unbeliebigen Personen auf die eine oder andere Weise entledigen. Der Infant Dom Miguel willigte in die Rolle, welche man ihm zugedacht und nach einigen Berichten, soll die Drohung der Mutter, ihre eigene Schande zu bekennen und seine apokriphe Herkunft dem Publikum mitzutheilen, den

letzten Widerwillen in ihm erstickt haben; nach andern setzte er den mütterlichen Aufforderungen nichts weniger als Widerstand entgegen und sowohl sein wilder unruhiger Charakter, als die erhaltene fanatische Erziehung gaben ihm von selbst die Richtung, welche zu einem Vorhaben, wie das angedeutete, nothwendig war. Der größte Theil der königlichen Garden und ein bedeutender der Besatzung von Lissabon wurden für den Plan gewonnen, von welchem man jedoch listig nur die eine Hälfte mittheilte. Der Monarch wurde hingestellt als Gefangener der liberalen Partei, welche das Staatsruder gegenwärtig von Neuem, nur in veränderter Gestalt, führe; mit großem Unwillen trage er das schimpfliche Joch, doch halte allzu große Schüchternheit ihn ab, gewaltsam es zu zerbrechen; darum seyen alle ächten Patrioten, namentlich aber die ruhmgekrönten Krieger, durch ihre Pflicht aufgefordert, ihren König und Herrn aus solch' schändlicher Abhängigkeit zu befreien, in welcher die Feinde des wahren Königthums ihn hielten. Man verbreitete das Mährchen einer weitverzweigten Freimaurer-Verschwörung unter dem Publikum und streute große Summen Geldes unter den Pöbel wie unter die Soldaten. Alles das wirkte elektrisch auf die leicht entzündbare, feige und verkäufliche Menge.

In der Nacht vom 29. auf den 30. April verließ Dom Miguel seine Wohnung, begab sich in die Kasernen und redete die Truppen an. Er fand sie für seine Absichten in günstigster Stimmung. Alsbald wurde der Pallast von Bemposta, wo der König gerade Hof hielt, umzingelt und bewacht; eine große Anzahl von Verhaftungen (wohl über 800) gingen vor sich und zwar ohne Unterschied des Ranges und Standes; der Generalintendant der Polizei selbst befand sich mit darunter. Vor allen aber suchte man die beiden Minister denen der Un-

tergang geschworen worden; glücklicherweise hatte Pamplona, aus Feigheit einer der vorsichtigsten Menschen, seine Person in Sicherheit gebracht, Palmella aber nach der Tajostation auf ein englisches Fahrzeug sich geflüchtet. Des folgenden Morgens besetzte der Infant mit 2000 Mann Truppen den Hauptmarkt in Lissabon (den Roscioplatz) und erwartete seine Mutter, welche denn endlich eintraf und die ferneren Operationen leiten half. Mit Mühe nur verschaffte das diplomatische Corps sich Zutritt in den Pallast, wo der König bereits für sein Leben zitterte und den Kopf völlig verloren hatte. Dom Miguel, zu einer Rechtfertigung über das Geschehene aufgefordert, rechtfertigte dasselbe durch die Entdeckung eines großen Komplottes gegen sein, der Königin und des Königes Leben; da schnelle Hülfe nöthig gewesen und jede Zögerung Unheil gebracht haben würde, so habe er, ohne die Befehle seines Herrn und Vaters abzuwarten, gethan, was in der äußersten Bedrängniß ihm als einziges Rettungsmittel sich dargestellt. Da weder die Truppen noch das Volk wider den Helden des Tages sich erklärten, und das Wahre auszumitteln in dem ersten Augenblick noch schwer hielt, so blieb der Infant denn auch Meister des Schlachtfeldes. Dom João wurde, nebst seinen Töchtern, den drei Prinzessinnen, in die Kirche Santa Madra de Dios geführt, um einem feierlichen „Herr Gott dich loben wir!" beizuwohnen, für seine Errettung aus den Händen unversöhnlicher Feinde des Thrones und des Altares zu danken; ja man nöthigte ihm sogar Freudenthränen ab; in einem Dekrete erklärte er Tags darauf, daß der Schritt des Infanten blos in der Absicht geschehen sey, um ein entsetzliches Komplott gegen die Monarchie zu vereiteln; es wurde alles, was er unternommen, gebilligt und ohne Zögern eine Kommission niedergesetzt, welche

mit Untersuchung und Bestrafung jenes Komplottes sich beschäftigen sollte.

Die Verhaftungen und Absetzungen dauerten fort; auch den noch übrigen Ministern, obgleich sie ziemlich neutral sich gehalten, nahm man ihre Portefeuille's und gab sie entschiedenen Anhängern der Faktion. Ohne Erlaubniß Dom Miguels durfte fortan Niemand den Pallast betreten, wo sein Vater gefangen gehalten ward. Der Hafen war wie gesperrt. Die Besatzung der Forts beträchtlich verstärkt. Das Volk sah theilnahmlos all' diesen Dingen zu und ergab sich ruhig in die Umstände.

Nichts desto weniger hatte Dom João Mittel und Wege gefunden, dem diplomatischen Körper das Wahre seiner Lage zu erkennen zu geben und dessen Beistand gegen die an ihm verübte Gewaltthat anzurufen. Hr. Hyde de Neuville, der Gesandte Frankreichs, welcher, trotz seines sonst eifrigen Royalismus, schon früher sich geweigert, die Plane der Königin, welche ihn zu bearbeiten gestrebt, zu unterstützen, und Lord Beresford, welcher, trotz seiner Freundschaft für die Königin, und seines Hasses gegen quasi-liberale Adels- und die demokratische Advokatenpartei, es gleich sehr dem Interesse und der Ehre seiner Krone schuldig glaubte, den spanisch-apostolischen Einfluß hier zu durchkreuzen und eine so offenbare Majestätsverletzung an der Person eines alliirten Fürsten nicht zu dulden, oder welchem bestimmte Instruktionen des Hrn. Canning solches geboten und dem zugleich sein Scharfsinn zeigte, daß das gegenwärtige Unternehmen zugleich auch auf die Ausmerzung des englischen, so wie überhaupt jedes andern fremden Einflusses (mit Ausnahme des spanischen) gerichtet sey, — trafen Abrede zu einem Gegenstreich. Während ein Mitglied der französischen Gesandtschaft nach Cadiz ging, um die Ueberfahrt eines daselbst

stationirten Linienschiffs seiner Nation zu betreiben, legte sich das englische Linienschiff, der Windsor Castle, auf Kanonenschußweite an die Stadt. Zugleich sondirte man die Gesinnungen einiger Reiter- und Infanterie-Regimenter von der Linie.

Mehrere Versuche des Königs, die Aufmerksamkeit seiner Wächter zu täuschen, wurden vereitelt, da die Königin hiezu ihre bewährtesten und ergebensten Leute auserlesen; als er aber am 9. Mai, einem Sonntage, durchaus darauf bestand, im Pallaste Caxias an der Mündung des Tajo zu speisen, konnte ihm dieß mit Fug nicht wohl abgeschlagen werden. Er bestieg demnach mit seinen Töchtern, den Infantinnen Donna Maria Isabel, Donna Maria de Asomccao und Donna Anna de Jesus, das zu seinem Dienste bestimmte Luftschiff bei Belem. In der Nähe des Windsor Castle befahl er plötzlich dem Steuermann, daselbst anzulegen; dieser weigerte sich, oder zögerte. Allein auf das verabredete Zeichen fuhren schnell eine Menge bewaffneter englischer Schaluppen herbei, umringten die Barke und brachten den Monarchen glücklich an Bord des Linienschiffs. Die ganze Besatzung desselben zeigte sich kampfgerüstet auf dem Verdeck; die Kanoniere mit brennenden Lunten standen an den Kanonen und nun empfing Dom Joào die Glückwünsche seiner Minister Pamplona und Palmella, so wie die der fremden Diplomaten, mit allen Zeichen der unverholensten Freude, daß er dem Schicksale seines Vorfahrs Alphonso II. entgangen. Der königliche Gruß von dem Windsor Castle donnerte jetzt den Absolutisten in der Hauptstadt, welche Dom Joào keiner solchen Kühnheit für fähig gehalten, die Schreckensnachricht zu, daß der König ihren Händen entronnen und ihr Anschlag mißlungen sey. Dom Miguel erhielt in strengen Worten den Befehl, unverzüglich an Bord des englischen Schiffs

zu erscheinen; die Königin entfloh nach Ramalhao; wilder Aufruhr durchtobte die Straßen von Lissboa und allenthalben vernahm man vom elenden Gesindel, wie von den Gutgesinnten den Ruf: „Es lebe der König und der König allein!"

Der Infant war ohne Weigerung nach dem Windsor Castle gekommen und erzählte auf demselben mit großer Freimüthigkeit alle Umstände seines vermessenen Unternehmens; auch die Ermordung des Marquis von Loulé, auf welche der König stets mit ungewöhnlicher Heftigkeit zurück kam, stellte er nicht in Abrede, sondern er bekannte reuelos seine Mitwirkung daran; nach anderen Berichten bat er seinen Vater um Verzeihung für das Geschehene. Der unglückliche Monarch, zuerst entschlossen, dasselbe auf das strengste zu bestrafen, nahm endlich die Fürbitten des diplomatischen Körpers für den Verirrten, dessen unerfahrne mißleitete Jugend trotz des „Malitia supplet aetatem" für ihn sprechen mußte, an, verfügte jedoch, daß jener Portugal verlassen und in fremden Ländern für ein, seiner hohen Stellung würdigeres Benehmen sich ausbilden sollte. Es wurden auch zu Antretung dieser Reise unverweilt Anstalten getroffen und der Prinz, bis Brest von einer englischen und einer französischen Fregatte escortirt, ging in jenem Hafen am 13 Mai bereits unter Segel, mit einer Begleitung, welche er sich selbst gewählt und unter welcher auch eine ungewöhnlich große Dogge sich befand. Die Königin Carlotta dagegen entzog sich den Vorwürfen und Strafmaaßregeln des beleidigten Gemahls durch das Vorschützen einer Krankheit und entweihte selbst die Sterbsakramente durch ein neues grobes Gaukelspiel.

Die Dekrete, welche D. João sofort hintereinander erließ, enthüllten den ganzen Umfang, die Größe und den Zweck der vereitelten Gegenrevolution; die Verhafteten wurden, einige sehr

spät, da die Anhänger des Infanten mit Vollziehung des durch ihn Anbefohlenen fortfuhren, in Freiheit gesetzt. Man suchte nun das Land so viel als möglich zu beruhigen, verkündigte eine Amnestie für alle blos politischer Meinungen halber verfolgten Individuen, während die Untersuchung der Mörder Loulé's und der Theilnehmer an dem letzten Komplotte fortgesetzt wurde. Selbst die Einberufung der alten Cortes hielt man jetzt für zweckmäßig und nothwendig. Ein Manifest (vom 4. Juni) drückte die Gesinnungen des Königes, d. h. der Minister Palmella und Pamplona, darüber aus; man suchte den Umsturz der Konstitution von 1822 durch die Unantastbarkeit der Grundgesetze von Lamego zu motiviren und zeigte den Portugiesen, daß dieselben, welche eine Vertretung der Nation durch die drei Stände geboten, und welche hiemit wieder in Kraft erklärt wurden, alle die Grundstoffe enthielten, die zur Erhaltung des Altares und des Thrones, sowie zur Sicherstellung der Rechte aller Unterthanen erforderlich seyen. Die drei Stände also sollten, den alten Gebräuchen und Privilegien der portugiesischen Nation gemäß, dem Könige auf gewisse Punkte antworten, ihre Vorschläge und Vorstellungen über öffentliche Bedürfnisse und Gegenstände des Gemeinwohls an denselben gelangen lassen; alle Anträge und Gutachten der vorbereitenden Junta, Zeit und Dauer der Sitzungen der Cortes betreffend, sollten in der ersten Versammlung dieser letzteren berathen und höchsten Orts sodann entschieden werden.

Der König Dom João oder sein Ministerium ließ es bei Errichtung dieses parlamentarischen Schaugerüstes nicht bewenden; allerlei nützliche Reformen in der Verwaltung beurkundeten einen ernstlichen Hang zum Weiterschreiten. Der Marquis v. Palmella, obgleich ohne große politische Ideen, besaß doch Verstand, Takt, Billigkeit und Schicklichkeitsgefühl, Mäßigung

und vernünftigen Ehrgeiz genug, um nicht hinter den Anforderungen des Jahrhunderts zu bleiben. Der Graf von Subserra hätte gerne Pombal und Aranda copirt; seine Eitelkeit war jedoch weder mit seinen geistigen Fähigkeiten, noch mit seinen moralischen Kräften im Gleichgewicht. Die Portugiesen sollten von den drückendsten Folgen des Jagdunwesens erlöst und hinsichtlich der bisher überaus drückenden Korngesetze erleichtert werden. Man bestätigte die Privilegien der Bank, beförderte den wechselseitigen Unterricht und sann sogar auf eine Revision der in großer Verwirrung befindlichen Gesetzbücher. So viel auf einmal war unerhört in Portugal. Die absolutistisch-theokratische Partei schäumte vor Wuth. Sie setzte ihre letzten Hoffnungen auf den König von Spanien und den Grafen d'Artois, sowie auf die apostolische Junta zu Madrid und die Kongregation zu Paris. Sie täuschte sich in denselben nicht. Man that an beiden Orten das Möglichste, die Aufregung in Portugal, welche seit den letzten versöhnlichen Maaßregeln sich gelegt zu haben schien, von Neuem zu unterhalten. König Ferdinand, der in seinem eigenen Lande kaum zurecht kommen konnte, ließ sich die Intriguen und Einmischungen in die portugiesischen Händel wie eine Gewissenssache angelegen seyn und seine Schwester, die Königin Carlotta, von ihren beiden Töchtern, der Prinzessin von Beira, und der Infantin Maria Francisca, Gemahlin des Don Carlos, eifrig unterstützt, blieb fortwährend die Seele aller Unternehmungen wider das gottlose Ministerium der Freimaurer und Freigeister. An dem Patriarchen von Lissabon besaß sie hiebei einen getreuen Helfer. Der König Dom João, von seinen Widersachern gequält, von seinen Freunden verlassen, von allen Parteien dazwischen genommen, hatte einen bejammernswertheren Stand,

als irgend ein Regent in Europa. England duldete keinen französischen Beistand, ohne doch seinerseits helfen zu wollen; die sogenannten nordischen Mächte, wiewohl insgeheim nicht säumig mit Rathschlägen, vermieden den Schein einer Einmischung, welcher die eine oder andere dieser zwei Mächte reizen konnte. Natürlich waren, da sie nur Parteien und Parteileidenschaften, Kabinete und Kabinets-Interessen vor sich sahen, ihre Sympathieen mehr für Aufrechthaltung der rein-monarchischen, als der ermäßigten Grundsätze; aber man darf gleichwohl glauben, daß sie weit davon entfernt gewesen, ein System anzuempfehlen und zu beschützen, welches alle billig denkende Menschen und aufgeklärte Geister in Europa mit Unwillen erfüllen und die eigene Würde des Königthums in der Meinung der Völker brandmarken mußte.

Diejenige Macht, welche sowohl ihren Interessen, als den Verträgen nach, am meisten an der Art und Weise Theil nahm, wie die Dinge in Portugal sich gestalteten, war England. Hr. Canning verfolgte seinen Plan hinsichtlich der Trennung Brasiliens von dem Mutterlande, mit beharrlichem Eifer, und in der Geschichte dieses großen Staatsmannes, welche zugleich die Geschichte Englands ist, so wie in der Geschichte der brasilischen Revolution, werden wir das eigentliche Ziel, das er in der transatlantischen Frage sich gesteckt, näher zu bezeichnen Gelegenheit finden.

Die schwächliche Leibesbeschaffenheit Joào's VI. und die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Absterbens wurden von Canning wohl in's Auge gefaßt; die portugiesische Thronfolge aber war, mochte sie auf die eine oder andere Art sich entscheiden, von großen Entwicklungen begleitet. Die Trennung Brasiliens bildete die Vorfrage; dann handelte es sich im alten

Lande zwischen Dom Miguel und den übrigen Gliedern der Familie Braganza.

Sir W. A'Court, welcher die spanische Konstitution von 1820 in Sevilla und Cadiz zu Grabe getragen, spielte in diesen Tagen auch in Portugal das Factotum der britischen Politik; er behauptete auf den Geist des unmündigen Königes einen überwiegenden Einfluß und machte alle Gegenversuche Hrn. von Billèle's zu Schanden. Das Ministerium wurde ganz nach seinen Wünschen epurirt. In einer Nacht sahen sich Palmella nach London, Subserra-Pamplona nach Madrid versendet, Saldanha de Porto Santo aber an die Spitze des Ministeriums der Auswärtigen gestellt. Die apostolische Partei wüthete, Ferdinand VII. machinirte; die Diplomatie der s. g. drei nordischen Höfe zauderte, lavirte. Während dem arbeitete der nach Rio Janeiro abgeordnete Sir Charles Stuart, dessen diplomatisches Talent dem des Sir William A'Court ebenbürtig war, rastlos an dem Aussöhnungswerke. Am 7. September war der Vertrag, welcher die Unabhängigkeit des Kaiserthums Brasilien von dem Königreiche Portugal feierlich aussprach, von Dom Pedro I., am 15. von Dom João VI. unterzeichnet. Der alte Monarch in Europa erhielt zu seinen übrigen Titeln (worunter auch Aethiopien, Arabien, Persien und Indien als Königreiche aufgeführt waren) den kaiserlichen Titel, worüber mit der Courtoisie des Staatskalenders der regierenden Häuser mehrere wichtige Erörterungen statt fanden.

Die ausgesprochene Trennung der beiden Brudervölker machte einer Menge von Streitigkeiten und kommerziellen Hinderniſſen zu Beider Zufriedenheit und Jubel, ein Ende; aber sie versöhnte durchaus nicht die Ansprüche der beiden feindlichen Brüder, der Prinzen des Hauses Braganza; denn ein geheimer Artikel sorgte dafür, daß die Thronfolge nicht auf

Dom Miguel fallen, sondern durch den nächsten Sprossen Dom Pedro's, des bisherigen Kronprinzen von Portugal und nunmehrigen Erbkaisers von Brasilien, ergänzt werden sollte. Dieser Vertrag wurde, da beide Hauptparteien des Landes in verschiedenartigem Sinne ihn deuteten und der geheime Artikel nicht zu Jedermanns Kunde gelangte, das trojanische Pferd, welches den Portugiesen Jahre lang unendliches Wehe bereitete.

Das neue Kabinet, welches unter englischem Einfluß gebildet worden, bestand: aus Saldanha, als Minister des Auswärtigen, Barbacena, als Minister des Kriegs, Pereira de Souza Barrada für die Justiz, Arranja Corvea de Lucerda für das Innere, Antonio Mello für die Finanzen und Monteiro Torres für die Marine. Unter allen diesen Staatsmännern hatte der erstaufgeführte allein klare Ansichten von seiner Stellung und des Landes Lage und auch allein ein festes, entschlossenes Wesen.

Sie begannen ihre Verwaltung mit einem Akt der Milde; allen politischen Verbrechen, wozu die Intriguen D. Miguels oder vielmehr der Königin, verleitet hatten, wurde Amnestie, bis auf die Beschränkung des Aufenthaltes, (nämlich 10 Stunden weit von der Hauptstadt) ertheilt; nur acht der am stärksten verfangenen Personen, darunter der Marquis von Abrantes, waren davon ausgenommen; doch erhielten sie gegen Urphede die nöthigen Päße in's Ausland. Alle Untersuchungsakten wurden versiegelt in's geheime Staatsarchiv niedergelegt. Trotz dieses Fortschrittes zur Versöhnung, wovon die Regierung den Parteien ein Beispiel geben wollte, änderten sich die Sachen dennoch nicht. Einerseits bearbeiteten die entlassenen Minister den öffentlichen Geist und namentlich stellte der vielbewegliche, von einem Aeussersten zum andern rasch überspringende Subserra,

ein wahres politisches Chamäleon, sein Vaterland als zu einer bloßen Kolonie Großbritanniens herabgesunken, in Flugschriften hin; anderseits unterwühlte die apostolische Partei, namentlich von Spanien aus, den Boden; auch begünstigte K. Ferdinand alle Umtriebe politischer Flüchtlinge, so daß es selbst zu heftigen Erklärungen und bewaffneten Demonstrationen kam. Das englische Kabinet säumte nicht, für gedenkbare Fälle seinem ältesten Verbündeten den nachdruckvollsten Beistand zuzusichern. Die apostolische Partei war ausser sich vor Wuth; sie sann auf offene Empörung und es fehlte nicht an Mauerschriften, welche die Nation hiezu aufriefen und die Befreiung des Landes aus der Gewalt der Briten, unter den Auspizien der heldenmüthigen und gottesfürchtigen Königin, als Regentin, zum Inhalte hatten.

Donna Carlotta hatte persönlich an all' diesen Versuchen Theil; aus ihrer Abgeschiedenheit zu Ramalhao hervor brütete sie unablässig Rache, an ihrem Gemahl, an Dom Pedro, an den Liberalen, an den Engländern. Sie liebkoste durch Unterhändler, welche mit bedeutenden Summen versehen waren, den Pöbel, und durch selbstvorgenommene Sakrilegien suchten ihre Mönche den Bigotismus zur Bestrafung frevelhafter Tempelschänder, welche nirgend anders, denn im Lager der liberalen Partei, gefunden werden konnten, zu entflammen. Selbst das zu Tilgung und Verzinsung der Staatsschuld angewendete Auskunftmittel, hinsichtlich der Einkünfte des aufgehobenen Inquisitionstribunales, diente ihr zur Waffe in diesem unehrlichen Kriege. Die Königin trieb ihr Wesen mit solcher Verwegenheit und Offenheit, daß man sich genöthigt sah, sie in Queluz unter strengere Aufsicht zu stellen und gleichsam eingesperrt zu halten.

So fand denn Dom João VI., während sein Ministerium für Wiederherstellung des Kredites, der Finanzen und der

Hülfsquellen im Innern, für Verbesserung der Administration, der Gesetzgebung des öffentlichen Unterrichts ziemlich thätig sich anließ, auch in den letzten Tagen seines Lebens weder für sich noch für sein Königreich Ruhe, noch auch nur die nahe Hoffnung derselben. Seine Gesundheit nahm gegen den Februar 1827 bedeutend ab; bisweilen mußte man ihn aus dem Staatsrathe nach seinem Bette zurücktragen. Am 3. März hatte er einen Schlaganfall, welcher alsbald von den Aerzten für lebensgefährlich erklärt wurde. Ueber die Krankheit selbst und deren Ursachen und Umstände, so wie über die Intriguen des Hofes und der Diplomatie in diesen Tagen, herrscht geheimnißvolles Dunkel. Die feindlichen Brüder und ihre Parteien haben nachmals sich nicht gescheut, gegenseitig einander Vergiftung des Königes vorzuwerfen; die Liberalen erinnerten mehr als einmal an den alten Spruch: „Hütet Euch vor der Chokolade von Mafra!" Sir W. A'Court entwickelte unter allen damals handelnden Personen die meiste Thätigkeit; er bewog den Sterbenden (oder vielleicht den schon Gestorbenen, — denn die Urkunde im Original soll gar nie sich vorgefunden haben —) zur Niedersetzung einer „Regentschaft", mit der Prinzessin Maria Isabella an der Spitze, von welcher somit die Königin Mutter ausgeschlossen blieb, und von welcher der Kardinal-Patriarch von Portugal, do Silvo (Erzbischof von Evora), der Herzog von Cadaval, der Marquis von Villada und der Graf de los Arcos die Mitglieder seyn sollten. Dieser ward die Verwaltung des Reiches nach dem Tode des Königes und zwar so lange anvertraut, bis der gesetzliche Erbe der Krone seine Befehle gegeben haben würde. Wer nun dieser gesetzliche Erbe der Krone sey? wurde fortan der Gegenstand verschiedenartiger Auslegung des sibyllinischen Orakelspruches.

Am 10. März kehrten die Schlaganfälle zurück und der König entschlief, das erstemal in seinem Leben, zum Frieden; er hinterließ ein sehr beträchtliches Vermögen (man rechnete mehr als 50 Mill. Cruzados in geprägtem Golde); davon hatte er zur einen Hälfte seine Kinder, zur andern aber, thörigterweise genug, seine Gemahlin eingesetzt. Jetzt sah sich dieselbe im Besitze aller Mittel, dasjenige gerade zu vollführen, was jener doch gerne vermieden hätte. Donna Carlotta war schlau genug, die rechte Zeit zum Handeln abzuwarten; sie stellte sich friedlich und versöhnt: die Haltung der englischen Seestation im Tajo gebot ihr noch Stillstand; aber sie wendete sich ohne Verzug nach Madrid und ihre Anhänger warben und waffneten sich. Der schlechte Subserra, von der Partei, die ihn so sehr verfolgt hatte, umgestimmt, arbeitete für sie von Frankreich aus. Die Regentschaft vertraute auf den Schutz Englands und und erließ sofort Dekrete über Dekrete in Dom Pedro's IV. Namen. Die fremden Höfe machten keine Einsprache und selbst Spanien schien nicht feindlich gesinnt. Alles wollte erst das nächste Ereigniß abwarten. Inzwischen überbrachte eine Botschaft, den Herzog von Lafoens, einen Verwandten des Königshauses, an der Spitze, die Nachricht von Johanns VI. Tode nach Rio-Janeiro und verlangte die weiteren Befehle des legitimen Herrschers.

Zehntes Kapitel.

Die Regentschaft Donna Isabella's. — Dom Pedro's Thronverzichtung und Königthum Donna Maria's II. — Die Carta de Lei. — Der englische Einfluß. — Die Königin Donna Carlotta und die Miguelisten. — Aufstand des Marquis de Chaves. — Der Casus foederis und die Intervention Englands. — Die Ernennung Dom Miguels zum Reichsverweser und dessen Ankunft in Portugal.

In den ersten Tagen des Aprils war der Kaiser Dom Pedro von einer Reise nach Bahia, woselbst er mit Sir Charles Stuart zusammen getroffen, nach Rio-Janeiro zurückgekehrt; hier vernahm er die Vorfälle von Lissabon. Alle Portugiesen, die bei ihm geblieben, redeten ihm zu, beide Kronen auf seinem Haupte wieder zu vereinigen; allein seine Neigung und Englands Rathschlag bestimmten ihn zu dem entgegengesetzten Entschluß. Er hatte den Brasilianern die Unabhängigkeit verbürgt; ihre Emancipation war sein Werk, auf welches er mit Liebe blickte; hier, in einem fremden Welttheil, gedachte er noch vielfach als Schöpfer aufzutreten und einen eigenthümlichen Ruhm zu erwerben, der ihm in Europa nimmermehr vielleicht zu Theil werden

würde. Er beruhigte demnach den Staatsrath und erließ unterm 26. April eine Bestätigung der von seinem Vater eingesetzten Regentschaft; darauf verkündigte er eine allgemeine Amnestie für alle bis zum obigen Tage begangenen politischen Verbrechen; und nun folgte das wichtigste, ein Manifest, worin der Kaiser erklärte: es vertrage sich mit den Interessen der Monarchie Brasilien nicht, daß er fortfahre, König von Portugal und Algarvien zu seyn; da es jedoch seine Absicht sey, diese Staaten nach Kräften glücklich zu machen, so erachte er, aus eigenem Antrieb und freiem Willen, für gut, allen seinen unbestreitbaren Rechten auf die Krone der portugiesischen Monarchie und der Souveränität über jene Reiche zu entsagen und sie auf die Person seiner vielgeliebten Tochter, der Prinzessin von Groß-Para, Donna Maria da Gloria (geb. im Jahre 1819, aus der Ehe mit der Erzherzogin Leopoldina von Oesterreich), zu übertragen, damit sie, in der Eigenschaft als regierende Königin, dieselben, unabhängig von diesem Kaiserreiche, und nach der Konstitution beherrsche, welche er, Dom Pedro, durch seine Carta de Lei vom 23. April d. J. zu verordnen, zu verleihen und beschwören zu lassen für gut gefunden habe. Die Königin Donna Maria sollte jedoch Brasilien nicht eher verlassen, bis auf amtlichem Wege eingegangen, daß die Konstitution pflichtgemäß beschworen und die feierliche Verlobung zu der Ehe, welche der Kaiser mit dem Infanten D. Miguel, seinem sehr geschätzten Bruder, eingehen zu lassen im Sinne habe, statt gefunden, auch die Heurath selbst vollzogen worden sey. Die Entsagung, so wie die Abtretung der legitimen Rechte, sollte daher keine Kraft haben, sobald eine dieser Bedingungen mangle. Wegen Verkündigung der Carta de Lei und der Beschlüsse des Kaisers ward nun sofort das Nöthige an die Regentschaft und an die Behörden gerichtet.

Andere Dekrete enthielten Pairs-Ernennungen (für den Herzog von Cadaval, den Marquis d'Abrantes, den Patriarchen von Lissabon und den Bischof von Coimbra), sowie die Vorkehrungen zur Einberufung der Cortes, der Wahlen für dieselben und endlich die Ernennung Cadavals und des Patriarchen zum Präsidenten und Vice-Präsidenten der Pairskammer.

Die Carta de Lei, welche man irrigerweise für ein Machwerk des britischen Kabinetes oder von Charles Stuart in dessen Namen gehalten hat, war eine persönliche Schöpfung des Kaisers Dom Pedro; sie glich in den meisten Punkten den bisher erschienenen Konstitutionen der neuesten Zeit; doch hatte sie, da der Scharfsinn ihres Urhebers manchen der bisher anerkannten Gebrechen in solchen Fabrikaten moderner Staatsweisheit nachhelfen wollte, unter ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten auch die, daß sie auffer den gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalten noch eine vierte, eine moderirende oder leitende einführte; sie enthielt größtentheils die königlichen Prärogative umschrieben.

Die Carta de Lei, als sie nach Europa gebracht worden, versetzte den Liberalismus in freudiges Erstaunen, das Volk von Portugal in vorübergehenden Enthusiasmus, die apostolische Faktion in Wuth, die hohe Diplomatie in Verlegenheit und Unwillen, den König von Spanien in wahre Verzweiflung. Letzterer erklärte laut: man gehe darauf los, ihn zu Grunde zu richten. Hr. Canning selbst war, da die kaiserliche Arbeit seinem Geschmack nicht ganz zusagte, in etwas bestürzt über die Art und Weise, wie Sir Charles Stuart seiner Aufträge sich entledigt; Andere behaupteten, er stelle sich nur so und die Zurückberufung dieses Diplomaten sey eine Kriegslist, die übrigen Kabinete zu täuschen.

Die Portugiesen empfingen das ihnen freiwillig verliehene

Geschenk scheinbar allgemein mit den Empfindungen rührendster Dankbarkeit; die Infantin-Regentin schwur den Eid auf die Carta und empfing ihn von allen hohen Behörden unter großen Feierlichkeiten; in allen Kirchen feierte man Portugals glorreiche Wiedergeburt; alle diplomatischen Agenten im Auslande erhielten die gehörigen Weisungen und alle Portugiesen, die im Auslande wohnten, wurden durch dieselben ebenfalls vereidet. Viele von entgegengesetzter Gesinnung, welche jedoch Interessen zu wahren hatten und der herrschenden Richtung sich zu widersetzen, für den Augenblick ungerathen fanden, huldigten den Umständen.

Die schwerste Noth hatte man nunmehr mit Dom Miguel zu bestehen. Nach einer Reise durch mehrere Länder, welche auf seine Sinne größeren Eindruck, als auf sein Gemüth gemacht, hatte er mit Erlaubniß und unter dem Schutze des Kaisers von Oesterreich zu Wien sich niedergelassen; dieser Monarch gab ihm nicht nur Lehrer für verschiedene Fächer, um seiner tiefen Unwissenheit zu Hülfe zu kommen, sondern auch wiederholt scharfe Lehren über den Beruf eines Prinzen von seinem Range. Aber der Infant, dessen wilde Natur nur theilweis und zum Scheine gezügelt wurde, nahm weder an dem erhabenen Greise, noch an den trefflichen Fürstenjünglingen, welche gleiches, wenn schon nicht so verschuldetes Unglück an jenen Ort mit ihm zusammengeführt, an einem Herzoge von Reichstadt, an einem Prinzen von Wasa ein Beispiel. Er „kehrte sein Herz gegen die Mauer" und im wüsten Treiben der Sinne befangen, Gegenstand der Nichtachtung selbst von Seite der sonst so harmlosen Residenzbewohner, brütete er blos über Racheplanen in seinem Vaterlande.

Die tiefgrollende Mutter unterhielt solch' unglückbringende Stimmung in ihm durch fleißigen Briefwechsel; seine Heuchelei

und Verstellungskunst übertrafen weit seine Jahre und seinen Bildungsgrad. Als die Schwester-Regentin, Donna Isabel, in freundlichem Schreiben ihm die Befehle Dom Pedro's zuschickte und zur Anerkennung des von diesem Verfügten ihn aufforderte, auch vor Fallstricken und Verführungen warnte, mit denen man ihn zu umgarnen strebe, antwortete er zweideutig und ausweichend, und erklärte, wegen der ihm zukommenden Rechte auf die Regentschaft in Portugal vorerst an seinen Bruder, den Kaiser, sich zu wenden und, was die Eidesleistung auf die Carta de Lei betreffe, den Rath seines erhabenen Beschützers, des Kaisers von Oesterreich, einholen zu wollen.

Mittlerweile wurde zu Lissabon ein neues Ministerium eingesetzt, und zwar aus theils gelehrten und patriotischen, theils geschäftskundigen Männern, nämlich: für das Innere: F. M. Trigoso de Aragano Morati; für die Auswärtigen: F. de Almeida Portugal; für Kult und Gerechtigkeit: P. de Mello Breyner; für die Finanzen: G. H. Brancamp; für die Marine: J. de Costa Guintella; für den Krieg: J. E. Saldanha de Oliveira el Daun, (Enkel Pombals und der kräftigste Charakter unter allen, jedoch von mehr demokratischer als monarchistischer Richtung).

Dem Manifeste der Infantin-Regentin, durch welches alle Portugiesen bei Vermeidung schweren Unglückes zum Gehorsam gegen Donna Maria und Dom Pedro's konstitutionelles Grundgesetz aufgefordert wurden, setzte die absolutistische Partei ein anderes, mit Don Miguels — ob ächter, ob unterschobener Unterschrift, ist ungewiß — versehenes Manifest entgegen, worin alle Portugiesen ermahnt wurden, sich um den Infanten wieder zu vereinigen, in der Absicht, gemeinsam mit ihm und unter

seinem Panier, Ungerechtigkeit und Anarchie aus Portugal zu vertreiben; durch den falschen Schein eines schönen Ideals, das die wirkliche Glückseligkeit zerstöre, möchten sie sich ja doch nicht verführen lassen, der bedrohten Religion sich annehmen, der Freiheit abweichender Bekenntnisse und dem heillosen Prinzip republikanischer Regierungen keinen Zutritt gestatten. Die großen Mächte wurden in diesem Aktenstücke hingestellt, als der neuen Ordnung der Dinge feindlich und als im Begriffe, diejenigen, welche die Revolutionäre zu unterstützen gedächten, eben so zu züchtigen, wie diese letzteren selbst. Ferner schilderte man den Kaiser Dom Pedro als seiner Freiheit beraubt, und die in seinem Namen gekommene Carte als ein Werk dieses Zwanges, ihn selbst von seinem Erbreiche gewaltsam getrennt u. s. w. Der Schluß lautete: „Tod den Revolutionären der benachbarten Länder, die nach Portugal gekommen und Tod der neuen Konstitution selbst!“

Die Mittel, welche die verletzte Partei anwendete, um Gährung hervorzubringen, zeigten sich bald nicht unwirksam. Die Klagen der Königin-Mutter über schwere Mißhandlungen ergriffen manches Herz; schon schrieen auch einzelne Regimenter: „Verläßt uns Dom Pedro, so lebe unser König Dom Miguel!“ Eine Schilderhebung zu Gunsten Donna Carlotte's, die in Queluz bereits den Erfolg abwartete, konnte blos der Anblick britischer Kriegsschiffe im Tajo verhindern. Desto mehr griff die Flamme in den Gränzprovinzen, namentlich in Trasos-Montes um sich; die Familie Silveira entwickelte hier ihre alte Thätigkeit; mehrere Truppenabtheilungen steckten die absolutistische Fahne auf; die Gebirgsbewohner bewaffneten sich mit Piken, Sensen und alten Gewehren. Es bedurfte der ganzen Energie des Kriegsministers Saldanha, um die Meuterer schnell zu Paaren zu treiben und auch ein Komplott, mit

welchem man eine Plünderungsszene wider die Häuser der Reichen zu Lissabon in Verbindung gebracht, vereitelte er glücklich. Die Polizeisoldaten waren unaufhörlich in Bewegung.

Am 30. Oktober wurden die neuen Cortes im Pallaste Ajuda zum erstenmal eröffnet. Die bei solchen Anlässen stattfindenden Feierlichkeiten und Reden von beiden Seiten gingen alle vor sich; vielleicht war es jedoch dießmal der Majorität Ernst; denn Regentin, Minister und Volksvertreter hatten alle gleich sehr von der Rache ihrer Gegner zu fürchten. Den Muth Aller erhob die mittlerweile eingetroffene Nachricht, daß der Infant Dom Miguel, auf den Rath des Kaisers von Oesterreich, am 4. Oktober seinen Eid auf die Carta unbedingt geleistet und der portugiesische Botschafter am Wienerhofe unverzüglich an den Pabst, um Erhaltung der Dispens für die Verlobung und Ehe mit Donna Maria, wegen allzu naher Verwandschaft nach Rom sich gewendet habe.

Die Infantin und ihre Minister schlugen fortan ein Regierungssystem ein, das die Feinde reizte und die Freunde nicht befriedigte; man verhaftete Insurgenten und bestrafte sie nicht; man machte den Eifer der Patrioten lau, oder bestrafte ihn wohl gar als Ueberspannung, oder republikanische Tendenz. Der Einfluß Sir W. A'Courts war der allernachtheiligste für die Befestigung der neuen Ordnung der Dinge; das englische Kabinet wollte Portugal nicht zur vollen Kraft sich erheben lassen, um jederzeit dem wehrlosen Lande seinen Schutz nothwendig zu erhalten, auch folgte Sir A'Court für seine Person selbst, toryistischen Neigungen und den Einflüssen fremder Diplomatie.

Einige Mitglieder dieser letztern gehörten wohl gar zu den Vertrauten und Begünstigern der apostolischen Faktion und der Geschäftsträger einer großen Macht trieb es in dieser Beziehung

arg, daß Hr. Pozzo di Borgo in vertraulichem Zirkel denselben einen Fanatiker nannte*).

Plötzlich weckte die Insurrektion, welche im Norden und Süden Portugals zu gleicher Zeit ausbrach, die Regierung aus ihrem Halbtraum. Die Silveira's, der Marquis von Chaves und der Marquis von Abrantes, standen an der Spitze. Dom Miguel ward zum Könige, die Königin-Mutter in dessen Abwesenheit zur Reichsverweserin erklärt; und obgleich die Operationen im Norden bald in Stocken geriethen, und der Aufstand nach der spanischen Gränze gedrängt wurde, so stand es desto schlimmer in Algarvien, wo Abrantes, Silveira und Souza, so wie der Bischof von Silvas eine Junta einstallirten, die zu Tavira ihren Sitz nahm.

Die Machthaber zu Lissabon zitterten; der Staatsrath schwankte zwischen den verschiedenartigsten Maaßregeln; der Kriegsminister allein hatte Besinnung, Einsicht und Kraft genug, um dem Strome einen Damm entgegenzusetzen. Er vertraute Lissabon und die Provinz Estremadura M. de Sampayo, Oporto Stubbs, Alemtejo und Ober-Beyra Bazzea und de Beyra an; er selbst machte Anstalten, mit einer kleinen Truppenzahl nach Logos sich einzuschiffen. Die Infantin-Regentin ward unter den Schutz der brittischen Seestation gestellt, welche Truppen und Geschütz ganz in der Nähe der Hauptstadt bereit hielt, um jeden etwaigen Versuch der Königin und ihrer Anhänger gegen dieselbe nachdrücklich zurückzuweisen. Blos zwei Bataillone Truppen und eine aus Handelsleuten errichtete Miliz versahen inzwischen den gewöhnlichen Dienst.

Saldanha's raschen Bewegungen gelang es, Amarante

*) Aus sicherer diplomatischer Quelle.

und Chaves in Algarbien ebenfalls zurückzuwerfen; jener flüchtete nach England, dieser in ein gallizisches Kloster. Von hier aus arbeitete er von Neuem an der Aufregung seiner Landsleute; und er wußte in Denkschriften, Flugblättern und Proklamationen die Sache seiner Partei als eine so gerechte und heilige, und die während Dom João's Krankheit und nach dessen Tode gespielten Intriguen, sowie die Mißhandlung der Successions-Rechte durch die Konstitutionnellen in solch' gehässigem Lichte darzustellen, daß, als die mit seinem Gelde bewaffneten Banden wiederum die Gränze überschritten, zahlreiche Anhänger genug ihnen zufielen.

Ein Dekret, in Dom Miguels Namen erlassen, gebot augenblickliche Eidesleistung an ihn, als den rechtmäßigen König, die Anerkennung seiner Mutter als Regentin während seiner Abwesenheit, des Successionsrechtes seiner Schwester, der Prinzessin von Beyra, für den Fall seines Todes und die Eidesleistung an die Königin-Mutter als Regentin; inzwischen sollten eine provisorische Regierungsjunta mit den Behörden in der Stadt Braganza ihren Sitz nehmen, und die Cortes nach den vier Ständen daselbst ebenfalls sich versammeln.

Die Insurgenten brachen in vier Kolonnen, befehligt von den Generalen Montalegre, Mayece, Madureira und Pinto da Silva, in Portugal ein; die erste, von Lugo aus, drang in die Stadt Chaves; eine andere setzte über den Duero und nahm Miranda in Besitz. Villa-Viciosa, Braganza und Estremos fielen ebenfalls in Silveira's Gewalt und seine Streitkräfte mehrten sich bedeutend. Die Besatzungen traten meist unter die Fahne der miguelistischen Häuptlinge. Grobe Ausschweifungen mannigfacher Art bezeichneten ihre Märsche und Einzüge. In den ersten Tagen des Dezembers befand sich Montalegre bereits Lamego gegenüber und drängte die Truppen Rego's

und Pamplona's *) zurück, welche nun überdieß an zahlreicher Desertion litten. Chaves selbst hatte siegestrunken die Richtung von Oporto eingeschlagen und der wichtigen Stellung an der Brücke von Oporto sich bemächtigt. Nur in Elvas fand er beharrlichen Widerstand; hier waren die verfassungstreuesten Truppen zusammengezogen.

Als die Regierung den Aufruhr bald auch das linke Duero-Ufer ergreifen und den größten Theil der Provinzen Traz-os-Montes, Beyra, Duero und Alemtejo in den Händen der Miguelisten sah, erfaßte sie ein ungewöhnliches Zagen; alle Hoffnung beruhte jetzt einzig noch auf England, an welches die Prinzessin in größter Eile eine Botschaft gesendet. Bittere Beschwerden über Spaniens Treulosigkeit und gegenseitige Beschuldigungen wegen Säumniß und Schlaffheit, dienten zu weiter nichts, als das Vertrauen noch mehr zu schwächen und die Rathlosigkeit zu vergrößern. Suspension der individuellen Freiheit auf die Dauer von drei Monaten, Errichtung von Sicherheitswachen und von Freiwilligen waren die Maaßregeln, welche die Cortes ergriffen. Zu diesen Tagen zeigten die vornehmen Herren in der Pairskammer einen größeren Muth und Verstand, als die eigentlichen Volksvertreter. Der Argwohn gegen die Mehrzahl der Minister stieg mit jeder neuen Hiobspost; man hielt sie selbst im geheimen Einverständniß mit der Königin. Einige von ihnen wurden vom Pöbel persönlich auf der Straße mißhandelt; derselbe fing an, Alles in Schrecken zu setzen, und in welcher politischen Richtung — blieb ungewiß. Fast alle Minister legten ihre Stellen nieder; die Infantin

*) Dieser letztere war bereits wieder von der apostolischen Partei abgesprungen und zur konstitutionellen zurückgekehrt.

Regentin dachte schon an Flucht auf ein englisches Schiff, als endlich tröstlichere Berichte aus den Provinzen einliefen. Den getreuen Generalen Mello und Claudino war es gelungen, die Linie des Tameya und Duero zu behaupten; die Abtheilung des Marquis von Angeja aber bei Braga hielt den ferneren Siegeslauf von Chaves auf; in Oporto rüstete sich Stubbs (ein naturalisirter Engländer, der persönlich tüchtigste und bestgesinnteste aller konstitutionnellen Generale), zu seinem nachdrücklichsten Empfange. Die freiheitkühne Jugend der Universitätsstadt Coimbra schützte diesen Platz. Graf von Villaflor maaß sich in Alemtejo glücklich mit den Banden des Brigadiers Mageffi und drängte diesen über die Gränze zurück. Der erste Schrecken war überstanden; der Krieg nahm den Charakter eines Guerillaskampfes an. Moura Cabral und Marquis de Valença, die neuen Minister für das Innere und den Krieg, flößten einige Hoffnung ein. Am 23. Dezember schloß man die Cortes; der Bischof von Viseu, im Ganzen ein geistreicher aber zweideutiger Mann, hielt bei diesem Anlaß rührende Anreden an die Nationalvertreter.

An demselben Tage erhielt man die freudige Nachricht von der Landung der ersten britischen Truppenabtheilung bei Oporto; bald darauf erschien auch der Priamus auf der Höhe von Lissabon. Die Prinzessin beeilte sich, Sr. Großbritannischen Majestät ihren unaussprechlichen Dank für die schnelle Hülfe zu übersenden. Am 1. Jänner 1827 schiffte General Clinton, der Oberbefehlshaber der Armada, (unter ihm standen Arbuthnot, Blackney und Bouverie) den größten Theil seiner Truppen aus *) und die Hauptstadt wurde sofort von englischen Regi-

*) Das Ganze derselben bestand aus einem Husaren- und einem Lanzier-Regiment, drei Regimentern Dragoner und sechs Kompagnien

mentern in Besitz genommen. Noch vor ihrer Ankunft hatte die alte Königin heimlich zu entfliehen versucht; doch wurde der Anschlag vereitelt und die gefährliche Frau unter hinreichende Obhut gestellt.

Der Enthusiasmus der Bevölkerung für die fremden Beschützer war weniger groß, als man wohl mochte erwartet haben. Der portugiesische Nationalstolz, im Unglück so feig und muthlos, erwachte, als die Gefahr vorüber, oder vielmehr verrieth das gemeine Volk seine eigentliche Gesinnung. Es verlangte einen einheimischen, *seinen* Sitten sich anschmiegenden populären König und verwünschte Brasilianer und Britten zugleich. Das Benehmen des englischen Obergenerals war in mehr als einer Beziehung sonderbar; er schien die Rebellen zerstreuen, die Spanier im Zaume halten zu wollen; aber besondere Sympathieen für die konstitutionnelle Partei bemerkte man nicht an ihm.

Der Marquis v. Chaves, Tellez Jordao und andere Häupter und Hauptkämpfer der Miguelisten trieben ihr Wesen noch längere Zeit fort und verbreiteten neuen Schrecken; besonders zitterte man für Oporto; denn sie waren, trotz aller erlittenen Unfälle, unverzagten Muthes, und von Spanien, das sie insgeheim unterstützte und eine immer drohendere Stellung annahm, besorgte man das Schlimmste. Doch gelang es endlich den vereinigten und zusammenwirkenden Bemühungen von Stubbs, Villaflor und Angeja, die letzten Versuche des alten Amarante zu vereiteln. Bei den Querobrücken von Prado und Porto

---

Dragoner Garde; aus 6 Kompagnien Garde, 30 Kompagnien von verschiedenen Regimentern und aus zwei vollzähligen Regimentern Iren. Vier Linienschiffe verstärkten die Seestation, welche im Ganzen nun 11 Linienschiffe und eine Anzahl größerer und kleinerer Fahrzeuge zählte.

fand die Insurrektion ihr Ende. Ein bedeutender Theil der gemeinen Mannschaft ergab sich und suchte Amnestie nach; der Ueberrest mit den vorzüglichsten Anführern begab sich nach Spanien, wo die Generalkapitäne ihnen freundliche Aufnahme gewährten, ohne die Entwaffnung vorzunehmen. Dieser Umstand verursachte neue lebhafte Erörterungen zwischen den beiden Regierungen.

Die ordentlichen Cortes traten bald nach Ankunft der Engländer wieder zusammen und setzten ihre unterbrochenen Berathungen fort. Bei Vornahme des Budgets und Prüfung der Lage des Staatshaushaltes kam man auf mehr als eine betrübende und empörende Entdeckung von schlechter Wirthschaft, von gränzenloser Verschleuderung, von Mängeln und Auswüchsen in jedem Zweige. Ueber die Mittel, den Kredit und die Finanzen zu heben, zerstritt man sich lange und heftig. Die Cortes dekretirten Civillisten und Apanagen, die in damaliger Lage der Dinge verschwenderisch genannt werden mußten; die Geldmittel, welche sie selbst ihren erklärten Feinden, wie der Königin Mutter u. s. w., verschafften, waren in politischer Hinsicht eine Thorheit. Durch den Verkauf päpstlicher Bullen und Ablaßbriefe, um Geld heraus zu schlagen, schadete man sich ungemein in den Augen des abergläubischen Volkes. Die ganze Schwatzwuth, die Zeitverschleuderungssucht und die parlamentarische Ostentation, an welchen die Mehrzahl der neueren Repräsentativ-Versammlungen zu leiden pflegt, zeigte sich bei Fragen von größerer und geringerer, ja oft von der allergeringsten Bedeutung auch in diesem Nationalkongreß. Die Anarchie in der Gesetzgebung war unbeschreiblich und am grellsten trat das Bild der Kriminaljustiz vor die Augen, von welcher Deputirte und Berichterstatter schauervolle Thatsachen in Menge erzählten. Fast die Hälfte der Sitzungszeit verstrich völlig unfruchtbar für das Land, in unnützen Tiraden

und leidenschaftlichen Parteigefechten. Für die Erleichterung der ärmeren, durch den Bürgerkrieg überdies noch mehr gedrückten, Klassen geschah nicht das Geringste von oben. Zu diesem Jammer kam dann noch die kostbare Unterhaltung der fremden Gäste, welche zwar vorläufig alles selbst besorgten, aber die Abrechnung desto fühlbarer für die Schützlinge zu stellen wußten.

Die Cortes drangen sehr auf die baldige Ankunft der jungen Königin, als das Hauptmittel, den Parteigeist zu beschwichtigen und das gesunkene öffentliche Vertrauen herzustellen. Zu dem Ende wurden auch Anträge auf vollkommene Amnestie für alle politische Vergehen gestellt, aber eben so sehr von manchen Seiten her bekämpft. Dom Pedro zögerte mit Willfahrung dieses Wunsches; er bestand darauf, daß Dom Miguel vorerst bei ihm in Rio Janeiro sich stelle und seine Rathschläge einhole. Solches lehnte der Infant unter allerlei Vorwänden ab. Die Nachricht, welche Dr. Abrantes, einer der damaligen Vertrauten des Kaisers, nach Portugal überbracht, daß dieser letztere seine Thronabtretung nur unter dieser Bedingung geschehen betrachte, bewirkte neue Verwirrung und Zweifel in den Gemüthern. Manche Depeschen aus Brasilien getraute sich die Infantin-Regentin nicht einmal mitzutheilen. In den Provinzen hob bald auf diesem, bald auf jenem Punkte der Miguelismus das Haupt wieder. Nach allerlei neuen Debatten voll Persönlichkeit und Leidenschaft, in welchen die Anhänger der einen und andern Partei sich Luft machten, wurden die Cortes am 31. Mai 1827 geschlossen.

Der Zustand Donna Isabella's, welche plötzlich von einem gallichten Fieber und gefährlichen Rothlauf an der einen Lende überfallen worden, flößte große Besorgniß wegen der Nachfolge in der Regentschaft, auf den Fall ihres Todes, ein; ein

Ministerialpartei, an deren Spitze Hr. d'Almeida stand, und welche zu einer billigen Abfindung mit dem Miguelismus nicht ganz ungeneigt sich zeigte, wollte diesen Umstand benützen, um durch Vorschiebung einer achzigjährigen Großtante D. Pedro's, Donna Maria Benedicta, als Nachfolgerin, das Steuer der Regierung zur Hand zu erhalten. In diesen Tagen überfiel sowohl Hrn. Aguiar, einen der Hauptverfechter der konstitutionnellen Sache, als den Kriegsminister Saldanha eine heftige Krankheit; jener starb, diesen rettete seine starke Natur. Der Verdacht der Vergiftung beider Personen ward zur fixen Meinung des Tages; bei ersterem zeugte für die Bestätigung geradezu die Leichenöffnung. Als Saldanha einigermaßen sich wieder erholt, erklärte er seinen Entschluß, mit den bisherigen Kollegen nicht mehr zusammen arbeiten zu wollen. Die Infantin Isabella, inzwischen ebenfalls von ihrem Uebel geheilt, nahm die Entlassung derselben an, und Barabas, Moronho, Palmella, Santarem, Carvalho und der Bischof von Algarvien bildeten mit Saldanha, welcher beibehalten worden, das neue Ministerium; allein bald sah sich durch das Zunehmen der Anarchie von unten und der Intriguenwuth von oben, besonders nach neuerlichen Unruhen zu Lissabon und Oporto, Saldanha bewogen, der Prinzessin, welche die Bäder von Caldas gebrauchte, die Alternative zu stellen, daß sie entweder einem haltbareren Systeme huldige, oder seine Entlassung annehme. In diesen Tagen war Donna Isabel bereits von den Corcundas*) und von Sir A'Courts Rathschlägen ganz umstrickt; sie opferte den getreuesten ihrer Minister auf. Die heftige Bewegung, welche dies Ereigniß unter einem Theile der Bevölkerung erregte, ward als das eigene

*) Spott- und Schimpfnamen der Absolutisten oder Servilen.

Werk Saldanha's und ſeiner Freunde, und zwar für republikaniſche Plane, gedeutet. Der Polizei-Intendant Baſos, des entlaſſenen Kriegsminiſters perſönlicher Gegner und da Ponte, deſſen Nachfolger im Departement, ſchilderten mit großer Uebertreibung die Einzelnheiten dieſer Verſchwörung, in welche man auch Stubbs und Sampayo hineinzuziehen wußte; die ſoldatiſche Sprache des Erſteren in ſeinem Schreiben an die Regentin, und die Drohung, ihre Regierungsakte, wenn ſie zu ſchwach ſich fühlen ſollte, mit ſeinen Truppen von Oporto her unterſtützen zu wollen, hatte tief verwundet. Man leitete ohne weiteres Prozeſſe gegen dieſen und andere übereifrige Patrioten ein.

Bereits ward auch die Preßfreiheit auf eine, dem Geiſte der Carta de Lei eben nicht ſehr entſprechende Weiſe gehandhabt und, während man durch abſichtliche Verzögerung der Cenſur-Regulative die Wirkſamkeit liberaler Zeitſchriften lähmte oder ganz vereitelte, durften Blätter von abſolutiſtiſchem Sinne ohne Hinderniß ihre Grundſätze entwickeln. Die Trombetta final des Pater Mazedo zeichnete hierin vor allen durch fanatiſche Unduldſamkeit, Wuth und Blutdurſt ſich aus; ja ſie wagte ſogar mit dem Schrifttexte „Zu derſelbigen Zeit wird der große Fürſt Michael, der für ſein Volk ſtehet, ſich aufmachen" die Wege Dom Miguels förmlich zu bereiten und die Gemüther für denſelben zu ſtimmen. Die Infantin las nur dieſe Blätter und wagte es doch nicht, die Verfaſſer zu beſtrafen, oder vielmehr war ihr ſonſt heller Sinn ganz bethört und dem Abſolutismus zugewendet, ſeitdem die Ehrendame Donna Maria des Resgates, ein Werkzeug Donna Carlotta's und der Prieſter, in ihr unbedingtes Vertrauen ſich gedrängt hatte.

Die braſiliſch-patriotiſche Partei hatte jedoch ſchon früher, als ſie unverdiente Mißhandlungen erlitten zu haben glaubte, nach Rio-Janeiro ſich gewendet und Dom Pedro über den

Stand der Dinge belehrt; die Berichte über das, was zu Lissabon und Oporto in der letzten Zeit vorgefallen, so wie über die in Folge desselben eingetretene Reaktion schienen den Kaiser mit Unwillen erfüllt zu haben; seine neuesten Depeschen lauteten dahin: alle eingezogenen Personen sollten in Freiheit gesetzt, da Ponte und Santarem entlassen und General de Caula und J. Freyre d'Andrada zu Ministern des Krieges und der Justiz ernannt werden. Der Kaiser hatte auch — dem Vernehmen nach — bei Georg IV. sich bitter über Sir A'Courts Benehmen in den portugiesischen Angelegenheiten beklagt. Bald darauf wurde die verhaßte Ehrendame entfernt, Mello de Breyner, einer der entschiedensten Gegner der Corcundas, in den Staatsrath gezogen und Graf Villaflor, ein von D. Pedro besonders vorgezogener Mann, als Befehlshaber nach Oporto geschickt. Später wünschte oder befahl Dom Pedro auch die Anstellung Palmella's als Premier- und Saldanha's als Kriegsminister; allein der Hof zu Lisboa unterdrückte die darauf bezüglichen Ordres und gab sich immer mehr den Einflüssen der nordischen Diplomatie hin, welche diese beiden Personen nichts weniger als gern an der Spitze der Geschäfte sah.

Das Projekt mit Dom Miguels Regentschaft war seit einiger Zeit schon ausgemacht und es scheint, daß die Infantin-Regentin mit im Geheimniß gewesen oder daß eine richtige Ahnung sie über die nahe Zukunft belehrt; ihre nachgiebige Schwäche, welche gegen das eigene System wüthete, würde somit durch die Besorgniß vor der Ahndung Dom Miguels und ihrer Mutter, deren beider Charakter sie nur allzuwohl kannte und durch das Bedürfniß erklärt, noch zu guter Stunde mit ihnen ihren Frieden zu schließen.

Dom Miguel hatte sein 25. Lebensjahr erreicht und war daher nach der Carta de Lei fähig zur Regentschaft; er weigerte sich

beharrlich der Reise nach Brasilien und machte sein Recht geltend, nach Portugal zurückzukehren und als Gemahl der Königin die Zügel der Regierung zu ergreifen. Der Fürst von Metternich, welcher von des Prinzen Besserung sich überzeugt hielt — denn selbst dieser scharfsichtigste aller Staatsmänner wurde von ihm getäuscht — begünstigte diese Ansicht und durch den gewandten Unterhändler, Baron von Neumann, wurden in Rio-Janeiro darüber Eröffnungen gemacht. Von Paris aus machte man nicht nur keine Einwendungen dagegen, sondern beförderte sogar, (schon in der Hoffnung, Englands überwiegenden Einfluß in jenem Theil der pyrenäischen Halbinsel vermindert zu sehen,) die Sache sichtbar. In London hatte D. Miguel warme Beschützer an den Häuptern der Torys, besonders an denjenigen, welche, wie Wellington und Beresford, einst eine Rolle in Portugal gespielt; aber die Heuchlerrolle, die er selbst zu spielen verstand oder in welche er eingeübt wurde, war von solch' undurchsichtiger Art, daß sogar Canning über seine eigentliche Gesinnung getäuscht wurde, und die Idee wegen Uebertragung der Regentschaft für das beste Mittel, die Parteien zu zu versöhnen, hielt und die Hand gerne dazu bot. Die öffentlichen Blätter verkündigten nichts desto weniger Unheil aus dieser Maaßregel und Saldanha warnte Dom Pedro durch einen Adjutanten, den er nach Rio-Janeiro abfertigte; er zeigte ihm zum Voraus, wessen er, wie das Land, sich von seinem Bruder zu versehen haben würde, und beschwor ihn auf's dringendste, selbst nach Portugal zu kommen und alles nach seinem Willen zu ordnen. Allein Dom Pedro hatte sein Wort gegeben und die gegenwärtigen Verhältnisse Brasiliens, wo er alle Hände voll zu thun hatte und vor Meutereien und Aufständen einzelner Provinzen kaum sicher war, gestatteten ihm nicht, sich zu entfernen. Unterm 5. Julius 1827 erließ er demnach das

verhängnißvolle Dekret, wodurch der „sehr geschätzte und sehr geliebte Infant Dom Miguel, dessen Einsicht, Thätigkeit und Charakterstärke in gehörige Erwägung gezogen worden," zu seinem Stellvertreter ernannt und mit allen Machtvollkommenheiten ausgestattet ward, welche ihm, dem Kaiser selbst, als Könige von Portugal, zukämen, und welche durch die konstitutionnelle Charte bestimmt wären, um darnach jene Königreiche, besagter Charte gemäß, zu regieren.

Eilftes Kapitel.

Die Usurpation Dom Miguels. — Niederlage des konstitutionnellen Systems und Unterdrückung der pedristischen Partei. — Die Schreckensherrschaft.

Die Nachricht von diesem Schritte Dom Pedro's war für die liberale Partei ein Donnerschlag; die Absolutisten jubelten hoch auf und machten aus dem Weiterfolgenden kaum ein Geheimniß. Auf die Bank und ein projektirtes Anleihen hatte die Sache die übelsten Rückwirkungen; viele Behörden wirkten schon im Geiste der angekündigten Regierung. Die Furcht bei Hofe vor Tumulten war groß, die Besorgniß der bedrohten Partei noch größer. Die Polizei verwehrte alle Meinungsäußerungen im Publikum. Die englischen Truppen, mehrere

Stunden fern von Lissabon gelagert, blieben bei Allem unbewegliche Zuschauer, da ein Ministerialbefehl sie zur strengsten Neutralität verpflichtet. Dom Miguel suchte durch einen Brief an die Infantin, welchen man der Oeffentlichkeit übergab, die wider ihn erhobenen Beschuldigungen zu widerlegen und die Unruhe der Konstitutionnellen zu beschwichtigen; er redete, wie Reinecke Fuchs, von dem Eid, den er auf die Verfassung geschworen, von der Nothwendigkeit, daß die Faktionen unterdrückt würden, von Ruhe, Eintracht und Versöhnung. Dabei befahl er, eine Fregatte und eine Brigg auszurüsten, welche von Falmouth ihn nach Lissabon überbringen sollten.

Nachdem er noch eine Reise nach Maria Zell unternommen, reisete der Infant am 5. Dezember von Wien ab und über Paris nach London. Hier spielte er seine Komödie trefflich; er verhieß, wie zu Wien, feierlich, die Anordnungen seines Bruders zu ehren und nach der Verfassung zu regieren. Dem Könige selbst, wie den Ministern, die ihn mit vieler Auszeichnung aufnahmen, gab er alle Versicherungen, die man von ihm haben wollte. Selbst vorsichtige Männer glaubten ihn durch das Unglück gebessert und durch den Anblick eines, auch mit beschränkenden, konstitutionnellen Formen monarchisch-regierten, freien und glücklichen Volkes in der neuen Haltung bestärkt. Palmella erhielt die besten Worte, aber er machte sich auf seine Absetzung gefaßt. Saldanha und Dr. Abrantes wurden bei ihm gar nicht vorgelassen. Die Hauptsache, welche er in London besorgte, waren die Geldgeschäfte mit Rothschild. Am 22. Februar 1828 lief das Schiff, welches Portugals Verhängniß mit sich führte, nach einem überstandenen schweren Sturm, in den Tajo ein und erschien im Hafen von Lisboa.

Die Volksmasse, welche das Ufer erfüllt, begrüßte den Infanten mit verschiedenartigen Rufen und Empfindungen. „Es lebe

der Regent! Dom Pedro! die Charte!" ertönte neben dem: „Es lebe der König Dom Miguel I.! es lebe der absolute König!" Einer derjenigen, welche in diesen letzteren Ruf eingestimmt, wurde auf des Prinzen Befehl verhaftet; einiger Anstand mußte noch bei dem vorhabenden Schauspiel für den ersten Anfang beobachtet werden. Die Königin-Mutter war hocherzürnt über diese Verhaftung und wohnte dem Te Deum in der Kathedrale nicht bei. Die Eidesleistung auf die Carta ging gleich am 26. vor sich; aber der Infant hatte mit jesuitischer Taktik die Schwörfinger unter das Evangelienbuch gehalten und glaubte sich somit des Eides entbunden. Sein neues Ministerium, bestehend aus dem Herzog von Cadaval, als Präsidenten und den Herren Villa-Real, de Viena, Furtado und Lauzan hatte ganz die Billigung Donna Carlotta's; das leitende Orakel wurde der Beichtvater Pater Mazedo, Redakteur der gräuelhaften Trombetta final. Hinter allen Akten aber steckte von nun an die Königin, welcher Dom Miguel mit blinder Ergebenheit gehorchte.

Als am 11. März die englischen Truppen, in Gemäßheit abgeschlossener Konvention sich einschiffren, brach der Pöbel, welcher nur mit Ungeduld sich noch eine Weile gezähmt, mit unverholener Wuth endlich los und rief seinen Götzen zum unumschränkten Könige aus. Dom Pedro's Charte ward mit Füßen getreten, eine Menge Personen gröblich mißhandelt; der Fürst von Schwarzenberg, der Patriarch von Lissabon und der General de Caula befanden sich mit in dieser Zahl. Der Infant lächelte selbstzufrieden zu der Ovation und die Königin stand am Fenster, mit einem weißen Tuche ihren Getreuen zuwinkend. Die Engländer fuhren nichts desto weniger mit der Einschiffung fort und weder die Bitten der Konstitutionellen

noch die Vorstellungen der britischen Kaufleute, welche beide das schlimmste erwarten mußten, besonders nachdem der Gesandte, Sir Frederik Lamb, durch die Weigerung, das Geld des Rothschildischen Anleihens, nach dem Bruche der Bedingungen, an's Land schaffen zu lassen, so wie durch Vorwürfe über wortbrüchiges Benehmen D. Miguel gereizt hatte, waren vermögend, den Obergeneral Clinton zu eigenmächtiger Abänderung der erhaltenen Ordre, oder auch nur zur Zurücklassung einiger Regimenter, zu bestimmen. Man ersah hierin eine absichtliche geheime Grausamkeit des torystischen Ministeriums. Absetzungen, Verweisungen und Verhaftungen konstitutionneller Behörden und Individuen erfolgten nun rasch hintereinander, während die Günstlinge und Häupter der absolutistischen Partei von allen Seiten her zurückströmten und hervorgezogen und gehätschelt wurden. Als in den Cortes einige Mitglieder kühn genug sich zeigten, um den Antrag zu stellen, daß das Vaterland als in Gefahr erklärt werden sollte, löste der Infant die Versammlung durch einen Machtspruch auf; dem General Clinton aber, welcher zu einer Heerschau über die letzten abziehenden Truppen ihn einlud, ließ er sagen: er und alle seine Leute möchten zum Teufel gehen! Die Wohnungen Sir Frederik Lambs und Clintons füllten sich mit Engländern, welche vor den nächsten Ereignissen auf die heimsegelnden Schiffe sich zu flüchten gedachten.

Jetzt feierten die Mönche allenthalben ihren Triumph und den Ausschweifungen der Absolutisten wurde ferner kein Zügel mehr angelegt. Beschimpfungen, Mißhandlungen und Ermordungen unbeliebter Personen fielen täglich vor, ohne irgend eine gesetzliche Ahndung, und das Unglück wollte, daß der Meuchelmord, welcher von eilf Studenten an einer Anzahl Professoren von Coimbra verübt worden, die mit einer Anzeigliste liberalgesinnter Jünglinge auf den Weg nach Lissabon sich gemacht,

den Faktionären einen willkommenen Vorwand nicht nur zu Ausübung blutiger Strenge, sondern auch eine Rechtfertigung ähnlicher Gräuel in Masse, darbot. Als der sonst so hoch angesehene Kriegsminister, Graf Villa-Real, sich weigerte, eine verfassungswidrige Ordre zu unterzeichnen, ward er verabschiedet, und als er bei der Abschiedsaudienz die Hand des Prinzen zum Kusse ergreifen wollte, schlug dieser ihm die Faust in's Gesicht, mit den Worten: „Zurück, Schurke! ich will nichts weiter von der Verräther-Charte hören!"

Noch warf Dom Miguel die Maske nicht völlig ab; er stellte sich, als die britische Diplomatie ihn drängte, als übe der entschiedene Volkswille, der hier sich ausspreche, Zwang über ihn; er wollte die Nation selbst zur Richterin zwischen ihm und seinem Bruder, so wie über die Stellung machen, welche er künftig einzunehmen hätte. Vorerst demoralisirte man demnach die Verwaltung und besetzte alle Stellen mit seinen Anhängern, damit entgegengesetzte Ansichten kein Organ hätten, sich geltend zu machen. Sofort bearbeitete man das Heer, welches die meisten Besorgnisse übrig ließ. Die zweifelhaften Offiziere wurden durch miguelistisch-gesinnte ersetzt, viele der einflußreichsten unter irgend einem tauglichen Vorwande eingekerkert oder kassirt und unschädlich gemacht. Bereits riefen jetzt einzelne Regimenter den absoluten König aus. Nach einiger Zeit sammelte man auch Unterschriften der Einwohner Lissabons, zu welchem Behufe die bestochene Municipalität in drei Sälen eigene Listen hatte auflegen lassen. In wenig Tagen fanden sich an die 27,000 Namen, welche jedoch meist der Hefe des Volkes angehört haben sollen, eingeschrieben. Am 24. April, dem Geburtstage der Königin-Mutter, überbrachte man die Listen dem Infanten in feierlichem Zuge nach seinem Pallaste Ajuda und trug ihm, im Namen der portugiesischen Nation,

welche nach seiner Beherrschung schmachte, die absolute Krone an. Das Theater spielte die königliche Hymne und die konstitutionnelle Hymne (Dom Pedro's eigene Dichtung) wurde, wo sich Anlaß darbot, verhöhnt. Eine erzwungene Beleuchtung aller Straßen vermehrte die Feierlichkeit; der größte Theil des Adels, schreckerfüllt, beeilte sich, seine Huldigung ebenfalls in Corpore zu übersenden; die Cadaval, da Ponte, los Arcos und andere, von Dom Pedro sonst hochbegünstigte Herren, waren hiebei mit gutem Beispiel vorangegangen. Die Klöster, die Kapitel, angeführt von dem Patriarchen, welcher plötzlich, theils aus Feigheit, theils aus innerer Anhänglichkeit umgeschlagen hatte, that dasselbe. Die siegreiche Partei machte ihren Entschluß in verderbendrohenden Schriften an den Straßenecken bekannt. Noch spielte aber Dom Miguel den Spröden; er ließ in der Hofzeitung erklären: man müsse es vermeiden, Europa ein Recht zu geben, das, was jetzt geschehe, als Werk von Faktionsmännern zu betrachten und die neue Regierung als unter dem Joche einer revolutionären Partei zu vermuthen; selbst der einstimmige Wille der Provinzial-Munizipalitäten sey weder gesetzlich noch zureichend, um unabweisbare Rechte einer vorgeblichen Legitimität völlig zu entkräften; nicht permanente Kammern könnten darüber entscheiden, sondern was zu thun übrig bleibe, sey: an das öffentliche Tribunal der ganzen Nation zu appelliren, wo sodin die Vertreter des Volkes, des Adels und der Geistlichkeit vereinigt, dasjenige beschließen würden, was dem Recht der portugiesischen Nation am angemessensten sich erfunden.

Ein großer Theil des hohen Adels war den Absichten Dom Miguels nichts weniger als günstig; 22 Pairs gaben sogar eine feierliche Verwahrung gegen das Geschehene ein, dadurch,

daß sie der Unterzeichnung jener Liste bei dem Herzog von Cadaval sich weigerten. Nichts desto weniger erließ der Infant unterm 3. Mai ein Dekret, worin derselbe erklärte: dem Andringen des Adels, der Geistlichkeit, der Gerichtshöfe und aller Kammern nachgebend, habe er sich entschlossen, die drei Stände des Reiches zu einer Generalversammlung auf den 2. Juni nach Lisboa einzuberufen, damit sie in der obschwebenden Angelegenheit, nach Sitten und Gebräuchen der Monarchie, innerhalb der althergebrachten Formen, prüften und entschieden, was Rechtes sey. Eine Denkschrift, deren Verfasser der wiewohl junge, doch sehr gelehrte Visconde de Santarem war, welcher plötzlich sein politisches Glaubenssystem gewechselt und von Dom Miguel dankbar das Ministerium des Auswärtigen angenommen hatte, vertheidigte mit historisch-staatsrechtlichen Gründen das legitime Thronrecht des zweiten Sohnes von Dom João VI. Der Visconde jedoch wie sein Herr waren nicht wenig bestürzt, als am 7. Mai eine Note des diplomatischen Körpers an ersteren gelangte, worin der Entschluß der erhabenen Souveräne ausgesprochen war: Dom Miguel niemals in anderer Eigenschaft, als in der eines Regenten von Portugal im Namen Dom Pedro's, anzuerkennen; dazu kamen noch die feierlichen Verwahrungen der brasilischen Gesandten zu Wien und London (Marquis de Rezende und Visconde d'Itabayena), welche gegen die Usurpation des Infanten, sowohl an die respektiven Höfe, als an die portugiesische Nation gerichtet waren.

Der Infant ließ dessenungeachtet nicht ab von seinem Beginnen; er rühmte sich mit den empfangenen Adressen, als dem getreuen Ausdruck der Wünsche der unermeßlichen Mehrzahl Portugals, und wies nochmals auf die nahe Entscheidung der Cortes in dem Streite zwischen ihm und seinem Bruder hin.

Die feindseligen Erklärungen der Militärhäupter zu Oporto, welche in der Majorität D. Pedro getreu blieben und die drohende Haltung von fünfzehn Regimentern, welche wider Lissabon anzuziehen Miene machten, geboten dem Usurpator eine ausserordentliche Kraftentwicklung; er entschloß sich, seinen Widersachern zuvor zu kommen und ordnete für einstweilen die Blokade des Hafens von Oporto an. Er selbst wollte anfänglich in Person das Heer befehligen, welches die Rebellen daselbst zur Vernunft zu bringen bestimmt war; doch machte man ihm begreiflich, daß seine Gegenwart in der Hauptstadt durchaus unentbehrlich sey, und so bestand denn vorläufig seine hauptsächlichste Thätigkeit in neuen Mißhandlungen, welche er politisch-verdächtigten Personen zufügen ließ; darunter machte namentlich die Einkerkerung des verhaßten Mello de Breyner großes Aufsehen. In einem abscheulichen Gefängniß, das zum Theil unter Wasser gesetzt war, endigte nach einiger Zeit dieser bedauernswerthe, bereits hochbetagte Mann sein Leben.

Am 23. Junius versammelten sich die Repräsentanten der sogenannten drei Stände des Königreiches; ihre Wahl war auf eine Weise vor sich gegangen, die ihrer Berufsfähigkeit zum voraus großen Eintrag in der öffentlichen Meinung bringen mußte; man hatte theils durch Bestechung, theils durch Gewalt, theils durch Schrecken alle die Namen durchgesetzt, welche zu günstiger Ausführung des beschlossenen Gaukelspieles gerade nöthig waren. Die Eröffnung ging im alten Kostüme, und mit dem alten Ceremoniel vor sich, in welche der, jeder persönlichen Würde entbehrende, ungebehrdige Jüngling mühsam genug sich einstudirt hatte. Der Herzog von Cadaval figurirte als Kronfeldherr des Reiches; der Bischof von Viseu hatte die Ehre, zuerst Dom Miguel zum rechtmäßigen Beherrscher der

Portugiesen vorzuschlagen; der Desembargador J. Accursio des Neves, derselbe, welcher früher der alten Königin so wichtige Dienste geleistet, billigte den Vorschlag; alsbald erscholl verworrenes Beifallgeschrei von allen Seiten, wie zu erwarten war; denn außerhalb des Saales standen Soldaten und Polizeibeamte, und rings um den Pallast Pikete und Kanonen. Der neugeschaffene König that nun allerlei, was in dergleichen Fällen zu geschehen pflegt. Nach dem feierlichen Handkuß erfolgte auch eine Amnestie, wodurch fast alle Verbrecher begnadigt wurden, mit Ausnahme der Gottes- und Heiligenlästerer, der Nothzüchtiger, der Hochverräther und Meineidigen. In diesen letzteren zwei Worten lag der jesuitische Doppelsinn versteckt, womit man grausam das Ganze verhöhnte. Die Vertreter der Geistlichkeit und des Adels, sowie die Prokuratoren des Volkes gaben ihre Zustimmung zu Dom Miguels Königschaft noch einmal einzeln und in besonderen Kirchen. Te Deums wurden abgehalten und Prozessionen angestellt. Eine dreitägige Stadtbeleuchtung, Feuerwerke u. s. w. schlossen die Reihe von Festlichkeiten. Von allen Seiten trieb man Glückwünschungsadressen ein. Unmittelbar nach vollzogenem Usurpationsakte des Infanten verließen jedoch, mit Ausnahme des päpstlichen Nuntius, welcher als zur Wahrung kirchlicher Interessen sich durchaus für fortwährend nothwendig an Ort und Stelle erklärte, sämmtliche fremde Diplomaten die Hauptstadt Lissabon.

Die Verhaftungen der Ex-Minister Barrados, Subserra-Pamplona und anderer angesehener Männer zeigten bald, wie wenig es D. Miguel mit seiner Amnestie Ernst gewesen. Prevotalhöfe, welche man in allen der Usurpation unterworfenen Provinzen errichtet und Konfiskationen der verurtheilten oder entflohenen politischen Verbrecher, welche man verhängte, beurkun-

desen dieß noch deutlicher. Alle Personen, welche der Widersetzlichkeit gegen die Thronbesteigung oder gegen die Majestät Dom Miguels überführt waren, wurden ihres beweglichen und unbeweglichen Eigenthums verlustig erklärt; die Auswanderung ohne Erlaubniß der höchsten Staatsbehörde war unter gleicher Strafe verboten; auf Unterschlagung des Konfiscirten oder Geheimhaltung desselben zu Gunsten der Betroffenen, Geld- oder Galeerenstrafe gesetzt. Gegen Ende des Juli's 1828 wurden die dienstwilligen sogenannten Cortes entlassen. Die Zahl der Verhafteten aus allen Ständen (die eigene Großtante D. Miguels, Donna M. Benedicta mit eingeschlossen) belief sich auf nicht weniger denn 15,214 Individuen.

Die letzte Hoffnung der unterdrückten konstitutionnellen Partei, welche von England sich völlig verlassen und die hohe Diplomatie der übrigen Mächte auf irgend eine andere Weise, als durch abmahnende Vorstellungen (und zwar blos im Interesse der Menschlichkeit, nicht der Politik,) einzuschreiten keineswegs beschäftigt sah, ruhete jetzt blos noch auf den Truppen zu Oporto. Der Abschied eines abgesetzten Obristen und die dadurch hervorgebrachte Gährung unter den Regimentern veranlaßte eine dem Infanten entschieden feindliche Stimmung, so wie den Entschluß, mit Gewalt sich seiner Herrschaft zu widersetzen und den an Dom Pedro, dessen Tochter und die Carta de Lei geschwornen Eiden getreu zu verbleiben. Die Konstitutionnellen setzten eine provisorische Junta nieder, die aus den ehemaligen Deputirten Sarmento und Sampayo, so wie aus dem Generale Claudino bestand. Verschiedene Regimenter und einzelne Bataillone und Kompagnieen verschiedener Waffengattungen aus der Umgegend, sowie der benachbarten Provinzen, schlossen sich der Gegenbewegung an; die Konstitutionnellen hielten ihre Sache bereits für gewonnen und

die Junta ernannte Miniſter und rief Saldanha, Villaflor und Palmella, als die drei einflußreichſten Männer aus den höheren Ständen, welche glücklich nach England ſich geflüchtet, zurück, um mit an der Regierung Theil zu nehmen; allein da man unter ſich ſelbſt in Zwiſt gerieth und mit Tiraden und Halbmaaßregeln koſtbare Zeit verlor, ſo ward es Dom Miguel leicht, die Anſtrengungen der Liberalen zu vereiteln, beſonders da die engliſche Regierung, an deren Spitze nunmehr Torys ſtanden, aller Erwartung entgegen, die Blokade von Oporto anerkannten, nachdem ſie doch kurz zuvor das Werk der Uſurpation amtlich mißbilligt hatte. Die Häupter aus England langten erſt an, als die konſtitutionnellen Truppen ſchon auf verſchiedenen Punkten geſchlagen und zurückgeworfen worden. Aller Muth der Saldanha's, Stubbs, Villaflor, Taipa war vergebens; das gemeine Volk unterſtützte ſie nirgends, ſondern rief, allenthalben plündernd und mordend, ſeinen abſoluten König aus. Nicht viel über zwei Monate (vom 16. Mai bis zum 2. Julius) hatte die pedriſtiſche Contre-Revolution ſich gehalten. In der Nacht auf den 3. Julius gab die Junta in einer letzten Sitzung zu Oporto die Sache des Vaterlandes für verloren und die Häupter und vornehmſten Theilnehmer der Inſurrektion prieſen ſich glücklich genug, auf einem Dampfſchiffe, dem Belfaſt, nach ſehr gefährlicher Fahrt, auf welcher ſie Corunna berühren und von Seite der ſpaniſchen Behörden Schlimmes befahren mußten, nach England ſich gerettet zu haben. Der Ueberreſt der Truppen zerſtreute ſich in verſchiedene Richtungen, die meiſten nach der ſpaniſchen Nordgränze; während dieſer Zeit waren über eben dieſelbe die durch gleiches Schickſal früher zerſprengten Banden des Marquis von Chaves und des Tellez Jordao ſiegjubelnd nach der Heimath zurückgeeilt. Don Povoas, der die wider den Aufſtand ausgeſandten Truppen als

Obergeneral befehligt, erhielt nun die Gouverneurstelle von Oporto und verbürgte in einem Tagesbefehl Vergessenheit des Geschehenen und die Gnade des Königes. Aber das Prevôtalgericht sprach diesem Manifeste zum Hohn über achtzig Konstitutionnelle das Todesurtheil. Die blutige Reaktion schritt hier, wie in der Hauptstadt, weiter und in noch höherem Grade als bisher, fort; ihr entging kein Alter, noch Geschlecht, noch Rang; was nur immer entfliehen konnte, rief das Asyl auf fremden Fahrzeugen an. Der Henker wurde fortan Premierminister in Portugal; die Schuldennoth häufte sich trotz aller Konfiskationen und in furchtbarem Verhältniß sank der Nationalkredit. Der letzte Versuch der Konstitutionnellen, im August, die Insel Madeira Dom Pedro zu erhalten, scheiterte ebenfalls; die Uebermacht erdrückte sie, nachdem D. Miguel eine Expedition wider sie abgesendet und das Volk nur matten Antheil genommen hatte; auch dieser Versuch wurde mit blutiger Strenge gerächt. Glücklicher waren sie auf Terceira, der wichtigsten Insel unter den Azoren; alle Angriffe der Miguelisten wurden siegreich abgeschlagen; hier bildete sich ein Halt- und Stützpunkt der konstitutionnellen Sache für die Zukunft; eine eigene Regierung verwaltete das Eiland im Namen Donna Maria's und setzte sich mit den Flüchtlingen in England, sowie mit dem Hofe von Rio-Janeiro in Verbindung. In Portugal selbst dauerte, besonders um Almeida, eine Art Guerillaskampf noch eine Zeit lang fort; es waren jedoch die letzten Zuckungen der konstitutionnellen Sache, meist verderblich den Urhebern und Werkzeugen, weil immer heftiger den Zorn des Usurpators reizend. Das Mißtrauen desselben war trotz der errungenen Siege groß; überall sah er Umtriebe, Verschwörungen; die Sicherheitsmaaßregeln für die Hauptstadt, die Forts, den Hafen wurden mit der ausgesuchtesten Sorgfalt getroffen. Die Epu-

rationen in der Verwaltung und beim Heere nahmen kein Ende; selbst im Auslande, namentlich in England und in den Niederlanden, hatte Dom Miguel Emmissäre, welche von den Torys und den Jesuiten heimlich unterstützt, für seine Sache arbeiteten und die Plane der geflüchteten Konstitutionnellen zu erkunden beauftragt waren.

Aber selbst gegen seine vertrautesten Anhänger und Freunde, sowie gegen seine eigene Familie, wüthete der Infant. Der Marquis v. Chaves, welcher nebst seiner hochstrebenden Gemahlin hochverrätherischer Ideen bezüchtigt wurde*), kam in förmliche Ungnade und verlor aus Gram darüber, sowie über den erlittenen Undank, vielleicht auch wirklich über das Mißlingen exaltirter Entwürfe, den Verstand. Die schöne und unglückliche Infantin Donna Anna de Jesus Maria, welche einer schwärmerischen Neigung für den Sohn des ermordeten Marquis de Loulé bis zu einem Grade sich überlassen hatte, daß sie ein süßes Pfand von ihm unter ihrem Herzen trug, war blos durch eine ungewöhnliche Milde ihrer Mutter, welche den Fehltritt in Schutz nahm und durch Zustimmung zu einer Heurath, noch vor D. Miguels Ankunft in Lissabon, legitimirt hatte, seiner Wuth entzogen worden. Er hatte ihr mit Peitsche und Gefängniß, dem Marquis mit dem höchsten Galgen gedroht. Nur mit dem Nothdürftigsten versehen, war das unglückliche Paar nach England entronnen; später sorgte jedoch Donna Carlotta für sie; dagegen trieb sie den Sohn, wo er ermüdet das Rachesschwert sinken lassen wollte, desto heftiger zur Fortsetzung seines Werkes gegen alle ihre Feinde an. Nach den Ereignissen von Oporto trennten sie sich; die Königin blieb im Pallaste Ajuda, Dom Miguel bezog den von de los Neces-

*) Man wollte Münzen mit seinem Bildniß, als Emanuel II., gefunden haben.

sidades mit seinen zwei übrigen Schwestern, die er gleichsam als Geiseln mit sich führte. Auf Donna Isabel, welcher er durchaus nicht traute und welche auch wirklich geheime Verbindungen mit den Konstitutionnellen unterhielt, beobachtete er ein scharfes Augenmerk. Als die Nachricht von Donna Maria's Ankunft in England und ihrem ehrenvollen Empfange durch K. George IV. nach Lissabon gelangte, ward der Infant nicht wenig beunruhigt; das gemeinsame Interesse trieb ihn zur Wiederaussöhnung mit seiner Mutter. Diese, die Zeitlage und die Politik genau kennend, rieth ihm, jeden Antrag zu einer Vermählung mit seiner Nichte, welche von der Diplomatie so eifrig gewünscht und betrieben wurde, standhaft abzulehnen; sie wollte nichts von Dom Pedro und seinem Blute in Portugal hören. „Um dich auf deinem Throne zu befestigen," rief die neue Brunhilde ihm zu: „bedarf es nichts, als den Unzufriedenen die Köpfe herunterschlagen zu lassen; die fremden Kabinette werden viel unnützes Papier verschreiben, aber keine Truppen nach Portugal schicken; verlasse dich darauf; ich kenne sie!" Die Lästerchronik redete noch viel von großen Summen und Diamanten, welche nach London gewandert, um jene Maasregel gegen die Usurpation abzuwenden; dadurch wollte man auch die Anerkennung der Blokade von Oporto, als „eines Faktums" dadurch die Muth- und Rettungslosigkeit der dortigen Contre-Revolution erklärt wissen.

Zu Anfang Novembers hatte Dom Miguel das Unglück, als er selbst seine beiden Schwestern (Donna Isabel und Donna Maria de Assompçao) auf einem mit vier weißen Maulthieren bespannten Wagen fuhr, umgeworfen zu werden; die Infantinnen wurden an Hüften und Seiten hart gequetscht; dem Prinzen war der linke Schenkel über dem Knie gebrochen, überdieß eine Rippe eingedrückt und die Brust so stark verletzt, daß ein ge-

fährliches Blutspeien mit Fieber sich einstellte. Man erwartete und wünschte zum Theil mit Sehnsucht, den baldigen Tod des verhaßten Herrschers, und der schadenfreudige Spott eines teutschen Publizisten nannte die vier Maulthiere, welche solches Unglück oder Glück bewirkt, die „vier kräftigsten und aufgeklärtesten Patrioten von Portugal.“

Allein D. Miguel machte seinen Feinden das gehoffte Vergnügen nicht; nach einunddreißig leidenvollen Tagen, während welcher seine blutdürstige Mutter hauptsächlich die oberste Gewalt an sich gerissen, und eine Partei des Prinzen Dom Sebastiao gegen eine andere, der Prinzessin Donna Isabel, mit Cadaval, Lafoens und Taucos an der Spitze, einander gegenüber, in Betreff der Nachfolgfrage sich gebildet hatten, erschien Dom Miguel am 6. Jänner 1829 wiederum öffentlich und widerlegte das allgemein verbreitete Gerücht seines Todes. Darauf hielt er mit seinen Lieblingen Rath über die Angelegenheiten des Tages. Ein fanatischer und intriguenvoller Mann, welcher seine greisen Haare zu mancher schimpflichen That entweihte, Dom Leitao, jetzt zum Grafen von Bastos ernannt, ein in jeder Art von Orgieen erprobter Barbier (nunmehr zum Baron v. Queluz erhoben, ein Olivier le Dain ohne das Talent und den Geist jenes Rathgebers von Ludwig XI.) und ein Leibarzt, Sand, (ebenfalls Baron und Kammerherr geworden), gehörten zu den Männern, mit welchen der Beherrscher Portugals am liebsten verkehrte. Dom Miguel fürchtete fortwährend allerlei von seiner Nichte Anwesenheit in London und dunkle Gerüchte warnten ihn vor neuen, weitverbreiteten Verschwörungen. Er suchte in Lissabon und Oporto bestmöglichst mit Waffengewalt gegen jeden Ueberfall sich zu schirmen.

Diese Warnungen waren nicht aus der Luft gegriffen; General Moreira, von verschiedenen ausgezeichneten Hedri-

sten angefeuert, hatte einen kühnen Streich ausgedacht und selbst der Besatzungen einiger der festen Schlösser Lissabons sich bereits versichert. Aber der Anschlag wurde durch den Spürerblick des unerbittlichen Tellez Jordao verrathen, welcher, mit der Seele, der Energie und der Fühllosigkeit eines Ezzelino die Oberaufsicht über die Gefängnisse führte und auch sonst in polizeilichen und militärischen Angelegenheiten eine bedeutende Rolle spielte. Die Verschwörer wurden im Augenblicke des Ausbruchs festgenommen; die Wuth, wie der Schrecken und der Argwohn des Usurpators kannten keine Gränze mehr. In dem Volk, in der Armee, am Hofe, in der eigenen Familie, überall sah er Mörder und Verräther. Tollbreiste Proklame unbesonnener Konstitutionneller, die man an den Straßenecken angeschlagen fand, und welche mehr die Feigheit, als den Verstand ihrer Urheber bewiesen, gossen noch mehr Oel in das Feuer. Tellez Jordao und Pater Mazedo umschwebten D. Miguel wie unheilbringende Geister, und was dieser auf der Kanzel, im Beichtstuhl, in Zeitblättern zum Verderben der Konstitutionnellen rieth, vollbrachte jener, und oft darüber hinaus, in den Gefängnissen. Versuche der Verhafteten zur Befreiung wurden furchtbar geahndet; selbst ihre Frauen und Töchter mußten mitbüßen; man sperrte sie in Klöster von der strengsten Observanz ein, wo strenge Andachtsübungen, körperliche Züchtigungen, Hohn und Spott von Seite bigotter Nonnen ihre geistigen und moralischen Qualen vermehrten. Viele Damen aus den edelsten Häusern und auch die Mütter, Frauen und Töchter von entflohenen Patrioten theilten dies Loos. Gräuelscenen auf offener Straße gehörten zu den täglichen Erscheinungen. Am gräßlichsten und empörendsten war das am 6. März aufgeführte Schauspiel. Mit ausgesonnener Grausamkeit wählte man dieselbe Stelle, wo vor drei Jahren zu Ehren Dom

Pedro's eine Ehrensäule errichtet worden, einen hohen Galgen; daran wurden eine Anzahl Theilnehmer der letzten Verschworung Moreira's unter allerlei noch gräßlicheren Ceremonien, als der Tod selbst, erwürgt; Moreira folgte zuletzt, nachdem man einen Sohn und einen Freund des Generals noch gezwungen, um das Schaffott zu wandeln und die Hinrichtung des Unglücklichen mit anzusehen. Obgleich die königlichen Freiwilligen begeistert: „Es lebe Dom Miguel I." riefen, so stimmte doch dießmal der Pöbel nicht ein. Die Umstände, welche man über diesen Vorfall in den Zeitblättern meldete, waren so schauderhaft, daß viele gebildeten Menschen von der liberalen Partei im Auslande sie für Uebertreibung und Verläumdung hielten. Allein bald darauf vernahm man auch Einzelnheiten aus dem Pallaste Queluz, die im Innern der Familie selbst vorgefallen. Der Infant hatte die eigene Schwester Donna Isabel, welcher man ein Entweichungs- oder Verschwörungs-Projekt nachgewiesen, in ihrem Gemache überfallen, mit brutalen Schimpfwörtern überhäuft, mit der Reitpeitsche sie mißhandelt und endlich sogar mit einer Pistole bedroht. Nachdem sie ihm diese aus der Hand gewunden, drang er nur noch wüthender gegen sie an; der Barbier, Baron Queluz, bei aller Niedrigkeit der Gesinnung nicht ohne menschliches Gefühl und gesunden Verstand, rettete die Aermste. In einem Kloster, wohin der tyrannische Bruder sie bringen ließ, konnte sie die noch grausamere Mißhandlung ihrer jungfräulichen Ehre in der Staatszeitung lesen, welche auf Befehl des Infanten, zur Beschönigung des wilden Auftritts, über ihre (wie allgemein versichert wird, völlig untadelhafte) Aufführung die nachtheiligsten Schilderungen lieferte. Doch, genug von diesem Land der Verwirrung und der Tyrannei, des Jammers und des Elendes. Das folgende Buch soll die Fortsetzung des Schauer-

gemäldes und die Zertrümmerung mehr als einer Hoffnung, für Beendigung eines solchen wahrhaft asiatischen Zustandes liefern, welcher alle denkenden Menschen und alle fühlenden Gemüther in Europa mit Entrüstung und Unwillen, Eckel und Schauder erfüllte.

Zwölftes Kapitel.*)

England. — Politik des Ministeriums Canning. — Die südamerikanische Frage und Anerkennung der neuen Freistaaten. — Administrationsmaaßregel.

Von den Schauplätzen der Anarchie, des Bürgerkampfes, des Elendes und der Erniedrigung wenden wir unsere Blicke jenem Inselande wieder zu, welchem in der Person eines Staatsmannes, der seine Zeit begriff, eine neue Aera von Ruhm sich zu erschließen begonnen hatte.

Während der Zwischenzeit der mehrmals erneuerten Parlaments-Prorogation (vom 19. Juli bis 3. Februar 1824) hatte Hr. Canning, um dessen Person und Grundsätze fortan

*) Außer den Hauptjournalen der verschiedenen Parteien und den Parlamentsakten sind die sehr vollständige Histoire du Ministère de G. Canning, par l'auteur du précis historique des evénemens qui ont amené la révolution espagnole. Paris 1828. II. Vol. sowie Stapleton: Vie de G. Canning die Quellen für diesen Zeitraum.

alles in England sich dreht, für seine kühnen Plane, sowohl was die innere Verwaltung, als die auswärtige Politik betraf, rüstig vorgearbeitet. Aber er sah sich durch die eigenthümliche Stellung zur Mehrzahl seiner Kollegen genöthigt, mit seinen Schöpfungen langsam und vorsichtig aufzutreten, wollte er anders den Erfolg sich verbürgt wissen. Die alt-englische Aristokratie und die fremden Kabinete wirkten ihm auf alle Weise entgegen und wie der König persönlich gegen ihn gesinnt war, kannte er nur allzuwohl.

Wir kommen noch einmal auf die letzte, nur in kurzem Umriß geschilderte, wichtige Parlamentssitzung zurück, in welcher Canning angefangen hatte, helleres Licht über das von ihm beabsichtigte politische System zu verbreiten.

Er blieb nicht unverschont von Vorwürfen über seine im Hause der Gemeinen gehaltenen Rede, hinsichtlich der Stellen darin, die auf die Anerkennung der südamerikanischen Freistaaten sich bezogen. Die Ehre dieser Maaßregel wurde von Seite der Opposition ihm streitig gemacht und für sie selbst in Beschlag genommen. Auch klang der Opposition überhaupt seine Sprache nicht liberal genug. Allein vorerst durfte nicht vergessen werden, daß, wenn auch die öffentliche Meinung ihre Macht hier bewährt und zu der folgenreichen Maaßregel angetrieben, sie selber doch nur ein Werk und darum auch das Verdienst der vollziehenden Gewalt seyn konnte; und dann war noch weniger zu übersehen, daß Hr. Canning, wie sehr er auch im Geiste der neuen Ideen sich bewegte, doch nicht denselben heftigen und energischen Ton, wie Hr. Brougham u. A., anstimmen konnte. Seine Verwerfung der Grundsätze der Castlereagh'schen Verwaltung ward faktisch dadurch ausgesprochen, daß er das politische Gebäude derselben Stück für Stück abtrug. Nicht selten hat man ihn auch um diese Zeit des Widerspruches

mit sich selbst bezüchtigt; allein das tiefe Stillschweigen, mit dem er sich bisweilen umgab, war ein von seiner eigenthümlichen Stellung, dem Monarchen und zahlreichen Feinden gegenüber, gebotenes; bisweilen auch wurde da, wo er gerne Stillschweigen dem Reden vorgezogen hätte, solches durch eben jene Rücksichten gebieterisch ihm auferlegt.

Hieraus erklärt sich Cannings Benehmen bei den Gelegenheiten, wo er die heilige Allianz vertheidigte, während er doch ihre Doktrinen und ihre Handlungen angriff; wo er die Dazwischenkunft Frankreichs in die Angelegenheiten Spaniens rechtfertigte, nachdem er das Prinzip derselben längere Zeit so eifrig bestritten; wo er sich als Garant erklärte für die Aufrichtigkeit der Verheißungen von Ministern, an die er doch selber nicht glaubte; wo er einerseits Mißachtung für die Mehrzahl der europäischen Kabinette ausdrückte und anderseits dennoch ihre Politik auf eine der Ehre der Throne und den Interessen der Menschlichkeit angemessene Weise zu erklären suchte. Diese Zweideutigkeit der Rede, in welche er seine größten Plane verhüllen mußte und diese scheinbare Reumüthigkeit, mit der er oft Abends wiederum sich selbst über das am Morgen Verhandelte zu berichtigen beeilte, ward nur von dem aufgeklärteren und weiterblickenden Theil der Opposition gehörig verstanden; es säumten auch diese Männer in der Folge nicht, ihm die gehörige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Die Feinde Cannings gingen in ihrer Leidenschaftlichkeit gegen ihn so weit, daß sie, um den Vorwurf der Charakterlosigkeit auf ihn zu bringen, durch verfälschte und in teutschen Blättern verbreitete Auszüge Inhalt und Sinn einer im Jahre 1814 verfaßten Denkschrift über das Verhältniß Spaniens zu seinen Kolonieen und Englands zu Beiden entstellten.

Die amerikaniſchen Angelegenheiten füllten einen beträchtlichen Theil der Sitzung vom 14. März. Der Miniſter legte alle darauf ſich beziehenden Papiere der Kammer zu gehöriger Prüfung vor und verhieß nach fünfzehn Tagen auch alle nöthigen Aufſchlüſſe über die Angelegenheiten in Oſtindien und das von der Regierung eingeſchlagene Syſtem zu Beſchwichtigung der deßhalb obſchwebenden Wirren nachzuliefern. Jene erſtere Papiere bezogen ſich auf die mit Fürſt Polignac gepflogene Korreſpondenz, worin die Unmöglichkeit ausgeſprochen war, Spanien wieder in Beſitz ſeiner überſeeiſchen Kolonieen zu bringen; ſodann auf eine Mittheilung Sir William A'Courts über die Bemühungen Spaniens, die Höfe von Wien und St. Petersburg zu Abhaltung eines Kongreſſes zu vermögen, auf welchem gemeinſchaftlich mit ihm die Mittel zur Wiederherſtellung der legitimen Gewalt in jenen inſurgirten Ländern berathen werden ſollten; nach dieſem folgte die von Canning (unterm 30. Jänner 1824) darauf ertheilte Antwort, welche im Weſentlichen dahin lautete: England habe Alles gethan, was in ſeinen Kräften gelegen, um eine Ausſöhnung der ſüdamerikaniſchen Kolonieen mit dem Mutterlande zu erzielen; die Sachen ſeyen jedoch auf einen Punkt gekommen, wo es unmöglich falle, die Anerkennung der Unabhängigkeit jener neuen Staaten länger zu verſchieben. England habe gern ſich enthalten, den erſten Schritt zu thun und den Wunſch gehegt, daß Spanien ſelbſt von der Nothwendigkeit ſolcher Anerkennung ſich überzeugen möchte; hiezu habe jenes ſeine freundſchaftliche Vermittlung angeboten, und, weit entfernt, ausſchließliche Vortheile für ſich hiebei zu erwirken, einfach die Zulaſſung zum Handel mit jenen Staaten, gleich allen übrigen Nationen, begehrt. Sollten nun aber gleichwohl Spanien und andere Nationen geneigt ſeyn, eine andere Richtung einzuſchlagen, ſo würde das

englische Kabinet sich gezwungen sehen, seinerseits die Maaßregeln zu ergreifen, welche ihm die angemessensten und seinen Interessen dienlichsten schienen.

In der Sitzung vom 5. März fand die Mittheilung von neuen wichtigen Dokumenten im Hause der Gemeinen, hinsichtlich der südamerikanischen Frage, und zwar in Folge einer Anfrage von Sir James Mackintosh, statt. Hr. Canning hatte darin, sowie in den gegebenen Erläuterungen, sein Glaubensbekenntniß ziemlich klar und unumwunden ausgesprochen. Das bisherige Verhältniß des britischen Kabinetes zum französischen, die abweichenden Ansichten dieses letzteren und das hartnäckige Sträuben, die Trennung der Kolonieen anzuerkennen und den Rechten des Königes Ferdinand Gewalt anzuthun, sowie der fruchtlose Versuch, die südamerikanischen Staaten zu monarchisiren, endlich die feste und entschlossene Haltung Cannings in dieser Sache traten nicht minder veranschaulicht hervor.

Am 15. März erschien Hr. Canning, während Lord Bathurst eine ähnliche Mittheilung im Oberhause machte, von Neuem in der Kammer der Gemeinen und verlas eine kurze Uebersicht der wichtigeren Regierungsmaaßregeln vom verflossenen Jahre. Sie beschränkten sich hauptsächlich auf drei: Verbesserung des Looses der Sklaven in den britischen Kolonieen; Anbahnung eines künftigen Zustandes mit Hülfe derselben, in welchem die Sklaven derselben bürgerlichen Rechte und Freiheiten, wie die übrigen Unterthanen Sr. Majestät, theilhaftig werden könnten; drittens: Vornahme dieser Angelegenheit in so kurzer Zeit als möglich, zu Berathung der Maaßregeln, welche das Beste der Sklaven mit der Sicherheit der Kolonieen und den Interessen aller Eigenthümer zu versöhnen sich eignen

würden. Mit großer Sachkenntniß und tiefem Blicke in das Innere der Kolonieen und ihrer Verhältnisse zum Mutterlande, mit kritischer Prüfung der seit 20 Jahren, mit mehr oder minderem Glück, gemachten Versuche zu Verbesserung des Looses der Sklaven, so wie der dagegenstehenden Hindernisse, erklärte der Minister die große Wohlthätigkeit einer Abschaffung der Sklaverei, im Interesse der Humanität, aber auch zugleich die große Gefährlichkeit einer Uebereilung beim Vollzuge dieser Maaßregel.

Wie trefflich und aufrichtig auch in diesem Punkte die Gesinnung Cannings gewesen war, so entging er dennoch den vergifteten Pfeilen böswilliger Radikalen nicht, und selbst edle Männer von der Bewegungspartei, welche die Ungeduld einer blos an allgemeinen Theorieen sich haltenden und die positiven, wenn gleich minder trostvollen, Wahrheiten der politischen Oekonomie verschmähenden Begeisterung bedeutend weiter trieb, als dem vorsichtigen Staatsmann unter den gegenwärtigen Umständen genehm seyn konnte, belegten die Verzögerung des Vollzugs seines Projektes mit heftigem Tadel. Gegen die Fortsetzung des durch vielfache Verträge abgeschafften Negerhandels trat er übrigens auch in dieser Legislation mit Nachdruck auf und trug darauf an, dieses schändliche Gewerbe auf die gleiche Linie, wie die Seeräuberei, zu stellen und mit denselben Strafen zu belegen. Im Ganzen war die Opposition bei der Debatte über diese kritischen Gegenstände nur schwach und dem Ministerium nichts weniger als im Inneren abgeneigt, so lange es auf der bisher eingeschlagenen Bahn sich bewegte. Canning selbst hoffte noch viel Anderes mehr von der Zeit; in ihr sollten, nach abgekühlten und gemäßigten Leidenschaften, seine großen Plane reifen: durch sie, somit allmählig, ein Umschwung der Geister, nach oben, wie nach unten, statt finden.

Auch in der Sitzung vom 23. März, in welcher die Frage der Räumung Spaniens von den französischen Truppen zur Sprache kam, benahm sich ein Theil der Opposition mit vieler Mäßigung in den Urtheilen über die Gesinnung der Minister, ob sie gleich die Politik derselben allzuschwächlich nach Aussen fand. Unter den Rednern des Tages glänzte besonders Lord John Russel, als Statistiker über England und durch seinen Eifer für die Reform, sowie für die philantropischen Fragen ausgezeichnet, hervor. Den alliirten Mächten und Frankreich insbesondere schob er die schlimmsten Gesinnungen gegen England, die Halbinsel und Europa unter, auch behauptete er, indem er Hrn. Canning von allen überflüßigen Rücksichten für die Kontinentalkabinete abzubringen suchte: daß die Reden des ehrenwerthen Staatssekretärs für das Auswärtige von denselben mehr gefürchtet und gehaßt würden, als alle Vorträge der Opposition. Was Lord Russel etwa vergessen haben konnte, trug Sir Robert Wilson redlich nach, indem er von der Geschichte seiner Orden, deren er durch verschiedene Souveräne wieder beraubt worden, sowie der Verhaftung seiner Töchter zu Calais, auf Befehl der französischen Regierung, Anlaß nahm, über ihre volksfeindliche Politik zu sprechen. Aber auch er drückte sich auf eine, für Hrn. Canning ehrenvolle und auf die Stimmung der Kammer vortheilhaft einwirkende Weise aus. Hr. Canning, während er das Eine und Andere, was die Koryphäen der Opposition gegen die Fortdauer der Besetzung Spaniens durch die Franzosen vorgebracht hatten, gerne zugab, zeigte mit schlagenden Gründen die Ersprießlichkeit dieser Maaßregel gerade für die überwundene Partei selbst, welcher man so große Sympathie trug, und wie nur die apostolischen Fanatiker, die durch die Gegenwart jener Truppen im Zaume gehalten und in ihrer blutgierigen Reaktion verhindert würden, so äußerst

heftig gegen dieſelben ſich auflehnten. Obgleich nun im Allgemeinen die Richtigkeit ſeiner Gründe anerkannt ward, ſo machte doch die Menge von Lobſprüchen, welche er der franzöſiſchen Regierung bei jenem Anlaß zollte, auf viele Glieder des Hauſes einen höchſt unangenehmen Eindruck, und einige gingen ſo weit, geradewegs zu behaupten: dieſe Regierung oder irgend ein fremder Hof übe Einfluß auf ſeine Entſchließungen. Die Frage wegen Erneuerung der Fremden-Bill, die nun Tags darauf ebenfalls zur Sprache kam, offenbarte ganz beſonders dieſe Stimmung; man fand in dieſer Bill eine große Demüthigung für England und eine knechtiſche Willfährigkeit gegen die „Polizeiverordnungen" des heiligen Bundes. Hr. Canning, in großer Bewegtheit des Gemüthes, verwahrte ſich laut gegen ſolche Anmuthung und ſolchen Verdacht, als gegen Dinge, die ſeinen Charakter und ſeine Gefühle gleich ſehr verletzten; er legte ein neues, noch feierlicheres Glaubensbekenntniß hinſichtlich ſeiner Prinzipien ab und erklärte: daß niemals irgend eine andere Macht, als die der Ueberzeugung, auf ihn wirken und „Alt-England" allein das Schiboleth ſeiner Politik ſein Lebenlang bleiben werde. Die „Alien-Bill", für deren Fortdauer er durch eine noch vor wenig Tagen mit einer Anzahl flüchtiger Spanier gemachte Erfahrung, ſo wie durch eine Unzahl dringender Reklamationen von Seite der fremden Diplomatie beſtimmt worden war, vertheidigte er kräftig, als eine den Prinzipien und Intereſſen des Landes durchaus nicht widerſprechende, und mit der Ruhe deſſelben im innigſten Zuſammenhange ſtehende Maaßregel. Die Thatſachen, welche er zu Unterſtützung ſeiner Gründe anführte, waren ſchlagender Natur, und nachdem auch noch der Staatsſekretär für das Innere, Sir Robert Peel, in gleichem Geiſte geſprochen, fand der miniſterielle Antrag nur noch geringen Widerſtand mehr.

Die folgenden Sitzungen, während des Aprils und Mai's (1824), boten blos Gegenstände von untergeordnetem Interesse dar. Hr. Canning warf seine Hauptthätigkeit auf das, was die Anerkennungs-Bill der südamerikanischen Freistaaten vorbereiten mußte. Die Frage der Emancipation des katholischen Irlandes, von Lord Althorp in einer langen Motion (am 14. Juni) auf's neue in Anregung gebracht, schien den Zankapfel zwischen dem Minister und der Opposition hinwerfen zu wollen, da auch die Parlamentsreform zur Sprache kam, und Hr. Canning, welcher als standhafter Anhänger der ersteren sich bekannte, letztere, als „monstruös und revolutionär" verwarf. Es kam darüber zu allerlei merkwürdigen Erklärungen. Die Redner der Bewegung, besonders Hr. Tierney, antworteten, während sie es nicht unterließen, in sehr witziger Manier und mit schlagenden Gründen das fehlerhafte Wahlgesetz als die Quelle der ungereimtesten Mißbräuche zu beschreiben, im Uebrigen ziemlich gemäßigt, und gaben Canning die Versicherung: daß sie jeder systematischen Opposition entsagen und ihn überall, wo es um die großen Staatsinteressen sich handelte, unterstützen würden.

Eine Bittschrift, unterzeichnet von 177 Kaufleuten von London und eingereicht von Sir James Mackintosh, einem persönlichen Freunde Cannings, in welcher derselbe um weitere Aufschlüsse über die Art und Weise angegangen wurde, wie er die Anerkennung der Unabhängigkeit der spanischen Kolonieen betrachte, störte den Minister sehr unangenehm in seinem Plane, den er für die Erledigung dieser Frage sich vorgesetzt. Er hatte gewünscht, die Thatsache einfach durchzusetzen, ohne in staatsrechtliche Erörterungen, die ihn mit den fremden Kabineten oder mit dem Liberalismus in direkte Prinzipienfeindseligkeit bringen konnten, sich verwickeln zu lassen. Die

Vorträge, welche bei diesem Anlaß die beiden Freunde, das Oppositionsmitglied und der Staatssekretär, hielten, können zu den Meisterstücken staatsrechtlicher Beredsamkeit gerechnet werden. Mit großer Feinheit und logischem Scharfsinn wurden die verschiedenen Begriffe, welche in den Worten „Unabhängigkeit und Anerkennung" verschlossen liegen, zergliedert und erörtert. Hr. Canning setzte sich, nachdem man mit religiösem Stillschweigen, gleich seinem Vorgänger, ihn angehört, unter dem rauschendsten Beifall von allen Seiten des Saales, nieder, und noch einmal schallte ihm der Dank der Kammer zu, als er von Neuem sich erhob, um ein vergessenes Faktum seiner langen Rede noch nachzutragen: nemlich, daß seit den letzten Mittheilungen über den fraglichen Gegenstand Spanien wiederholt einen Kongreß zu dessen Berathung vorgeschlagen, er aber den Vorschlag von Neuem geradezu abgelehnt habe. Einige krittelnde Bemerkungen und Zweifel, welche Sir Francis Burdett sich erlaubte, machten auf das Haus nur geringen Eindruck. Am 25. Juni prorogirte der König das Parlament in Person und konnte aus der Art und Weise des Enthusiasmus, mit welchem er dießmal empfangen ward, von dem ungewöhnlichen Einklang sich überzeugen, der zwischen seinem Ministerium, und der Nationalrepräsentation herrschte.

Nach dem Schlusse der Legislation bis zu ihrer Wiedereröffnung am 11. September, widmete sich Hr. Canning mannigfachen Arbeiten von höchstem Interesse für das Reich. Auf einer Reise nach Irland, welcher er die Gestalt eines einfachen Besuches bei dem Lord-Lieutenant, Marquis von Wellesley, zu geben wußte, sammelte er wichtige Notizen über den Zustand jenes unglücklichen Landes ein, welches einen so vorzüglichen Theil seiner standhaften Sorgfalt bildete. Die Orangisten sahen seine Anwesenheit in Dublin mit der größten Unruhe;

doch vermied der Staatssekretär so viel möglich jedes Aufsehen und jede Parteiberührung, welche nach irgend einer Seite ihn verfangen oder verdächtig machen konnte.

Ausser der Emancipation der Katholiken, der Unabhängigkeit Südamerika's und den Angelegenheiten Spaniens und Portugals, lag das Schicksal Griechenlands Hrn. Canning vorzüglich am Herzen. Was man auch über ihn in dieser Beziehung gesagt haben mag; es leitete ihn hier ein persönliches Gefühl von aufrichtiger Theilnahme, welches er jedoch von Zeit zu Zeit, gleichsam schaamroth, darüber ertappt worden zu seyn, unter kalt-staatsmännische Akte zu verbergen sich bemühte. Er ließ unter seinen Augen Alles geschehen, was, zur Fortsetzung des Kampfes, in London für die Griechen vorgenommen wurde; er duldete die hellenische Nationalflagge auf der „Amphitrite" und tadelte hart das Benehmen des Lordoberkommissairs auf Jonien, Frederik Adams, bei Anlaß der berühmten Proklamation, welches damals so viel Unwillen erregt, ob er gleich die Zuschrift, welche die Griechen an ihn erlassen, offiziell zu beantworten nicht für angemessen fand. Sein Entschluß, etwas Entscheidendes für das unglückliche Volk zu thun, blieb unwandelbar, wie sehr auch ein Theil seiner Kollegen mit ihm über diese Sache abweichender Ansicht war. Die Emancipation Griechenlands schien ihm Ehren- und Gewissens-, nicht nur Gefühlssache, in einer Periode, wie die unsrige. Dazu kam noch ein kaum versteckter Haß gegen die Mächte der heiligen Allianz, welche ihn so oftmal beleidigt, und ein besonderer Widerwille gegen Rußland, welchem er seit längerer Zeit die ehrgeizigsten und gehässigsten Plane unterschob. Und dennoch werden wir später Gelegenheit haben, zu zeigen, wie sehr Hr. Canning in seiner orientalischen Politik sich getäuscht und kaum noch zur rechter Zeit die gehörigen Aufklärungen zum Behufe des Ver-

fuchs erhalten hatte: die bisherige sekondäre Rolle mit der ersten zu vertauschen.

Seine Unterhandlungen mit Frankreich wegen der Räumung Spaniens findet man in der Geschichte dieser beiden Staaten erzählt. Canning setzte diese Maaßregel mit vielen Schwierigkeiten durch; er beredete das Kabinet der Tuilerien, seine Vermittlung anzunehmen; so wenig Truppen als möglich sollten in jenem Lande zurückbleiben, damit es der Mehrzahl der gutgesinnten Spanier freistehe, sich in ihrer wahren Gesinnung zu zeigen. Auf solche Weise ohngefähr drückte er sich öffentlich aus; den geheimen Gedanken dabei wird man unschwer errathen.

Für die Emancipation der Katholiken war die Mehrzahl des Unterhauses gut gestimmt; alles Nöthige hatte man seit längerer Zeit vorbereitet. Am 15. Februar 1825 trat das Parlament wieder zusammen; Hr. Canning, von physischen Leiden gequält, strengte alle Kräfte an, um den vielen und schweren Arbeiten zu genügen; Bureau und Krankenstube stießen im Hôtel des Auswärtigen aneinander; seine Feinde benutzten diesen Umstand rasch, um Gerüchte von seiner Ungnade zu verbreiten und ihm einigen Verdruß zu machen.

Noch vor der Parlamentseröffnung, am 1. Jänner 1825, machte Canning allen Zweifeln wegen seiner Politik in der südamerikanischen Frage ein Ende; er theilte, gleichsam zum Neujahrsgruße, allen Botschaftern und Ministern der fremden Mächte den Entschluß der britischen Regierung mit, die Unabhängigkeit der Staaten von Buenos-Ayres, Mexiko und Columbia anzuerkennen, Geschäftsträger bei ihnen zu ernennen und, auf der Basis jener Unabhängigkeitsanerkennung, Verträge mit ihnen abzuschließen; hinsichtlich der übrigen Staaten habe man die endliche Bestimmung noch ausgesetzt bis zum Empfang

verschiedener Aufschlüsse, welche man begehrt, Aufschlüsse, die jedoch jeden Tag eintreffen könnten.

Das diplomatische Corps zeigte sich ungemein überrascht durch die Mittheilung dieser hochwichtigen Maaßregel, welche man zwar seit Längerem befürchtet, aber noch nicht so nahe geglaubt hatte; kaum mochte es seinen tiefsten Unmuth darüber verbergen. Das Parlament durch eine Botschaft, Sir Charles Stuart zu Paris, Sir William A'Court zu Madrid wurden hintereinander von dem Beschlossenen in Kenntniß gesetzt. Hr. Zea de Bermudez übermachte eine Note, der es, begreiflicherweise, nicht an Bitterkeit des Inhalts fehlte; darauf gab Canning die nöthigen Erklärungen. Er läugnete, daß England zu den Ereignissen selbst, welche die Emancipation der früheren spanischen Kolonien herbeigeführt, etwas beigetragen; die Thatsachen bildeten jedoch seiner Ansicht nach eine Macht, deren Daseyn zu verkennen, Thorheit verrathen würde; mit Staaten de facto Verträge abzuschließen, verletze kein Völkerrecht, und die früheren Verträge zwischen England und Spanien, auf die Hr. Zea sich berief, hätten Zwecke, die von dem jetzigen Zustand der Dinge völlig verschieden, zum Grunde gehabt. England trat — so behauptete Hr. Canning — jederzeit offen und ehrlich auf; es untersagte seinen Unterthanen die Lieferung von Kriegsbedürfnissen an die südamerikanischen Insurgenten*); es bot mehr als einmal seine Vermittlung in dem blutigen Kampfe an; allein Spanien verschmähte sie beharrlich und trug selbst die Schuld, daß die Sachen auf einen Punkt gediehen, wo es unmöglich seyn würde, anders zu unterhandeln, als auf der Basis der Emancipation. Nachdem

*) Natürlich blieb es aber auch so ziemlich bei dem wörtlichen Verbot; denn daß das Gegentheil häufig geschehen, wird sich später weisen.

zu Aachen die südamerikanische Frage zum ersten und letztenmal unter den großen Mächten verhandelt worden, zeigte es niemals einen ernsten Willen, den Amerikanern annehmbare Vergleichsbedingungen vorzuschlagen; erst im Jahre 1822 fand, und zwar motu proprio, so etwas statt, nemlich dann, als die Noth, in der alten und neuen Welt zugleich, es am höchsten drängte; damals ward sogar die erwähnte Basis der Unabhängigkeit bereits zugegeben; und dennoch verwarf Se. katholische Majestät alle gemachten Vorschläge wieder. England gab nun Spanien seine Ansichten über diese Angelegenheit, zuvörderst rein konfidentuell, zu erkennen, und erst im Jahre 1824 machte man die übrigen Mächte amtlich damit bekannt. Hr. Canning lehnte, gestützt auf diese Thatsachen, den Vorwurf Spaniens: das britische Kabinet habe die vorläufige Anerkennung der Unabhängigkeit als rigoröse Bedingung seiner Vermittlung zwischen ihm und seinen Kolonieen auferlegt, als eine völlig ungegründete, ab; er vertheidigte die faktischen Regierungen und berief sich auf ähnliche Fälle in der Geschichte deßhalb *). Noch schneidender wurden die wenig haltbaren Gründe der Legitimität und der Restauration der Bourbone, zu welcher ja England mit beigetragen habe, widerlegt.

Von dem Tage dieser Anerkennung Südamerika's an, hatte die Diplomatie des Festlandes mit Hrn. Canning entschieden gebrochen; allein der großen europäischen Interessen

*) Die Dynastie Braganza in Portugal und die Dynastie Bourbon in Spanien selbst waren, ihrem Ursprung und Rechtstitel nach, im 17. und 18. Jahrhundert faktische Regierungen; erstere bemächtigte sich des Thrones durch eine Revolution, diese durch Waffengewalt bei zweifelhaftem Erbrecht. Dieß hätte Hr. C. berühren können. Aber dann kam freilich das J. 1688 mit dazu.

waren so viele, daß die Berührung mit dem britischen Staatssekretär doch nicht ganz vermieden werden konnte.

Sofort weihete er, was die auswärtige Politik betraf, sein Hauptaugenmerk den Affairen Griechenlands zu. Das erste und hauptsächlichste, was den Griechen noth that, war eine strenge Neutralität; diese sicherte Hr. Canning zu. Der Briefwechsel mit Rhodios, dem damaligen Generalsekretär der Regierung zu Napoli di Romania, bildete den ersten unmittelbaren diplomatischen Verkehr, welcher zwischen derselben und England gepflogen wurde; im Herzen Cannings jedoch sprach bedeutend mehr, als in der Note vom 31. Dezember (1824).

Nach einem kleinen Zwiste, den er mit den Vereinigten Staaten, aus Veranlassung des Negerschmuggels geführt, empfing er, als er im Jänner 1825 Bristol in Gesellschaft Lord Liverpools besuchte, glänzende Auszeichnungen von Seite der Bürgerschaft und er richtete Reden an sie, welche in Europa, mehr oder minder angenehm, widerhallten.

Die neue Parlamentseröffnung wurde mit der gespanntesten Neugierde von allen Klassen und Meinungen erwartet; man fand jedoch in der Thronrede nichts, was Hr. Canning nicht schon früher ausgesprochen oder angedeutet hätte. Gleichwohl entwickelte er in den ferneren Aufschlüssen, die er der Kammer zu ertheilen für nöthig hielt, auf meisterhafte Weise die Prinzipien, welche die Regierung bei ihrer Beschlußnahme wegen den südamerikanischen Staaten geleitet hatten. Fortwährende Unpäßlichkeit verhinderte ihn, regelmäßig im Unterhause zu erscheinen; doch fehlte er darin nicht, als die Debatten über die katholische Association in Irland wieder aufgenommen wurden; und, obgleich überzeugt, welchen Nutzen die Gegner der Emancipation aus seinen Erklärungen ziehen würden, hielt

er es doch für pflichtgemäß, die Rechtswidrigkeit jenes Vereines darzuthun und die gute Sache von den Auswüchsen des Parteigeistes und den verkehrten Mitteln, zu welchen derselbe gegriffen hatte, genau zu trennen. Er vertheidigte sich über die ihm gemachten Vorwürfe der Inkonsequenz und behauptete fest und feierlich: seine Gefühle über die irische Angelegenheit seyen jederzeit dieselben gewesen, stets aber habe unter den Räthen der Krone deßhalb Verschiedenheit der Ansichten obgewaltet. Niemals, wenn er berufen werden sollte, ein Kabinet zu bilden, würde er sich dazu verstehen, ohne das Princip der Emancipation als Basis. Er verhehlte sich's nicht, daß die große träge Masse in England derselben noch sehr entgegen stehe; deßhalb glaube er auch, die wichtige Angelegenheit könne nur schrittweise behandelt werden und niemals Gegenstand einer Frage werden, für deren Fortschritt ein Kabinet bestimmte Verbindungen einzugehen habe. Sollte demnach gleichwohl gegenwärtig ein solches Kabinet sich bilden, so würde es unfehlbar an den Gefühlen der Mehrzahl der Nation scheitern. Die katholische Frage könne nur in Folge gemäßigter Diskussion und der dadurch gewonnenen Belehrungen, siegen; in einem solchen Fall gehorchten dann die Minister einfach der Stimme des Parlamentes. Andere Mittel, um durchzusetzen, gebe es nicht.

Canning hatte seine Ansichten über die Emancipation mit solcher Unbefangenheit vorgetragen, daß er selbst nicht einmal die Individualität derjenigen, deren Grundsätze er theilte, besonders zu schonen für nöthig fand. Wie groß aber war nicht erst die Wuth seiner torystischen Widersacher und der ohnehin ihm tiefgrollenden Hofpartei! Als am 1. März die Debatte über diesen Gegenstand unter veränderter Form neuerdings sich eröffnet, ließ der sehr kranke Mann sich gleichsam in das Haus tragen, um

für die Motion von Sir Francis Burdett zu stimmen, welche dahin ging: die Kammer möge sich in ein General-Comité verwandeln, um zu einer Prüfung und Rücknahme aller wider die katholischen Unterthanen Großbritanniens erlassenen Gesetze zu schreiten. Unter ehrfurchtsvollem Schweigen hörte man ihn an, als er, um die Gegengründe eines Mitgliedes zu widerlegen, mühesam und auf seinen Stock gestützt, sich erhob. Mit einer rührenden Kräftigkeit für seine gegenwärtigen Umstände verfocht er die Forderungen eines so lange verkannten Rechtes. Es war, als legte er in seiner zitternd und schwach ausgedrückten Rede ein feierliches Zeugniß der Wahrheit im Angesichte der kommenden Jahrhunderte ab, und als bemühte er sich, seine Nation von einem tiefhaftenden Makel zu reinigen. Mit dreizehn Stimmen Mehrheit nur wurde die Motion von Sir Burdett durch das Haus der Gemeinen in der ersten Verlesung angenommen. Die zweite Verlesung fand unter ungewöhnlichem Gedränge von Zuschauern, die in den Hallen und in den Umgebungen von Westminster sich eingefunden hatten, statt. Unter viermal wiederholtem Beifallgeklatsch erhob sich Canning auch dießmal, als alle Redner sich erschöpft, zu einem jener klassischen Vorträge, welche Genie, Talent, Logik, Dialektik, Witz, Beredsamkeit und Darstellung gleich sehr in sich vereinten und die Bewunderung von Freund und Feind zugleich ihm erzwangen. Er richtete seine ganze Kraft vorzugsweise gegen die Gründe seines Kollegen, Sir Robert Peel, welcher bisher als einer der entschiedensten Emanzipationsgegner gegolten und auch dießmal in dieser Richtung sich ausgesprochen hatte. Es schien in allem, was er gesagt, eine solche Ueberzeugung zu herrschen, daß die Versammlung auf das tiefste ergriffen war, und selbst die Phrase des Hrn. Peel, der von der Nothwendigkeit einer Sicherstellung der pro-

testantischen Kirche und von Untergrabung aller Grundfesten, sowohl der religiösen als der bürgerlichen Freiheit sprach, wie eine stumpfe Waffe abprallte. Die Opposition erklärte durch das Organ des Hrn. Brougham: sie wisse nach der Rede des ehrenwerthen Staatssekretärs, welche ohne Replik geblieben, nichts mehr zu sagen und halte es für überflüssig, über eine so klar entwickelte Sache auch nur eine einzige Phrase noch beizufügen; nur mit dem äußersten Widerwillen müßte man die Fortsetzung der Debatte betrachten.

Diese Debatte und die darin gehaltene Rede hatten jedoch Hrn. Canning so sehr erschöpft, daß er während der letzten Tage des Aprils das Bette hüten mußte, und selbst ausser Stande sich sah, dem Diner, das er den fremden Gesandten und Ministern veranstaltet, beizuwohnen. Erst im Laufe des Maimonds konnte er sich wieder den Geschäften weihen.

Die hohe Diplomatie des Festlandes sah endlich die Unzweckmäßigkeit ferneren Ankampfes gegen das politische System Cannings ein; sie entschloß sich daher, zu temporisiren und trachtete, die Folgen jenes Systemes zum mindesten so wenig fühlbar, als möglich, zu machen. Der Fürst von Metternich reisete im April 1825 selbst nach Paris und unterredete sich mit Hrn. von Villèle und Graf Pozzo di Borgo über die Haltung, welche man künftig England gegenüber zu beobachten für zweckmäßig erachten dürfte. In Folge dieser Unterredungen wurden über die drei Hauptgegenstände, womit die Politik sich zu beschäftigen hatte, über die südamerikanischen, die portugiesischen und die griechischen Angelegenheiten, drei besondere Noten an Hrn. Canning übersandt. Hinsichtlich Südamerika's erklärte der Fürst, in Oesterreichs und der übrigen drei Großmächte Namen: man widersetze sich der von Seite Englands geschehenen Anerkennung

jener Freistaaten nicht, wenn anderseits dasselbe auch den Anstrengungen der Kontinentalmächte für Aufrechthaltung des Prinzips der Legitimität und des monarchischen Elementes, folglich denn auch für Verhütung eines großen Skandals darin kein Hinderniß in den Weg lege. Hinsichtlich Portugals fordere man ebenfalls, daß England nichts unternehme, was die Absichten der heiligen Allianz, Spanien betreffend, durchkreuze. Darunter meinte man nichts anderes, als die an der spanisch-portugiesischen Gränze wider die konstitutionnelle Regierung von Lissabon veranstaltete Rüstung. Endlich in Bezug auf Griechenland erklärten die großen Mächte sich der Befreiung dieses Landes nicht widersetzen zu wollen, falls man nur zur Prüfung der Frage sich verstände: ob es nicht angemessen seyn dürfte, an die Spitze dieser alten Nation einen Fürsten aus einem der europäischen Regentenhäuser zu stellen.

Hr. Canning antwortete auf die erste Note: das, hinsichtlich Südamerika's Angerathene komme viel zu spät; England habe sich keinen Vorwurf zu machen. Alle interessirten Theile kannten den Gang, den es eingeschlagen. Es unterließ kein Mittel der Aussöhnung; aber alle seine Vorschläge, von der weisesten Voraussicht diktirt, fanden blos kurzsichtige oder solche Geister, welche durch beklagenswerthe Täuschungen verblendet worden waren. Auf die zweite Note: Großbritanien, ohne seine Ehre, alte Erinnerungen und bestehende Verträge zugleich zu verletzen, könne nimmermehr aufhören, seine Freundschaft und sein besonderes Wohlwollen für Portugal zu bezeigen, dessen getreuester Alliirter es jederzeit gewesen sey; diesem zufolge könne und dürfe der König von Portugal in nichts gehemmt werden, was er zum Besten seiner Völker für dienlich

errachtet, und zwar in Folge von Verheißungen, die er ihnen in den Monaten Mai und Juni 1823 gemacht, folglich in einer Periode, wo der britische Einfluß sicherlich von keinem großen Gewicht auf der Halbinsel war. Was die Unabhängigkeit Brasiliens anbelange, so zeige sich diese auf eine allzuinnige Weise mit der allgemeinen Frage der Emancipation des spanischen Amerika verknüpft, als daß hier besonderen Lösungen Raum gestattet werden könnte. Ueber Griechenland ließ Hr. Canning ebenfalls sich nur kurz aus; er wiederholte, was er vor ganz Europa schon ausgesprochen und der griechischen Regierung selbst geschrieben hatte und behauptete: man müsse dieser letzteren Behörde freie Hand lassen, zu thun, was sie für die Ehre, die Würde und die Interessen der wiedergebornen Nation für angemessen erachte; höchst unrecht würde es seyn, ihr das Recht, den Genuß der Früchte der edelsten, standhaftesten und heldenmüthigsten Anstrengungen für Wiedergewinn ihrer Freiheit und Unabhängigkeit zu verkümmern. u. s. w.

Am 6. Julius endigte die Legislation von 1825, nachdem Hr. Canning noch zuvor eine Anfrage Lord J. Russels über Forderungen britischer Unterthanen an Spanien, im Betrag von 2 Mill. Pf. Sterl., und eine Beschwerde der Opposition, wegen Nichtzulassung des Gesandten von Buenos-Ayres bei Hofe, genügend beantwortet hatte *).

*) Aus Oekonomie hatte diese Staat für Paris und London zugleich einen einzigen diplomatischen Agenten abgeschickt. Hr. C. erklärte kaustisch: er begnüge sich mit einem halben Gesandten nicht und glaube, England habe sich das Recht auf einen ganzen erworben.

Dreizehntes Kapitel.

Die griechische Frage und Cannings Wirksamkeit darin. — Sendung des Herzogs von Wellington nach St. Petersburg und Cannings Reise nach Paris im Jahre 1826. — Die portugiesischen Angelegenheiten.

Die Griechensache lag Canning fortan vorzugsweise am Herzen; aber sowohl die fremde Diplomatie einer- als die Leichtfertigkeit und Unbesonnenheit des Philhellenismus selber anderseits bereiteten ihm hiebei manch' schwere Noth. Die Offenkundigkeit der Ausrüstung von Kriegsfahrzeugen, Lord Cochrane's Ankunft und ziemlich gewisse Bestallung als Großadmiral der griechischen Marine erweckten die Besorgnisse und veranlaßten die bittersten Beschwerden von Seite des diplomatischen Corps. Hr. Canning beschwichtigte sie durch Erneuerung einer Akte Georgs II., welche Anwerbungen britischer Unterthanen und Rüstungen und Sendungen von Kriegsbedarf für fremde Dienste, untersagt hatte, und stützte sich in der königlichen Ordonnanz, die hierüber (am 30. September) erlassen ward, auf die freundschaftlichen Verhältnisse, in denen

England zur ottomannischen Pforte stehe. Hr. Canning brachte hiebei seine persönlichen Gefühle der Politik zum Opfer und verhehlte dieß unter vier Augen nicht. Auf den Großhandelsstand von London, der wegen seines Verkehrs mit der Levante äußerst besorgt war und durch die mit größerer Kraftentwicklung zur See nothwendig Hand in Hand gehende Piraterie der Griechen bedeutend litt, machte die Ordonnanz den angenehmsten Eindruck; die City sandte ihm dafür eine Dankadresse.

Um diese Zeit bestand das Verhältniß zwischen ihm, Lord Liverpool und Hrn. Huskisson auf das allerfreundschaftlichste und wohl that solches noth in der Unzahl von Intriguen, Neckereien und indirekten Verfolgungen, denen er fortwährend von Seite der Tories ausgesetzt war. Die Herren aus den hohen Häusern von Old-England verziehen es dem „Sohne der Schauspielerin" nimmermehr, daß er öffenlich sich gerühmt: „eine neue Welt in's Daseyn gerufen zu haben."

Amerika, Lissabon, Gibraltar, Maltha, Corfu waren nunmehr die großen Stapelplätze des britischen Großhandels und zugleich Stützpunkte seiner politischen Macht; aber noch fehlte, um auch Napoli di Romania beizufügen, die Emancipation Griechenlands. Lord Strangford erhielt neue, dringende Befehle, den Sultan um jeden Preis zu Anerkennung derselben zu bestimmen; zugleich aber galt es auch, unter den heftig hadernden Häuptlingen der Hellenen einige Einheit herzustellen und jede feindselige Reibung mit den Mächten der Allianz, wozu die orientalische Frage so reich an Anlässen war, zu vermeiden und die Interessen des englischen Handels zu bedenken.

Die Parlamentssitzung von 1826, welche am 2. Februar sich eröffnete, nachdem Hr. Canning die von mehreren Kabinetsgliedern vorgeschlagene Auflösung der gegenwärtigen Legislation für dießmal noch vertagen gemacht, verrieth in ihren

ersten Verhandlungen noch nichts von der Bedeutsamkeit, welche ihr in ihrem Verlaufe geworden ist. Die große Handelskrise, welche England in diesem Jahre erschüttert, ließ selbst wichtige Ereignisse, wie der Tod des Kaisers Alexander, eine Weile übersehen und die feste Regelung der Verhältnisse zu Brasilien und den südamerikanischen Staaten beschäftigte die Interessen sehr. Bald darauf jedoch fing man an, von jenem Todesfall sich die wichtigsten Veränderungen in der europäischen Politik zu versprechen. Die Angelegenheiten des Orients wurden immer wirrer. Die griechische Regierung, von Mehemed Ali's und seines Sohnes Ibrahim überlegener Macht immer mehr bedrängt und in Verzweiflung getrieben, hatte England das Protektorat angeboten, sah sich jedoch damit abgewiesen; ihre Hoffnungen mußten sich daher auf den neuen Beherrscher von Rußland, Nikolai I., richten. Die Gesinnungen des Kaisers waren kein Geheimniß mehr. Es galt, der Sache sich also zu bemächtigen, daß alles, was darin geschehen sollte, nicht übereilt und isolirt geschehe und so kam denn die ausserordentliche Sendung des Herzogs von Wellington nach St. Petersburg zu Stande. Sein Hauptgeschäft sollte sein, dem Autokrator den Vorschlag gemeinschaftlicher Mitwirkung mit anderen Mächten für die Befreiung der Griechen anzutragen. Hr. Canning, der durch seinen Meisterstreich: den König Dom João VI. von Portugal zu Anerkennung der Unabhängigkeit Brasiliens, als eines selbstständigen Kaiserreiches, zu bewegen, freieren Spielraum für andere Hauptfragen gewonnen, hatte an dem Helden von Waterloo ganz den rechten Mann zu Vollführung der schwierigsten aller Aufträge gefunden. Die griechische Frage war es, welche seit längerer Zeit Spannung zwischen Kaiser Alexander und dem Fürsten Metternich unterhalten und die Innigkeit der Bande des heiligen Bundes in etwas vermindert

hatte; der Kaiser, dem Grafen Nesselrode wegen seiner Freundschaft zu dem österreichischen Staatskanzler weniger trauend, als bisher, leitete in den letzten Jahren seines Lebens die Angelegenheiten, welche in jenes Ressort schlugen, so ziemlich allein und ein vertrauter Briefwechsel wurde darüber ununterbrochen mit seinem ehemaligen Minister, dem Grafen Capo d'Istrias, unterhalten*). Es fand somit gerade das Gegentheil davon statt, was der Geschichtschreiber des Ministeriums Canning mit großer Zuversicht behauptet hat**). Kaiser Nikolaus sprach die Gedanken seines Bruders und seiner Nation in ihrer vollen Energie wieder aus; aber sie trugen mehr ein politisches als ein religiöses Gepräge. Der edle Herzog hatte nach vierwöchentlichem Aufenthalte zu St. Petersburg in den Punkten des Streites zwischen Rußland und der Pforte, welche sich nicht auf Griechenland allein bezogen, nichts ausgerichtet; hinsichtlich Griechenlands dagegen erklärte das russische Kabinet: demselben nichts in den Weg legen, sondern alles seiner eigenen Kraft und seinen kriegerischen Hülfsmitteln überlassen zu wollen.

Darin lag jedoch eine große Zweideutigkeit, welche selbst Canning erst dann in ihrem ganzen Umfange bemerkte, als Fürst Metternich die wahren Absichten Rußlands ihm auseinander gesetzt, welche dahin zielten: Griechenland so schwach und klein, als möglich, zu lassen, um es seiner Zeit, im Gefühle seiner Hülflosigkeit dennoch unbedingt mit seinem Interesse zu

*) Der Graf hat dieß selbst in Zürich und Lausanne gegen vertraute Personen bekannt.

**) C'était un fait avéré qu'il n'y avait jamais eu d'accord et de confiance entre Mr. de Nesselrode et le prince de Metternich. Der désaccord zeigte sich nur da, wo die beiden Staatsinteressen in Konflikt kamen und der Graf Nesselrode die persönlichen Befehle des Kaisers auszusprechen hatte. Beide Staatsmänner waren sonst über alle großen Fragen mehr als einig.

verschmelzen. Der alles im Zusammenhang und in den Folgen scharf prüfende und sezirende Minister Oesterreichs ersah jedoch in einem tributbaren und schwachen Griechenland blos eine russische Provinz, den ersten Keil zur Zerbröcklung des osmanischen Reiches und den fortwährenden Zankapfel in den Angelegenheiten des Orients; darum, und nicht aus Haß gegen die Griechen und das Emancipationsprinzip, wie die englischen, französischen und nach ihnen auch die teutschen Politiker fortwährend behauptet und einander nachgeschrieben haben, widersetzte er sich — wie wir schon früher angedeutet — jeder einseitigen, unvollständigen und illusorischen Befreiung jener Nation. Seine Devise war fortwährend: „ein starkes — oder gar kein Griechenland."

In welcher Lage sich dieses letztere nach dem Falle von Messalonghi befunden, war weder dem russischen Kabinete, noch dem Fürsten Metternich, noch Hrn. Canning entgangen. Jeder der dreien zog daraus Gewinn für die Durchsetzung seines Systemes und seiner Plane: Hr. Canning die Rettung des dem Abgrunde nahen Volkes, Fürst Metternich den Untergang einer den allgemeinen Frieden bedrohenden Insurrektion, und Rußland die Aussicht, daß das bedrängte Hellas sich in seine Arme werfen und der Kampf mit den Osmanen für ein noch größeres Ziel, als blos Griechenland, aus einem so ostensibeln als gerechten Anlasse, hervorgehen werde.

Hr. Canning entschloß sich zu noch kräftigerem Auftreten, als, nach der Katastrophe von Messalonghi, der Uebermuth in der Sprache und in dem Benehmen des Sultans keine Gränzen mehr kannte; allein die Schreckniße vor den Gefahren, welchen die englische Handelswelt in der Türkei ausgesetzt seyn würde, falls man den Gefühlen die That beifügte, mäßigte seinen Unwillen wieder.

Die innere Lage Englands vermehrte um diese Zeit die Zahl seiner Sorgen nicht wenig. Die Ermäßigung der Getreidegesetze und der Kornverkauf aus den Staatsmagazinen, welche er im Unterhause durchgesetzt, lieferte seinen politischen Gegnern bequemen Stoff, um daraus Waffen wider ihn zu schmieden; das boshafte Amendement von Sir Thomas Lethbridge, welcher auf ziemlich deutliche Weise das Ministerium (zumal Canning und Huskisson) als Verletzer der Landesverfassung anklagte, war ein sprechender Beweis für die Kunstgriffe, zu denen man seine Zuflucht nahm, um dasselbe in der Meinung des Königs und der Nation zu stürzen; allein die Kammer hielt beharrlich Stand. Nach langen, leidenschaftlichen Debatten ging die Bill, welche zur Einfuhr einer additionnellen Quantität fremden Getreides oder Mehls, unter Vorbehalt der darauf zu legenden und durch eine besondere Akte noch in gegenwärtiger Parlamentssitzung festzusetzenden Abgaben, ermächtigte, gleichwohl durch. Hr. Canning näherte sich jetzt immer mehr den Whigs, welche bisher sich der Gemeinschaft mit seiner Verwaltung enthalten und die Wahl des Herzogs von Devonshire zum ausserordentlichen Gesandten, bei Anlaß der Krönung des Kaisers Nikolaus, nach St. Petersburg, war eine Art Vereinigungs-Manifest, welches die Tories in wahre Verzweiflung setzte. Nach diesem willigte nun auch Canning in die Auflösung des bisherigen Parlamentes, nicht ohne einiges Erstaunen des Publikums, da die Mehrheit stets für das Ministerium gestimmt hatte. Allein Beweggründe, die sich aus der inneren beunruhigenden Stimmung einzelner Theile der Bevölkerung, namentlich der Manufakturisten, ergeben, hatten die Maaßregel nothwendig gemacht.

Bald nach den neuen Wahlen ging die Reise Cannings nach Paris vor sich, über deren eigentlichen Zweck die Politiker

sich in Muthmaaßungen erschöpften. Es galt aber, wo möglich, nicht nur über mehrere große Handelsfragen eine Uebereinstimstimmung zwischen ihm und Herrn von Villèle erwirken zu helfen, sondern auch, und namentlich wegen Portugal, die französische Regierung, welche allzusehr nach Oesterreichs Ideen und Wünschen, in Bezug auf die Angelegenheiten jenes Landes, sich zu bewegen und England gegenüber mit Doppelzüngigkeit zu handeln schien, in eine andere, — wie Canning annahm — naturgemäßere Richtung zu bringen. Bei den Konferenzen, die er mit Hrn. v. Villèle pflog, kamen jedoch auch Spanien und Südamerika lebhaft zur Sprache und vor Allem die orientalische Verwicklung. Er hatte, so leicht er in kommerziellen Punkten mit dem Präsidenten des Ministerrathes sich verständigte, einen um so härteren Stand über die auswärtige Politik; natürlich, weil Hr. v. Villèle in dieser Beziehung selbst nicht ganz freie Hand hatte, sondern durch des Königes Persönlichkeit, die Kongregation und Oesterreichs und Rußlands gewichtigen Einfluß gehindert war. Canning verließ mehr als einmal das Hôtel des Auswärtigen in sehr verdrießlicher Stimmung; aber, indem er seinem Unwillen weder Farbe noch Ton gab, hoffte er viel von der Macht der damals rasch sich drängenden Ereignisse, von welchen er mehrere mit sicherem Blick überschaute. Der Kampf in Asien zwischen Rußland und Persien schien das Vorspiel eines europäischen Kampfes zwischen eben dieser Macht und der Pforte. Der Schrecken des Fürsten Metternich, welcher bereits daran dachte, die Moldau und Wallachei besetzen zu lassen, war vom britischen Staatssekretär getheilt. Beide erkannten die Nothwendigkeit des festesten Zusammenwirkens gegen die ehrgeizigen Plane Rußlands im Osten. Auch mit dem Gesandte Nordamerika's über die Reciprocität der Hafenöffnung in den Kolonieen, welche bisher

jener Staatenbund verweigert, fanden noch zu Paris mehrere Unterredungen statt, da jener Diplomat mit wichtigen Depeschen von seiner Regierung ihm über den Kanal nachgeeilt war.

Hr. Canning, der simple Gentlemen, der Hort der verhaßten Liberalen, hatte, wie wir früher erzählt, die Ehre, mit Karl X. und dessen Familie zu speisen; ein in den Annalen der bourbonischen Etikette ungeheures Ereigniß, da nur zwei einzige Personen, die nicht zu den gekrönten Häuptern gehört, jedoch wenigstens den herzoglichen Rang besessen, nemlich Richelieu und Wellington, ausnahmsweise und zwar nur bei einem Frühstücke, von Ludwig XVIII. einst zugelassen worden. Allein Rücksichten und Interessen überwogen die heiligsten Gesetze des Jahrhunderte lang treu bewahrten Ceremoniels. Nachdem er alles Merkwürdige betrachtet und allenthalben die glänzendste Aufnahme gefunden, nachdem er ferner zum erstenmal die Flagge Columbia's und Meriko's in einem französischen Hafen wehen geseh'n und die Liste von 17 Handelskonsuln, die nach den verschiedenen Punkten Südamerika's bestimmt seyn sollten, gelesen hatte, verließ Hr. Canning Paris in der Nacht vom 26. Oktober und traf schon am 27. wieder in London ein.

Er hatte von Seiten des französischen Kabinetes prunkvolle Versprechen mitgebracht und war auch an und für sich selbst voll friedlicher und versöhnlicher Gesinnung; aber er mußte bald seine große Täuschung über die Fähigkeit und die moralische Kraft, wie über die wahren Absichten des Ministeriums Villèle wahrnehmen, eine Täuschung, welche selbst bei Anlaß des großen Mahles, das der Lordmajor von London den Ministern gegeben, in den zuversichtlichsten Erwartungen von der immer größeren Einträchtigkeit zwischen beiden Staaten und in

Tosten und in Tostreden sich aussprach, deren Inhalt nicht von allen Anwesenden getheilt wurde.

Die neue Parlamentssitzung begann mit dem 22. November. Gleich anfänglich offenbarte sich in ihr ein kühner Geist der Freiheit, welcher die Ausbreitung des Repräsentativsystems durch ganz Europa, mit Hülfe Englands, als eine bestimmte Thatsache betrachtete; die Rede des jungen Abgeordneten für Northumberland, Hr. Liddel zumal, wirkte elektrisch auf die Versammlung; gleichwohl erklärte er: keiner Partei anzugehören und mit dem gegenwärtigen Ministerium nur so lange stimmen zu wollen, als es in der jetzt eingeschlagenen edeln Richtung sich fortbewegen werde. Hr. Wynn drückte im gleichen Sinn sich aus. Die Erniedrigung Spaniens und dessen Unterdrückung durch Frankreich im Jahre 1823, sowie die fortgesetzte Hartnäckigkeit der apostolischen Partei, welche auf neue Feindseligkeiten sinne, lieferte ihm Stoff zu grellen Gemählden. Hr. Brougham war üblerer Stimmung; die Thronrede erfreute sich seines Beifalles nicht; er vermißte darin zwei Dinge: die Berührung der Lage Irlands und die des Oekonomiesystemes. Der ehrenwerthe Staatssekretär antwortete auf die genügendste Weise und rechtfertigte das Benehmen der Minister aus den Rücksichten auf die dermalige Weltlage, deren Gruppen er, sowohl in militärischer als politischer Hinsicht, in großen Umrissen und mit meisterhaften Zügen schilderte. Die Nothwendigkeit der gegenwärtigen Ausgaben, um noch größere in der Zukunft zu ersparen, wurde wirklich bis zur Ueberzeugung der Kammer von ihm dargethan. Im Uebrigen aber behauptete Hr. Canning, was Irland betreffe, mit Hrn. Brougham völlig übereinzustimmen. Großer Beifall erscholl ihm auch dießmal; Hr. Brougham beruhigte sich und Sir Robert Wilson sprach begeistert von der Person, dem Systeme

und den großen Verdiensten des Staatssekretärs um England und die Freiheit; durch ihn sey das Vaterland aus dem Zustande der Verächtlichkeit, in den es durch die Politik Castlereaghs gerathen, wiederum zum höchsten Rang und Glanz erhoben worden; alle honnetten und freigesinnten Männer sammelten sich um sein Panier, und selbst die Achtung derjenigen habe er sich erzwungen, die ihn noch kurz zuvor als einen Verräther an den Interessen des Landes hingestellt.

Canning fürchtete um diese Zeit nichts so sehr als das verkehrte System des Madriderhofes; hier, in den Anschlägen wider das konstitutionnelle Portugal, ersah er die gefahrvolle Lunte, welche jeden Augenblick Europa in Brand zu stecken drohte. Die Verwicklungen zwischen England und Nordamerika, wegen des Kolonialhandels, die allmählig einen ernsteren Charakter anzunehmen drohten, kamen ihm daher nie ungelegener, als gerade jetzt. Er nahm für das Mutterland das Recht in Anspruch, die Verhältnisse seiner Kolonien durch eine besondere Legislation zu regeln. Aber auch Gränzstreitigkeiten, die Provinz Neu-Braunschweig betreffend, welche wegen des Verkehres mit Canada zur Winterzeit von großer Wichtigkeit für Großbritannien war, vermehrten jene Verwicklungen. Canning bekämpfte standhaft die Anmaaßungen der Union, so daß man ihn sogar beschuldigte, in allzugroßem Eigensinn jeden Vergleich unmöglich gemacht zu haben.

Der im November vollbrachte Ueberfall Portugals durch miguelistische Truppen, welche mit einigen spanischen Regimentern sich verstärkt, belehrte endlich den Minister über die Treulosigkeit der französischen Regierung; es kam an den Tag, daß die Häupter des Unternehmens mit letzterer in unmittelbarer Verbindung gestanden; die Mitschuldschaft Ferdinands VII., blinden Werkzeuges der Ultrafaktion in Spanien und Frank-

reich, war ebenfalls durch materielle Beweise dargethan. Der Marquis von Palmella benachrichtigte Hrn. Canning amtlich von Allem, was geschehen und rief den Casus foederis an. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er übersandte dem Marquis statt aller Antwort eine Abschrift der königlichen Botschaft, welche er in die beiden Kammern bringen wollte, und ein Linienschiff eilte damit nach Lissabon, um die Regentin Donna Isabel von den Absichten des britischen Kabinetes in Kenntniß zu setzen und über ihre Lage sie zu beruhigen. Zugleich machte er auch in kategorischen Noten, die einfach mit Ja! oder Nein! beantwortet werden mußten und in denen die gegenwärtige Anwendung mehrerer Artikel der zwischen England und Portugal bestehenden Verträge auseinander gesetzt war, bekannt. Am 8. Dezember traf das Hülfsgesuch der Prinzessin ein; am 10. und 11. wurden Kabinetssitzungen gehalten, erst bei Lord Liverpool, sodann bei Hrn. Canning, denen sämmtliche Minister beiwohnten; am 11. brachte Hr. Canning die Beschlüsse derselben in das Unterhaus, während Lord Bathurst sie in der Pairskammer verlas. Sir Robert Wilson nahm die Motion, welche er über denselben Gegenstand in Bereitschaft gehalten, freiwillig zurück. Die Botschaft selbst lautete im Wesentlichen folgendermaßen: Die Prinzessin-Regentin von Portugal habe im Namen der alten Allianz- und Freundschafts-Verträge, welche zwischen Sr. Majestät und der Krone Portugal bestanden, den Beistand Sr. Majestät gegen einen feindseligen Angriff von Seite Spaniens nachgesucht. Se. Majestät hatte schon seit einiger Zeit, in Gemeinschaft mit Ihrem Alliirten, dem Könige von Frankreich, alle Mittel angewendet, um einen solchen Angriff abzuhalten, und der Madriderhof wiederholt Versicherungen von dem Entschlusse Sr. katholischen Majestät ertheilt, weder einen solchen selbst zu unternehmen, noch einen

auf spanischem Boden vorbereiteten zu gestatten. Allein mit tiefem Bedauern vernahm Se. Majestät, daß ohngeachtet dieser Versicherungen dennoch feindselige Einbrüche auf portugiesisches Gebiet in Spanien verabredet und unter den Augen der spanischen Behörden, durch portugiesische Regimenter, welche nach Spanien desertirt waren, und welche zu entwaffnen und zu zerstreuen die spanische Regierung feierlich und zu wiederholten Malen sich anheischig gemacht hat, ausgeführt worden sind. Se. Majestät spart kein Mittel, um dieser Regierung die gefährlichen Folgen einer solch' offenbaren Konnivenz zu Gemüthe zu führen, und macht den Kammern diese Mittheilung in der vollen und gänzlichen Hoffnung, daß sie einträchtig zusammenwirken und Ihr ihren Beistand leihen werden, um die Ehre der Verträge aufrecht zu erhalten und die Sicherheit und Unabhängigkeit des Königreiches Portugal, des ältesten Verbündeten von Großbritannien, vor fremden Feindseligkeiten zu schützen.

Am 12. fand die merkwürdige Sitzung statt, in welcher von Seite Cannings das Kühnste ausgesprochen ward, was jemals von einer britischen Ministerbank an das Haus ertönt. Er läugnete nicht, daß die Maaßregeln, zu welchen die Minister gerathen, den Krieg herbeiführen könnten. Es gebe jedoch keine Klasse von Menschen, welche inniger, als diese Minister, und unter ihnen namentlich derjenige, welcher in gegenwärtigem Augenblick die Rede an die Kammer gerichtet, von der ungeheuern Wichtigkeit des Friedens, sowohl für das Land selbst, als für Europa, überzeugt sey. Solche Ueberzeugung habe denn auch auf ihn, Canning, einen tiefen Eindruck gemacht, daß keine Rücksicht auf künftige Vortheile, keine Voraussicht von entfernten Gefahren ihn genugsam bestimmen könnten, von der Kammer zu begehren, daß sie sich in einen Krieg einlasse. Doch fühle er auch eben so tief dasjenige, was die ausgezeichnetsten

Staatsmänner dieſes Landes gefühlt: daß es zwei verſchiedene Stellungen gebe, in welchen man nicht anders zu handeln vermöge, als man heute thue: nemlich, wenn die Nationalehre und wenn der öffentliche Glaube verletzt worden. Die dermal von dem Hauſe angeregte Frage berühre ſowohl das eine, als das andere dieſer Intereſſen; im entgegengeſetzten Falle würde es nicht mit ſo großem Vertrauen die Antwort der Kammer auf die Botſchaft der Regierung erwarten.

Den Beweis der Verletzung jener zwei Intereſſen ſuchte jetzt Hr. Canning herzuſtellen und nachdem er eine vollſtändige Geſchichte der Verträge Großbritanniens mit Portugal geliefert, zeigte er, daß es keine ältere Allianz mit ſo feſtbeſtimmten und klar ausgedrückten Verpflichtungen gebe, als die mit jenem Königreiche; eine Allianz, welche zugleich an die glänzendſten und ruhmvollſten Perioden in den Annalen des Reiches ſich knüpfe. Während die Treue anderer Nationen, den Verträgen zum Trotz, oft erſchüttert worden und mehrere von ihnen Großbritannien ſogar den Krieg erklärt, ſey Portugal immer ſtandhaft geblieben; und obgleich dieſe Freundſchaft bisweilen eine Laſt, bisweilen ſelbſt ein Nachtheil für England geworden, ſo hätten doch das Gefühl der Nationalehre und andere Rückſichten von untergeordneter Wichtigkeit das Land jederzeit gehindert, ſeine Intereſſen vorherrſchen zu laſſen. Der letzte Vertrag ſey zu Wien geſchloſſen worden, wo die Souveräne den Pakt des neuen Europa, das öffentliche Recht der Nationen gebildet. Durch den Vertrag, welcher einen Theil dieſes Paktes ausmache, habe England ſeine alten Verbindlichkeiten, die namentlich darin beſtünden, Portugal beizuſtehen, und ſeine Rechte, ſeine Privilegien und ſeine Unabhängigkeit zu beſchützen, wieder erneuert. Da nun die Freiheit des Alliirten wirklich angegriffen, ſo möge die Kammer entſcheiden, ob nicht die Bedingun-

gen eben jenes Wiener Kongresses die Minister verpflichteten, ihm zu Hülfe zu kommen.

Hr. Canning verlas nunmehr den fraglichen Artikel der Wiener-Akte und gab zugleich die nöthigen historischen Erläuterungen über das politische Verhältniß beider Nationen in älterer und neuer Zeit; zugleich rechtfertigte er den Umstand, daß das Ministerium so spät mit seinen Vorschlägen zur Sicherstellung Portugal vor das Haus trete, durch die für den Verkehr so ungünstige geographische Lage, namentlich der Nordprovinzen jenes Landes, welche es denn mit sich bringe, daß die Nachrichten, die über Madrid zukämen, meist allzusehr entstellt wären, um irgend einem partiellen politischen Akte zur Unterlage dienen zu können; dasselbe sey auch in gleichem Maaße, wiewohl in verschiedenartigem Sinne, mit jenen Nachrichten der Fall, welche die französische Presse liefere; dieselben suchten stets die volle Wahrheit zu verbergen, und obschon sie einige Basis von Wahrheit wohl haben könnten, so würde doch kein verständiger Gentleman es wagen, etwas ohne weiteres auf einen Bericht hin zu glauben, der blos aus der Quelle der französischen Journale zugekommen. Das Kabinet habe sich demnach in der Nothwendigkeit befunden, vorerst den Erfolg autentischer Nachforschungen abzuwarten, um mit Dokumenten, welche Vertrauen verdienten, in dem Parlamente erscheinen zu können. In früheren Zeiten, wenn die Portugiesen den Beistand dieses Reiches begehrt, sey die regelmäßige und konstitutionnelle Gewalt der Monarchie in dem Herzen des Souveräns niedergelegt gewesen; seitdem aber die Verfassung desselben ermäßigt worden, sey es die Pflicht des englischen Ministeriums gewesen, sich zu erkundigen, ob das Hülfgesuch auch wirklich von den rechtmäßigen und zuständigen Gewalten gekommen, und ehe ein englischer Soldat, den Fuß auf portugiesisches Gebiet gesetzt,

habe man sich überzeugen müssen, ob das von der vollziehenden Behörde gestellte Gesuch auch von den konstitutionnellen Behörden genehmigt worden. Erst diesen Morgen habe man, daß dieß geschehen, mit Bestimmtheit erfahren. Inzwischen seyen alle nöthigen Vorsichtsmaaßregeln getroffen worden u. s. w.

Auf diese Erklärung, welche durch die rauschendsten Beifallbezeugungen mehr als einmal unterbrochen worden, folgte die Verlesung der Depeschen Sir W. A'Court's und nach dieser stellte Hr. Canning eine staatsrechtliche Untersuchung über den Casus foederis und dessen Anwendbarkeit auf die gegenwärtigen Verhältnisse an. Er machte das Haus selbst zum Richter über die Frage. Dabei vergaß er nicht eine allgemein verbreitete Ansicht, als sey die Carta de Lei, welche Sir Charles Stuart aus Brasilien nach Lissabon gebracht, durch Zuthun der britischen Regierung zu Stande gekommen und den Portugiesen aufgedrungen worden, als eine irrige, zu berühren. Aus demselben Grunde habe man denn auch Sir Stuart zurückberufen, um allen Vorwurf von sich abzuwälzen. Ueber diese Konstitution — äußerte er — wolle er sich jedes Urtheils enthalten, ob er gleich wisse, was er davon zu denken, und er wünsche blos, daß sie als ein Versuch konstitutionneller Freiheit glücklich für Portugal ausschlagen möge.

Nun aber kam die Spitze des Ganzen. Indem Hr. Canning die Mitwirkung Frankreichs für die Verhinderung von Feindseligkeiten gegen Spanien erwähnt, erklärte er feierlich: Zu guter Letzt, wie sehr ich auch wünsche, den Krieg zu vermeiden, so fürchte ich ihn doch nicht wegen England, wohl aber wegen seiner furchtbaren Folgen für Europa. Ich kann den Krieg nicht fürchten, wenn ich an die unermeßliche Macht Englands denke und erwäge, daß die Mißvergnüg-

ten aller europäischen Nationen bereit sind, sich an England anzuschließen. Ich würde viel ertragen und lange ertragen, was nicht unsere National-Ehre und unsere National-Treue berührt, eh' und bevor ich mich zu einem Kriege entschlöße, welcher von den schrecklichsten Wirkungen begleitet seyn kann. England muß die Neutralität nicht blos in Beziehung auf Menschen, sondern auch in Beziehung auf Meinungen bewahren; wir ziehen nach Portugal, nicht um daselbst zu herrschen, nicht um daselbst Gesetze vorzuschreiben, sondern um Englands Fahne daselbst auszustecken und jede andere Macht zurückzudrängen.

Nachdem der Staatssekretär seine Rede, unter schwer zu schildernden Eindrücken auf das Haus, beendigt, erhob sich Sir Robert Wilson mit den heftigsten Ausfällen auf Spanien und dessen König, und nicht ohne herben Tadel des Ministeriums, wegen dessen Gleichgültigkeit zur Ueberziehung Spaniens durch die französischen Truppen im Jahre 1823; er fand die Motive des bewaffneten Beistandes an Portugal viel zu gelinde ausgedrückt, unterstützte jedoch natürlich die Sache, als eine für Gott, Ehre und Gerechtigkeit unternommene. Auch Hr. Brougham sprach nach ihm und bewies, daß die Portugal zu bringende Hülfe keine Dazwischenkunft in die Angelegenheiten eines fremden Landes genannt werden könne, und daß, wenn man Spanien das Recht zugestehen wollte, die portugiesischen Flüchtlinge zu einem Einfall in das Land zu bewaffnen, Frankreich dasselbe Recht sich aneignen dürfte, britische Flüchtlinge zu einem Angriff auf England oder Irland zu bewaffnen und einzuschiffen.

Canning widerlegte alle dem Ministerium, namentlich von Seite Sir R. Wilsons, gemachten Einwürfe wegen allzu gelinder Motivirung seiner Anträge und wegen versäumter Un-

terstützung Spaniens im J. 1823, als in einem ganz ähnlichen Falle, wie der vorliegende; er bestritt das von einem Mitglied versuchte Amendement. Er zeigte die Verschiedenheit der Perioden von 1823, wo Spanien angegriffen worden und von 1826, wo Portugal bedroht sey; damals habe keine bestimmte Verpflichtung bestanden, sich in einen Kampf einzulassen; die Wahl sey frei gestanden und die seinige für den Frieden gewesen; gegenwärtig aber bleibe keine Wahl übrig, und bei aller Liebe zum Frieden, die er noch jetzt trage, kenne er keine andere Alternative, als den Gang zu verfolgen, welchen eine gebieterische Nothwendigkeit auferlegt. Von der allergrößten Wichtigkeit aber waren die Aufschlüsse, welche der berühmte Staatsmann über seine hinsichtlich Spaniens beobachtete Politik nun ertheilte. Jederzeit — meinte er — sey eine allzu übertriebene Gewichtigkeit den Verhältnissen zwischen Spanien und Frankreich beigelegt worden; man dürfe aber nur die Geschichte zu Rathe ziehen und das Spanien von ehemals mit dem Spanien von jetzt vergleichen, um von seinem Irrthum sich zu überzeugen. Die Gefahr, welche aus der Besetzung desselben durch Frankreich hervorgehen sollte, zeige sich lange nicht so groß, als man anfänglich zu glauben geneigt gewesen. Hätte man sich der französischen Armee bei ihrem Einrücken in Spanien widersetzen wollen, so hätte dieß blos durch einen Krieg geschehen können; allein dieser Krieg würde nicht die Wiederherstellung des Gleichgewichts zum Ziele gehabt, und ganz andere Mittel erfordert haben, um dieses Ziel zu erreichen. Er läugnete nicht, daß das Einrücken französischer Truppen das Gefühl Englands verwundet; eines der Mittel, diese Sache zu verhindern, war ein Krieg mit Frankreich. Allein es gab noch ein anderes Mittel; es bestand darin: Frankreich den Besitz jenes Landes unnütz zu machen

unter nebenbuhlerischen Händen; ja nicht nur unnütz, sondern selbst nachtheilig für den Besitzer. Das letztere Mittel habe er, Hr. Canning, vorgezogen. Ob man nicht glaube, daß England dadurch eine Entschädigung für den Unmuth erhalten, mit welchem es Franzosen in Spanien einrücken und Cadix blokiren gesehen? „Ich habe aber — fuhr er fort — Spanien noch unter einem anderen Gesichtspunkt betrachtet: nemlich unter dem seines Verhältnisses zu Indien. In diesen letzteren Gegenden rief ich eine neue Welt in's Daseyn und regelte auf solche Weise das Gleichgewicht. Ich überließ Frankreich allen Folgen seiner Invasion. Ja, ich fand eine Entschädigung für den Einbruch in Spanien, während ich Frankreich seine Bürde ließ, eine undankbare Bürde, deren es gern sich entledigen möchte, und die es nicht tragen kann, ohne sich zu beklagen. Dieß ist meine Antwort auf dasjenige, was man mir wegen der Occupation Spaniens vorgehalten. Ich sage noch mehr: Frankreich wäre sehr zufrieden, wenn England ihm beistünde, daß es jener Bürde entledigt würde; allein ich wiederhole es: das einzige Mittel, Frankreich zu bestimmen, daß es mit dem Besitze Spaniens noch weiter sich befasse, ist: ihm einen Ehrenpunkt daraus zu machen. Und nun, eh' ich mich niedersetze, habe ich nur noch eine einzige Bemerkung zu machen; nemlich: daß die vorgeschlagenen Maaßregeln nicht den Krieg, sondern den Frieden zum Zwecke haben. Wenn England nicht schnell Portugal zu Hülfe kömmt, so wird Portugal zu Boden getreten seyn und der Krieg mit der Unehre zugleich sich einstellen."

Vierzehntes Kapitel.

Die großen Fragen im Innern Großbritanniens. — Die Emanzipation der Katholiken. — Die Getreidegesetze. — Die Parlamentsreform u. s. w. — Canning als Premierminister. — Anschluß der Whigs und der Opposition an das Ministerium. — Der Vertrag vom 6. Juli. — Fortsetzung der Administrationsreformen. — Ankampf des Torysmus. — Tod Canning's.

Mit welchen Gefühlen das Haus und die Gallerieen, mit welchen die Tories und die Kabinette des Festlandes die friedliche Kriegserklärung Cannings, mit der Pandorabüchse als Vignette, aufgenommen, läßt sich schwer schildern. Die Liberalen aller Länder jubelten hoch auf und erhoben das Haupt; der Name Canning wurde mit abgöttischer Verehrung aller Orten gefeiert. Das diplomatische Corps zu London konnte sich kaum von seinem Schrecken erholen, und der Eindruck, den besonders einige Stellen auf Hof und Publikum erregt, war so stark, daß sogar Freunde Cannings und endlich auch er selbst vor der Möglichkeit der Deutung, die man ihnen geben könnte, erschracken und der Staatssekretär in der folgenden Sitzung eine sogenannte „Rectifizirung" für nothwendig hielt. Diese „Auswüchse" in

der königlichen Botschaft schadeten aber ihrem Urheber auch von einer andern Seite her nicht wenig; als nemlich die Rede nach Dublin an demselben Tage gebracht worden, an welchem die katholische Association unter O'Connell's und Shiels Leitung eine ungewöhnlich stark besuchte Sitzung hielt, entstand bei dem Worte: „Krieg" eine ganz wahnsinnige Freude. „England verwickelt sich in Krieg, rief O'Connell aus — es wage nun fürder noch, Irland zu mißhandeln!"

Durch solche unvorsichtige Aeußerung der inneren Gesinnung, welche in London äußerst schnell sich verbreitete, erlitten die katholische Sache selbst und der Kredit des Ministers, der sie veranlaßt, einen starken moralischen Stoß; die Beschuldigungen der Orangisten schienen glänzend gerechtfertigt und es zeigte sich die ganze Größe der Gefahr im Innern, wenn England nach Aussen sich in einen Krieg einlassen würde. Niemals hatte der Liberalismus auf unnütze Weise sich selbst einen größeren Schaden zugefügt, als durch diese voreilige Ausplauderei seiner geheimen Zwecke, und dieß galt nicht nur von O'Connell, sondern von Canning selbst, welchen an jenem Tage das Gefühl seiner Kraft und die Selbstbeschauung seiner politischen Weisheit zu einem unklugen Effektstücke verführt. Allein, was nun auch daraus hervorgehen mochte: die Beschlüsse, welche Portugal betrafen, wurden fort- und durchgesetzt. Das Pariser Kabinet, welches keinen offenen Widerstand wagte und nur heimlich seine Intriguen weiter spann, um die Früchte zu verkümmern, ergab sich seufzend in die Nothwendigkeit; es opferte Cannings Wunsche seinen Gesandten zu Madrid, Du Mouslier; es zog die Schweizer-Truppen aus Spanien zurück; es sah ruhig zu, wie jener dem spanischen Kabinete derbe Lektionen über Politik und Regierungssystem ertheilte. Derselbe Mann, welcher bei einem Bankette den Toast ausgebracht: „Die bürger-

liche und religiöse Freiheit müsse durch die ganze Welt gehen" war eine furchtbare Macht geworden.

Gegen Ende des Februars 1827 verbreiteten sich plötzlich Gerüchte von einer Ministerialveränderung in London; Lord Liverpool, der erste Lord der Schatzkammer, war am 17. vom Schlage gerührt worden und schien für Zukunft untauglich zu allen Geschäften. Die Besorgniß der konstitutionnellen Partei in- und ausserhalb England stieg auf den höchsten Grad, als abermal eine ernste Unpäßlichkeit zu Brigthon Hrn. Canning überfiel; in London selbst konnte die Theilnahme in der That eine nationale genannt werden.

In den folgenden Parlamentssitzungen, während der ersten Wochen des Märzmonats, ward die Frage der katholischen Emancipation von Neuem erörtert. Nach Sir Francis Burdett, der mit großer Mäßigung und auf Autoritäten, wie Burke, Fox, Pitt, Sheridan und Grattam gestützt, seine Motion entwickelt, erhob sich Peels Schwager, Hr. Dawson, Unterstaatssekretär für das Innere und Cannings geheimer Feind, mit sehr giftigen Ausfällen auf denselben und mit gehässigen Hinweisungen auf die neulichen Vorfälle zu Dublin, als Rückwirkungen des politischen Systems des ehrenwerthen Baronets, wider die vorgeschlagene Maaßregel. Ihn bekämpfte Hr. Copley, welcher die Nothwendigkeit darthat, durch die Emancipation das katholische Irland dem im Finstern wirkenden Einfluß des Jesuitismus zu entziehen. Plunkett, Peel und Goulbourn traten sonach ebenfalls als rüstige Gegner der Motion auf; Hr. Brougham vertheidigte seine alten Grundsätze.

Endlich sah sich Hr. Canning selbst gezwungen, erst seine Person, dann sein System zu vertheidigen. Besonders suchte er die Behauptung zu widerlegen, daß weder die Katholiken

für ihre Sinnesänderung, noch das Ministerium hinsichtlich seiner Prinzipien die erforderlichen Garantien in dieser Sache darböten; er gab genaue Rechenschaft über Alles, was er vorbereitend für die Maaßregel gethan, um einerseits den Rechten der Katholiken, anderseits den Interessen der englischen Kirche und des Staates genug zu thun. Hr. Copley unterbrach ihn mehr als einmal mit den unanständigsten Aeußerungen und Gesten, auf überaus unparlamentarische Weise. Canning erklärte dadurch die Kammer mehr, als sich selbst beleidigt; er fuhr in seiner Erörterung fort und suchte der Motion, indem er ihr einen mehr vorbereitenden als definitiven Charakter beilegte, den Sieg zu verschaffen; allein sie fiel bei der Abstimmung mit einer Mehrheit von blos 4 Stimmen durch. Gerüchte von Cannings Entlassung, sowie Berichte über den Zustand seiner Gesundheit beunruhigten nun längere Zeit das Publikum, und dazu kamen noch Bulletins von drohenden Absichten Spaniens, in Bezug auf Portugal. Als der Staatssekretär, so ziemlich wieder hergestellt, zu Ende März im Unterhause erschien, legte er allerlei Verträge mit Brasilien (wegen endlicher Abschaffung des Sklavenhandels), mit den Vereinigten Staaten (wegen Reklamation entführter Sklaven während des letzten Krieges), sodann eine Korrespondenz zwischen dem Kabinete derselben und dem britischen, hinsichtlich der gegenseitigen Kolonialverhältnisse Nordamerika's und Englands in Ostindien, auf das Bureau. Die Opposition bezeigte ihm sowohl bei diesen als bei mehreren anderen Punkten das größte Vertrauen und eine ungewöhnliche Mäßigung in ihrer Sprache; Hr. Tierney, welcher gegen die Votirung der begehrten Subsidien sich erhoben, nahm, in Folge gegebener Erklärungen des Staatssekretärs, seine Motion zurück, unter der Bedingung, daß derselbe vor Ostern dem Hause die Bildung des neuen Kabinetes,

von dem fortwährend die Rede war, anzeige; als jedoch Hr. Canning, welcher selbst nicht mehr gewiß war, ob er Mitglied der neuen Verwaltung werden würde oder nicht, solcher Verbindlichkeit sich weigerte, wurde über die Motion abgestimmt und dieselbe mit 135 gegen 85 Stimmen verworfen.

Nunmehr begannen ausserhalb Westminsterhall die Intriguen für jene Kabinetsbildung. Der Hof ward nach allen Seiten hin bearbeitet; die Hochtories zogen in entschiedener Haltung ihre Truppen zusammen. Als einer der unternehmendsten zeigte sich der Herzog von Rutland, welcher bei dem Könige in Audienz erschien und in seinem und vieler seiner Kollegen Namen dem Gouvernement jede Unterstützung aufkündigte, falls es Sr. Majestät gefallen sollte, den ehrenwerthen Gentleman (Hrn. Canning) zu seinem ersten Minister zu erwählen. Als jedoch dieser Schritt bekannt wurde, äußerten sowohl das Publikum als das Parlament den unverholensten Unwillen über die ükonstitutionnelle Verwegenheit und ungewöhnliche Anmaaßung. Unter den Pairs führten ausser Rutland vorzüglich der Herzog von New-Castle, der Marquis von Londonderry, den Reihen des starren Hochtorysmus an; im Hause der Gemeinen war Sir Thomas Lethbridge sein thätiges Organ. Die Intrigue, wie die öffentliche Meinung, drängten jetzt den Thron gleich sehr zur Entscheidung. Am 21. April 1827 war die Wahl Cannings zum Premierminister und der Austritt Eldons, Westmorelands, Wellingtons, Peels, Bathursts und Melvilles aus dem Kabinette eine bestimmte Thatsache; dagegen sollten Harrowby, Robinson, Huskisson, Wynn und van Sittard bleiben. Eine bedeutende Zahl hochgestellter Beamten der Krone, die zur Toriepartei gehörten, reichten auf die Kunde hievon ihre Entlassungen ein und bekannten sich als Mitglieder der künftigen Opposition gegen das neue

Miniſterium. Die Freude im Publikum war groß, der Enthuſiasmus durch einen beträchtlichen Theil der Nation unbeſchreiblich; der öffentliche Geiſt nahm einen ungewöhnlichen Schwung. Dennoch erklärten die Hochtories, die mit eben ſo großer Zuverſicht, als ihre Gegner in die nahe Zukunft blickten: „nach zwei Monaten werde kein Canning mehr an der Spitze der Geſchäfte ſtehen.“

Es galt nun vor Allem, ſich der Whigpartei auf beſtimmte Weiſe zu verſichern, welche, obgleich im Ganzen national geſinnt, doch zeither noch immer von dem Canning'ſchen Syſtem in einiger Entfernung ſich zur Seite gehalten hatten; von den Freunden Cannings ward in einer zahlreichen Verſammlung ausgemacht, durch den Herzog von Devonſhire mit den Häuptern derſelben in Unterhandlung zu treten. Der Marquis von Lansdown war das einflußreichſte unter denſelben. Eine auſſerordentliche Unterredung, die zu Wiltshire, auf dem Landſitze des edeln Lords, vor ſich ging, führte längere Zeit zu keiner Uebereinkunft; verſchiedene Punkte, an denen er mit großer Beharrlichkeit feſthielt, boten faſt unüberſteigliche Hinderniſſe; aber des Marquis Eintritt in das neue Kabinet, oder doch die Unterſtützung deſſelben in den beiden Kammern, ſchien unerläßlich für ſeine Stetigkeit und Kompaktheit. In den letzten Tagen des Aprils erſt gelang es den fortgeſetzten Bemühungen des Hrn. Canning, die letzten Skrupel Lansdowns zu beſiegen; er verhieß nicht nur ſeinen und ſeine Freunde Beiſtand, ſondern auch für ſeine Perſon Theilnahme an dem zu bildenden Miniſterium. Der neue Premierminiſter erſchien im Parlamente, nachdem er dem Könige ſeinen Eid geleiſtet. Hr. Peel glaubte in einem langen Vortrage die Gründe darlegen zu müſſen, weßhalb er es für nicht thunlich geglaubt, mit der Verwaltung ſeines ehrenwerthen Freundes ſich zu

verbinden; der vorzüglichste darunter war die katholische Emancipationsfrage, über welche er eine von der Politik desselben völlig verschiedene Meinung hege; zugleich rechtfertigte er sich gegen den Verdacht, mit an den vorgefallenen Kabalen bei der Bildung des neuen Ministeriums Theil genommen zu haben. Zwischen ihm und Herrn Canning entspann sich in Folge dieser Erklärung eine interessante Debatte, bei welcher auch Hr. Dawson auf die ihm eigenthümliche Weise mitfigurirte. Tumultuarischer benahmen sich die torystischen Gegner im Oberhause. Lord Ellenborough war es, der hier hauptsächlich den Haß seiner Partei gegen die Prinzipien und das System Cannings ausdrückte; nach ihm hatte derselbe das Zutrauen der fremden Kabinette völlig eingebüßt. Der Briefwechsel zwischen ihm und dem Herzoge von Wellington, welcher Theil an dem Kabinette zu nehmen aufgefordert worden war, kam bei diesem Anlasse zur öffentlichen Kenntniß. Hr. Canning hatte den edlen Herzog durch den, wie es Lord Ellenborough schien, „ungewöhnlichen" Ton in seiner Schreibart sehr beleidigt; des Herzogs Ton selber war mehr als stolz-torystisch und kalt-lakonisch. Der Held von Waterloo stand mit der ganzen alt-aristokratischen Grandezza dem verwegenen Gentleman gegenüber. Die ganze Partei rüstete sich zu dem feindseligsten Kampfe wider die neue Administration, und weder Gift noch Dolch, versteht sich in moralischer Beziehung, sollten hinfüro gespart werden. Hr. Canning erkannte das Schicksal, das ihn erwartete; aber er glaubte, daß er in seiner Brust das Schicksal Englands trage und darum nahm er den verhängnißvollen Ehrenposten, mit allen seinen Konsequenzen für ihn, an.

Das Kabinet selbst war jetzt aus folgenden Männern zusammengesetzt, von denen mehrere durch den König neue Titel erhalten hatten: Erster Lord der Schatzkammer und Kanzler

des Echequers: G. Canning; Großkanzler: Lord Lyndhurst (Hr. Copley); Präsident des Konseils: Graf Harrowby; Lord des Geheimsiegels oder Justizminister: Herzog von Portland; Staatssekretär für das Innere: Hr. Sturges Bournes; Staatssekretär für das Auswärtige: Vicomte Dudley and Ward; Staatssekretär für die Kolonien und den Krieg: Vicomte Goderich (Hr. Robinson); Präsident des Kontrolle-Bureaus: Hr. Charles W. Wynn; Kanzler des Herzogthums Lancaster: Lord Berley (van Sittard); Schatzmeister der Marine und Präsident des Handelsbureaus: Hr. Huskisson. Der Marquis von Landsdown trat in das Konseil, jedoch ohne Portefeuille; Graf Carlisle und Hr. Tierney, zwei der bedeutendsten Oppositionshäupter, jener in der Pairskammer, dieser im Unterhaus, nahmen die Stellen eines Prinzipalkommissärs der Forsten und eines Münzmeisters an.

Nicht nur war jetzt das Ministerium aus kompakteren und gleichartigeren Elementen, als das frühere, zusammengesetzt, sondern es verließen auch ausser den Whigs viele gemäßigtere Tories die Reihen der Opposition. Unter diesen zeichnete sich namentlich der Graf von Mansfield aus, dessen offene Erklärung im Oberhause großen Eindruck auf das Publikum machte und helles Licht auf die bisherigen torystischen Machinationen warf. Höchst wichtig war der Beistand des Herzogs von Clarence, des muthmaßlichen Thronerben, und verschiedener Männer aus den ersten Familien für Canning, welcher den Gegnern seine moralische Stärke beweisen wollte. Die Torys erwarteten ihn demnach mit desto unversöhnlicherer Rachlust in den Kammern. Die Bill wegen der Getreidegesetze, welche endlich vor den Pairs verhandelt wurde, schien einen bequemen Anlaß darzubieten, auf die neue Verwaltung alsbald

eine bedeutende Unpopularität zu wälzen; allein während der Debatten hatten manche Meinungen sich unter einander mehr verständigt und ausgeglichen; und obschon viele Mitglieder persönlich bei der Sache betheiligt waren, und das Privatinteresse mächtig auf die Stimmung darüber einwirkte, so konnte doch die Mehrheit den Gründen für die Bill, die aus den allgemeinen Interessen hergenommen worden, länger nicht widerstehen, und die Bill ging nach dem Wunsche der Minister durch. Der giftige Thomas Lethbridge goß vergebens in dieser Sitzung noch einmal all' seine Verläumdungen über Hrn. Canning aus, und schonte dabei selbst die geheiligte Person des Monarchen nicht, indem er denselben als im Widerspruch mit den Ansichten seines Premierministers, hinsichtlich der Emanzipationsfrage hinstellte und daraus die Folgerung zog: daß dieser letztere nothwendigerweise kein Vertrauen verdienen könne. — Der Redner ward gebührend zur Ordnung gewiesen.

Obgleich die Politik längere Zeit hindurch alle Aufmerksamkeit und Thätigkeit des neuen Lords der Schatzkammer ausschließlich in Beschlag genommen und alle Gedanken seiner Seele und alle geistigen Kräfte hier vorzugsweise sich concentrirt hatten, so mußte man doch in den ferneren Sitzungen des Unterhauses die ungewöhnlichen Fähigkeiten, die Uebersicht und Klarheit, das Talent und den Scharfsinn bewundern, womit er auch die Finanzfragen aufzufassen und zu behandeln wußte. Bei der Discussion des Budget enthielt er sich aller Versprechungen, um die Kammer zu den Ausgaben zu bestimmen; er glaubte, daß dieselben von denjenigen, welche sie empfingen, meist übertrieben ausgelegt würden und damit endigten, mißvergnügt zu machen. Die Autorität Pitts, des großen Meisters, den er verehrte, wurde auch bei diesem Anlasse von ihm mit Glück angerufen; er zerlegte und erklärte die Ideen desselben und zeigte die Einheit des Systems von Pitt und dem jetzigen, in mehr

als einer Beziehung, und auf eine Weise nach, welche neuen Glanz auf sein Rednertalent strahlen ließ. Vor Ende der gegenwärtigen Sitzung wollte Canning nichts in dem bisherigen Finanzsysteme ändern; aber er verhieß einen verbesserten Plan für die künftige. Das Budget ging durch. Dafür aber machte ihm ein von dem Herzoge von Wellington vorgeschlagenes Amendement (für eine auf die Einfuhr zu legende Taxe) zur Getreidebill im Oberhause großen Verdruß, da dasselbe wirklich durch die Mehrheit angenommen wurde. Viele Parlamentsglieder ersahen in diesem Schritte der Pairs sogar eine Anmaßung, ja eine Verletzung des Grundgesetzes, welches die Auferlegung oder Verwandlung von Abgaben und Taxen ausschließlich dem Unterhause einräumt. Die eigentliche Absicht des Herzogs war jedoch auf indirekte Vernichtung der Bill selbst gegangen. Die Folgen dieses Amendements zeigten sich bald auf dem Markte von London, wo der Getreidepreis beträchtlich stieg. Die Wuth des Volkes kehrte sich gegen den eigentlichen Urheber des Uebelstandes; man erkannte den letzten Zweck des Hasses der Hochtories dabei, nemlich: die Verbesserungen in den Manufakturdistrikten aufzuhalten und die öffentliche Ruhe, auf den Fall die dießjährige Erndte ungünstig ausfallen sollte, zu gefährden. In der Oberhaussitzung vom 1. Juni, worin der Wahlort des Comité's verhandelt werden sollte und wohin die Gegner des Ministeriums alle abwesenden Mitglieder selbst durch Estaffetten einberufen hatten, nahm jetzt zu Jedermann's Erstaunen, der Herzog von Wellington plötzlich sein Amendement zurück, nachdem er über sein Benehmen in der Sache höchst ungenügende Aufschlüsse gegeben. Die Ursache dieser Inkonsequenz war jedoch sehr gut berechnet; man wollte das Feld für weitere Intriguen behaupten und die Person des Herzogs keiner allzu großen Verantwortlichkeit aussetzen; die Demonstrationen des Volks-

unwillens hatten ihren Eindruck auf die Parthei nicht verfehlt; es war also auch zugleich ein Akt der Feigheit, der diesmal ihre Verfahrungsweise bestimmt. Sie siegte in der Getreidebillsache; denn da das Amendement trotz der scheinbaren Zurücknahme von mehreren Pairs abermals vorgeschlagen und mit 133 gegen 122 Stimmen angenommen ward, so ließ die Regierung die Bill selbst, deren Prinzip dadurch so gut als vernichtet ward, freiwillig fallen. Das Publikum gab bei öffentlichen Festen auf ziemlich fühlbare Weise seinen Enthusiasmus für Canning und seinen Widerwillen gegen Wellington kund. Das Ministerium entschloß sich, die Getreidebillfrage gleichwohl von Neuem unter veränderter Form vor das Parlament zu bringen; Canning sollte den Antrag stellen, daß das Haus in ein Generalcomité sich verwandeln möchte, um über die vorhandenen Getreidegesetze verschiedene Vorschläge anzuhören und zu prüfen. Durch die Abschaffung des suspendirenden Artikels in dem Gesetze von 1822, mittelst eines Amendements, hoffte man den Hauptzweck, der bisher verfolgt worden, zu erreichen. Schwere Beschuldigungen wurden während der Debatte wider Wellington und seine Absicht, mittelst Verwirrung der Vitalinteressen, den politischen Partheihaß anzuregen, von dem Premierminister selbst erhoben; Herr Peel, obgleich er für dessen Amendement stimmte, vertheidigte den edlen Herzog; die Aeußerungen des wüthenden Sir Edward Knatchbull, daß es zwar stets unschicklich sey, den edlen Herzog anzugreifen, ganz besonders am heutigen Tage (den 18. Juni), als dem Jahrestage der Schlacht bei Waterloo, wurden mit schallendem Gelächter von vielen Seiten des Hauses her erwiedert. A. Baring, Hr. Huskisson, Sir R. Peel, Sir. Western u. A. sprachen jetzt noch allerlei über den Gegenstand, besonders in sofern er sich auf den Herzog bezog; endlich erhob sich Hr. Can-

ning noch einmal, um seinen Antrag zu vertheidigen, welcher in der Hauptsache dahin ging: daß jede Art von fremdem Getreide, Korn und Mehl, welches gegenwärtig in dem vereinigten Königreiche eingespeichert oder bis zum 1. Juli einzuspeichern wäre, auf den öffentlichen Märkten zum Verbrauche, bis 1. Mai 1828, zugelassen werden soll, nach Erlegung folgender Eingangszölle. Diese selbst wären keine andern, als die, welche das Ministerium in der früher vorgeschlagenen Getreidebill festgesetzt haben würde.

Die Vorträge, welche der Premierminister, wiewohl theilweise durch Hrn. Western unterbrochen, hinter einander hielt, stellten sowohl den Stand der Dinge, als seine volksthümlichen Absichten in's vortheilhafteste Licht; gegen den Vorwurf, den Herzog von Wellington als Faktionsmann angeklagt zu haben, verwahrte er sich feierlich; er erklärte sogar überzeugt zu seyn, daß der Feldmarschall im Interesse des Landes zu handeln glaube, daß er jedoch als Instrument seiner Parthei gedient und daß es billig schmerzen müsse, einen so großen Mann mit einer so wenig ehrenvollen Rolle sich befassen zu sehen. Der Triumph des Hrn. Canning war ein vollständiger. Die Wuth der Torysten in der Pairskammer steigerte sich nunmehr auch auf's höchste. Die stolze, herbe, tiefeinschneidende Sprache ihres Gegners hatte sie im innersten Herzen verwundet. Dadurch aber, und daß er den geringen Gewinn fernerer Zurückhaltung und Schonung ihnen gegenüber endlich erkannt, wurde ihm auch seine Lage erleichtert. Er beantwortete die Ausbrüche ihrer Leidenschaftlichkeit von nun an meist mit jenem sarkastischen Lächeln, das mehr tödtete, als der ganze Apparat seiner prachtvollen Beredsamkeit, und mit jenem kalten Witze, worin er seine Verachtung zugleich und seine kaustische Laune so glücklich zu mischen wußte. Der Marquis von Londonderry war unter allen denen, die sich dem Geschäfte unterzogen, durch einen

Guerillaskampf von Neckereien und indirekten Verläumdungen Hrn. Canning langsam abzuquälen, der unermüdlichste; allein er zog sich dabei oft empfindliche Züchtigungen zu, und diejenige, welche ihm Lord Dudley durch Vorzeigung seiner früher eingereichten Bittschrift um eine diplomatische Pension gab, war wohl eine der empfindlichsten. Die Anklagen, welche man gegen die Verschwendung Cannings in den Ausgaben seines ehemaligen Departements (der auswärtigen Angelegenheiten) jeden Augenblick erneuerte, zerfielen in nichts, und man wies auf schlagende Weise den großen Unterschied zwischen ihm und seinem Vorgänger, dem Bruder des so eben erwähnten Marquis, (Lord Castleragh) in dieser Beziehung nach. Der Marquis von Londonderry, welcher dadurch vor ganz England lächerlich geworden, schwur fortan dem Lord der Schatzkammer Haß auf Tod und Leben.

Ein neuer Gesetzentwurf, die Getreidematerie betreffend, wurde zu Cannings großem Vergnügen vom Parlament endlich angenommen; das Ministerium schritt, in Mitte alter und neuer Feinde, mit seinen ökonomischen Verbesserungen unerschütterlich weiter fort; es legte die Axt oft nicht allein an die faulen Aeste, sondern an die Wurzel selbst, und auf hohe Stellungen ward dabei eben so wenig, als auf subalterne von ihm Rücksicht genommen. Canning erkannte — wie wir schon früher bemerkt — das Schicksal, welches ihm deßhalb (wie wegen anderer Reformen) bevorstand. Aber er hatte entsagungsvoll sein Haupt dem Vaterlande geweiht.

Am 2. Juli 1827 schloß sich die Parlamentssitzung. Nachdem für die Beruhigung des Innern das unter obwaltenden Umständen Möglichste geschehen, und das Kabinet durch Landsdown und Tierney als thätige Mitglieder mit Portefeuille's,

in Folge neuer Unterhandlungen verstärkt ward, traten die großen Interessen der Menschheit in seiner Seele wieder in den Vordergrund. Der Vertrag vom 6. Juli, dessen nähere Bestimmungen in der Geschichte Griechenlands angegeben werden sollen, war das Ergebniß seiner ferneren Bemühungen für die heilige Sache. Diese Vertragurkunde, welche das Tauftuch der Emancipation der Griechen bildete, war auch zugleich das Leichentuch, in das der große Staatsmann sich hüllte. Seine Kräfte waren erschöpft. „Der edle Hirsch (so äußerte sich einer seiner Freunde) war zu Tode gehetzt." Am 15. Juli fühlte er sich ungemein leidend und mußte bereits das Bett hüten. Bis zum 17. verschlimmerte sich sein Zustand um ein Bedeutendes; ein ungeheurer Schmerz durchwühlte seine Eingeweide. Seine Freunde wurden mit Kummer erfüllt. Endlich schien am 19. die Krisis überstanden, und es wurde beschlossen, daß Canning Downingstraet verlassen und nach Chiswick, einem Sitze des Herzogs von Devonshire, wo reinere Luft und bessere Verpflegung seiner warteten, sich begeben sollte. Man schöpfte neue Hoffnungen, und am 24. konnte er sogar nach London zurückreisen, wo er die nothwendigsten Geschäfte zu verrichten gedachte. Allein der König selbst, als er ihn am 30. zu Windsor sah, ward durch die Veränderung seiner Züge so sehr betroffen, daß er gegen den Leibarzt, Sir W. Knigthon, große Besorgniß für das Leben seines Premierministers äußerte. Die Luft, welche in den verschlossenen Wagen drang, in welchem er von Windsor zurückgebracht wurde, veranlaßte eine gefährliche Verkältung. Ein heftiger Anfall von Lombago, dessen schlimme Wirkung durch angestrengte Bemühung zur Arbeit sich noch vermehrte, und ein Katarrh, der zu den übrigen Uebeln in Folge jener Verkältung sich gesellte, erzeugten endlich eine ungewöhnliche Schwäche. Blutegel und Blasenpflaster wurden angewendet; die Art des

Blutes deutete auf eine furchtbare Entzündung in den Nieren. Noch jedoch fürchtete man das Aeusserste nicht, bis zum 4. August, an welchem Tage die Aerzte, welche ihn besorgt hatten, ihn verloren gaben. Seine letzten Gedanken, Bekümmernisse, Träume, Reden, beschäftigten sich mit England, dem Könige, dem gegenwärtigen politischen Systeme und dem Phalanx seiner Feinde. Die Zukunft trat in ängstigenden Bildern vor das Auge seines Geistes; prophetisch drückte er mehr als einmal sich über sie aus; religiöse Empfindungen wechselten mit diesen Bildern. Seine Familie, seine Freunde umstanden verzweiflungsvoll sein Sterbelager; in ihren Armen verschied er am Morgen des 8. August ruhig und schmerzlos.

Der Schmerz des Publikums dagegen, in- und außerhalb England, war so groß und allgemein, daß der unerwartete Todesfall von Seite seiner Verehrer nicht nur als ein Nationalunglück, sondern als ein europäisches, ja, als eine Kalamität für die ganze Menschheit betrachtet wurde, und daß sich nicht nur im englischen Publikum das Gerücht verbreitete, sondern in einem großen Theile Europa's der Glaube in den Gemüthern befestigte: Canning sey durch seine Feinde, die Tory's, vergiftet worden. Die gewissenhaftesten ärztlichen Untersuchungen, denen zugleich die größte Oeffentlichkeit gegeben wurde, thaten den Ungrund dieser schimpflichen Sage dar; aber sie brachte nichts desto weniger den Widersachern des Verstorbenen großen Nachtheil in der öffentlichen Meinung; und wenn auch die grobe Deutung einer körperlichen Vergiftung von keinem Aufgeklärten und Unbefangenen geglaubt ward, so war man doch über die moralische, langsame Ertödtung des berühmten Staatsmannes durch das angezeigte Quälsystem der feindlichen Faktion so ziemlich einig. Mit königlichem Pompe ward seine

Leiche in der Westminsterabtei, neben Pitt und Byron, beigesetzt. Georg III., welcher auch persönlich sich mit ihm seit jenem Tage versöhnt, wo er, staatsklug, dem Sohne seiner geliebten Marquisin Cuningham ein Unterstaatssekretariat gegeben, nahm aufrichtigen Antheil an der Katastrophe und bot sogar der Wittwe die Pairswürde an, um das Gedächtniß ihres Mannes durch die Familie noch zu ehren; allein Lady Canning schlug dieß bescheiden aus. Unterzeichnungen für ein europäisches Denkmal wurden in verschiedenen Ländern unternommen, an deren Spitze hochgefeierte Männer sich stellten. Ein Gefühl von Verwaisung bemächtigte sich der liberalen Partei allenthalben, und bildete zu dem, wiewohl mit Anstand ausgedrückten, Triumphgeschrei seiner politischen Feinde, einen eigenthümlichen Kontrast. Der Thron der Donna Maria zitterte; Griechenland hüllte sich in Trauer; Old-England selbst sah angstvoll der nächsten Zukunft entgegen.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Ministerium Goderich. — Das verdrießliche Ereigniß. — Das Kabinet Wellington. — Die Abschaffung der Testakten. — Die Emanzipation der Katholiken. — Politik des Torysmus gegenüber der portugiesischen Usurpation.

Die Tory's waren klug genug, den Schmerz der Nation oder des Mehrtheils derselben um Canning nicht zu stören,

sondern in die Klagelieder um den Verlust eines so großen Mannes, wenn auch mit gedämpfteren Akkorden, selbst mit einzustimmen, auf daß wenigstens die ärgsten Ausbrüche des wider sie erregten öffentlichen Hasses von ihnen abgewendet würden. Ihre eigenen Journale verkündigten nunmehr ein Lob und eine Anerkennung, welche sie dem Lebenden verweigert. Inzwischen glaubten sie eine günstige Witterung für ihre Zwecke genaht und fast alle einflußreichen Anhänger ihrer Partei fanden sich zu London ein, um die gehörigen Abreden zu treffen. Der König wurde stark bearbeitet, ging aber nicht in ihre Vorschläge ein; noch wirkten Cannings Geist und letzte Worte allzu mächtig auf ihn, und er erschrak vor der Unermeßlichkeit der Folgen, welche er durch ein plötzliches Aufgeben des neueingeschlagenen Systems bei damaliger Volksstimmung und Zeitlage, auf seine Krone laden würde. Hr. Robinson, als mit den Ideen des vorigen Ministers am meisten vertraut, wurde also, nachdem ihn Georg IV. zum Lord Goderich erhoben, als Nachfolger bestimmt und mit der Bildung des Kabinets beauftragt. Er wählte folgende Personen: Lord Dudley and Ward behielt seine Stelle als Staatssekretär für das Auswärtige; Hr. Huskisson übernahm den Krieg und die Kolonien; Hr. Herries trat als Kanzler des Schatzes ein; der Marquis von Landsdown als Minister des Innern; der Marquis v. Anglesea als Großmeister der Artillerie; Lord Lyndhurst als Lordkanzler; der Herzog von Portland übernahm an Graf Harrowby's Statt die Präsidentschaft des Geheimenraths; der Graf von Carlisle das Großsiegel; Sir Charles Grant erhielt die Stelle eines Präsidenten des Handelsrathes und eines Schatzmeisters der Marine, C. W. Wynn, die eines Präsidenten des Bureau's für die ostindischen Angelegenheiten, Lord Palmerston die des Kriegssekre-

tariates, Lord Bexley das Kanzleramt des Herzogthums Lancaster; Tierney das Münzdirektorium, Stourges Bournes die Wasser- und Forstdirektion. Vier Tory's kamen daher in die neue Verwaltung zu sitzen, und nun ließ sich selbst der Herzog von Wellington bewegen, seine Stelle als Großmeister der brittischen Armee wieder zu übernehmen, die er blos aus reinpersönlichen Gründen gegen Hrn. Canning aufgegeben hatte.

Das neue Ministerium war aus allzu verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt, um eine fruchtbare Wirksamkeit und lange Dauer sich versprechen zu können. Lord Goderich selbst gehörte zu den gemäßigten Tory's. In der Emanzipationssache huldigte er Cannings Richtung; nemlich er war für die Ausführung der großen Maaßregel, aber in einer Weise, daß sie von unten auf in parlamentarischem Kampfe erzwungen, und nicht als Konzession von oben herab in's Werk gesetzt werden sollte. Auch die meisten übrigen politischen Grundsätze seines Vorgängers fanden an ihm einen redlichen Vertreter; und „der sterbende Prophet hatte, — wie ein neuerer Schriftsteller gut bemerkt — ihm seinen Segen, aber nicht seinen Mantel hinterlassen." Es fehlte ihm an Kraft, an entschiedener Haltung, an Scharfsinn, die Listen der Gegner zu durchforschen und ihren Kriegsplan zu überschauen. Er hatte auch an dem falschen und griesgrämischen Herries, welcher mit Huskission über den neuen Finanzplan gleich anfänglich in Fehde gerieth, einen gefährlichen Feind im Innern des Konseils selbst, und im Geheimenrath des Königs wirkte Lord Lyndhurst ihm unausgesetzt entgegen, und für das System des Torysmus. Die orientalische Angelegenheit, Portugal, die Lage Irlands, die Getreidegesetze und die Emanzipation waren Fragen, deren

Lösung stärkere Kräfte erforderte, als so ein amphibialisches Kabinet darbieten konnte.

Das „verdrießliche Ereigniß" der Schlacht und des Sieges bei Navarin, wodurch die türkisch-ägyptische Flotte größtentheils zerstört wurde, herbeigeführt durch mißverstandene Befehle und eine geheime Begierde des Großadmirals der britischen Seemacht, des Herzogs von Clarence, nach einer brillanten That in den Annalen seiner Verwaltung, brachte dem Kredite Lord Goderichs bei Hofe den Todesstoß; das Land selbst feierte mit Prunk das Geschehene. Für Irland wußte und sah jener geringe Hoffnungen; allenthalben umgab ihn die ungewöhnlich thätige Intrigue der Hochtory's. Am 14. December schon war der Entschluß des schwachen Mannes gereift, den König um seine Entlassung zu bitten. Lord Lyndhurst wurde, nachdem man Georg IV. unschwer zur Annahme derselben vermocht, mit Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Er überließ darin die erste Stelle dem Herzoge von Wellington, als dessen Schildknappe er auch bloß die von ihm seither gespielte Rolle besorgt hatte. Graf Bathurst folgte dem Herzog von Portland in dem Präsidentenposten; Lord Lyndhurst ward zum Großkanzler ernannt; Lord Ellenborough zum geheimen Siegelbewahrer, Sir Golbourn zum Kanzler des Echequers, Lord Beresford zum Großmeister der Artillerie, Sir Robert Peel zum Minister des Innern; Hr. Huskisson zum Kolonialminister; Lord Dudley blieb Minister des Auswärtigen; Lord Melville erhielt die Stelle eines Präsidenten des Controllebureaus; Sir Ch. Grant trat als Schatzmeister der Marine und Präsident des Handelsbureaus, Graf Aberdeen als Kanzler des Herzogthums Lancaster, Hr. Herries als Münzmeister ein; Lord Palmerston blieb auf seinem Posten als Kriegssekretär. Minister mit hohen Posten, ohne Mitglieder

des Kabinetes zu seyn, wurden: der Herzog von Clarence, J. Berket, Ch. Arbuthnot, J. Levis und W. Fitzgerald. Die Unterstaatssekretariate gab man größtentheils an Tory's, welche Verdienste um die Partei geltend zu machen hatten.

Der Herzog von Wellington, nunmehr mit der höchsten, bürgerlichen sowohl als militärischen, Gewalt ausgestattet, (denn er behielt seine Stelle als Generalissimus des Heeres bei) trat, unbekümmert um die Zerrbilder John Bulls, um die Spottschriften der Radikalen, die Kritiken der Whigs und die Verwünschungen der Soldaten (welche ihn einen Zucht- und Drillmeister nannten) mit entschiedener Energie in vielen Zweigen der Verwaltung auf. Seine spartanische Enthaltsamkeit, welche auf ein Stillleben im Schooße der Ueppigkeit und des Luxus folgte, flößte auch denjenigen Respekt ein, welche seine politischen Grundsätze haßten. Er schien seine Verwaltung auf ein festes System begründen und mit der öffentlichen Meinung sich aussöhnen, oder doch vergleichen zu wollen. In dieser Richtung behauptete er als Hauptmaxime die ihn künftig leiten würde: die Regierung solle, wenn Veränderungen in dem bestehenden Zustand der Dinge gefordert würden, nur dann dem Verlangen nachgeben, wenn nach Abschätzung der Stärke der betreffenden Parteien, diejenige, welche die Neuerung begehrt, an Zahl oder intensiver Kraft die stärkste sey. Er hatte hiebei an Sir R. Peel einen tüchtigen Rathgeber, welcher den Anmaaßungen der Tory's so viel möglich eine polirtere Form und ein nationales Aeußere zu geben versuchte. Die jüngeren Minister, die gemäßigten Whigs und Halbliberalen des Rumpfes der vorigen Verwaltung, hatten ihre Stütze an den Talenten Huskissons. Diesen selbst bekämpften jedoch die Tory's mit aller Macht durch Herries, der aus diesem Grunde hauptsächlich in's

Miniſterium geſchoben worden war. Als Hr. Huskiſſon öffentlich geltend machen wollte, daß er die Beibehaltung der Canning'ſchen Politik zur weſentlichen Bedingung ſeines Eintritts in das Kabinet gemacht und hiefür Garantieen erhalten habe, läugnete dieß der Herzog rundwegs; ſein Kollege behauptete dagegen: die Garantieen ſeyen faktiſch durch die Beibehaltung von Dudley, Grant und Lamb, ausgeſprochen. Hr. Herries, der den ganzen Auftritt herbeigeführt, wurde von den Whigs, die ſofort mit Anklagen mancherlei Art gegen ihn in's Feld rückten, nicht wenig verwirrt gemacht und beſchämt. Der Zwieſpalt unter den Miniſtern nahm von der Zeit an täglich mehr überhand, und als die Freunde Cannings das Beſtreben Wellingtons durchſchaut, das ganze Gebäude deſſelben wieder abzutragen, ja als deſſen Principien förmlich verläugnet und geſchmäht wurden, nahmen ſie ſämmtlich ihre Entlaſſung. Der Herzog hatte, was er gewünſcht; die Männer, welche ihn ſeither noch mit läſtiger Controlle gehemmt und deren Anblick ihn an den verhaßten Vorgänger allzu unangenehm erinnert, waren ihm auf anſtändige Weiſe von der Seite genommen. Die Erläuterungen hierüber, welche im Parlamente Statt fanden, ließen in die lange Reihe von Intriguen der ſtarr-toryſtiſchen Salons blicken; allein Hr. Huskiſſon warf ſeinen Gegnern die bedeutungsvolle Warnung zu: die Partei irre ſich ſehr, wenn ſie ihren Triumph durch das gelungene Mannöuvre für einen vollſtändigen anſehe.

Für die Abgetretenen erſchienen nun: Graf Aberdeen (an Dudley's), G. Murray (an Huskiſſons), Ch. Arbuthnoth (an Aberdeen's), H. Hardinge (an Palmerſtons Stelle). Die übrigen erledigten Poſten (von Levis, Grant und Lamb) wurden ebenfalls mit entſchiedenen Tory's beſetzt. Alle dieſe Veränderungen fielen um die Mitte des Jahres 1827 vor.

Lord Liverpool überlebte sie nicht lange mehr und folgte, nach einem neuen Schlaganfall, seinem verewigten Freunde Canning.

Die Noth der untern Volksklassen, und mit ihr die moralische Verschlechterung, stieg in furchterregendem Maaße; die Auswanderungen wollten kein Ende nehmen; die barbarische Gesetzgebung mit allen ihren Folgen drängte sich jeden Tag der Betrachtung patriotisch gesinnter Männer fühlbarer auf, und es bedurfte nicht erst der glänzenden Improvisationen und Abhandlungen Brougham's, um selbst Sir R. Peel von der Nothwendigkeit durchgreifender Reformen zu überzeugen. Am 7. Februar nahm man endlich den heilsamen Antrag an: einen Ausschuß zu strenger und gewissenhafter Prüfung der Civilgesetze und Gerichtshof-Reglemente nieder zu setzen; aber noch zu Ende des Jahres 1828 war von demselben kein Bericht erfolgt. Immer trugen die damaligen Machthaber wieder Scheu, an das Unwesen neuernde Hand anzulegen. Die Finanzen und der Staatshaushalt, über welchen Punkt eine Druckschrift Lord Grenville's, besonders in so fern er den Tilgungsfond und dessen unpraktische Thätigkeit betraf, großes Licht verbreitet, veranlaßte lebhafte Erörterungen in- und außerhalb dem Parlamente. Hr. Goulbourn versuchte es, sich als Tausendkünstler zu zeigen; er verhieß zu den vorhandenen Ueberschüssen in der Staatseinnahme noch bedeutendere für das künftige Jahr. Das Budget ging mit großer Mehrheit durch. Als der Premierminister über finanzielle Fragen ebenfalls als Redner sich versucht und über die gegenwärtige Lage des Landes sich ausgebreitet hatte, erklärte Lord Goderich im Oberhaus: ihm sey kein Staat auf der Erde bekannt, dessen Macht und Hülfsquellen minder geschwächt wären, als diejenigen Englands; werde dasselbe nur in seinem Innern gut verwaltet, so brauche es die ganze Welt nicht zu fürchten, sondern es könne allen An-

griffen feindlich gesinnter Nationen siegreich widerstehen. Eine Thatsache auffallender Art schien diese stolze Behauptung zu bewahrheiten; als der russisch-türkische Krieg ausbrach, fielen die Konsols nicht nur nicht, sondern sie stiegen sogar um ein Weniges.

Der Herzog von Wellington benahm sich in den Finanzangelegenheiten gewandter, als man von der soldatisch-barschen Stabilität seiner sonstigen Grundsätze zu erwarten berechtigt war; er gab in dem Systeme Huskissons keine Aenderung zu und selbst der Anblick der großen Verluste, welche die britische Marine in den letzten Jahren erlitten, machte ihn unbeugsam gegen die Forderungen der Schiffs-Eigenthümer, welche eine Ermäßigung der von Huskisson in den Schifffahrtsgesetzen vorgenommenen Reformen begehrten. Aber nicht vermochte er seine Leidenschaftlichkeit gegen den Großadmiral der Flotte, den Herzog von Clarence, zu besiegen; sie geriethen miteinander in heftigen Streit über Dienstsachen, welcher, da der Premierminister auf ungewöhnlich gebieterische Weise seine Stellung geltend machte, mit der Entlassung des Prinzen sich endigte. Das „verdrießliche Ereigniß" hatte aber, wie anderseitig mehr, auch hier die ursprüngliche Veranlassung gebildet. Nachdem der Beschützer entfernt war, konnte auch Sir E. Codrington, nicht länger auf seinem Posten, als Befehlshaber der britischen Seemacht im Mittelmeer, sich halten; Sir Pulteney Malcolm, im Uebrigen ein gleichfalls hochverdienter Seeoffizier, wurde sein Nachfolger. Die Verrichtungen des bisherigen Großadmiralates selbst besorgte fortan ein Ausschuß, unter Vorsitz Lord Melville's. In demselben las man unter andern Namen auch den in Napoleons Geschichte berühmt gewordenen Sir George Cockburn. Sir Codrington trat jedoch nicht von dem Schauplatz ab, ohne die Anordnung eines Kriegs-

gerichts und einer strengen Untersuchung seines Verfahrens kategorisch verlangt zu haben. Des Beistandes der öffentlichen Meinung sicher und auf die Macht des britischen Nationalstolzes vertrauend, dem er eine so glänzende Trophäe erworben, fürchtete er keineswegs den Ausgang eines solchen Prozesses.

Am 29. Jänner wurde das Parlament im Namen des Königes durch eine Kommission eröffnet; in der Rede, welche dieselbe verlas, machte der schon mehrerwähnte Ausdruck „verdrießliches oder unerwartetes (untoward) Ereigniß" in Bezug auf die Schlacht bei Navarin ungemeines Aufsehen und nicht minder das von Sr. Majestät, trotz der bei dieser Gelegenheit bewiesenen Tapferkeit, ausgesprochene tiefe Bedauern, daß dieser Kampf mit der Seemacht eines alten Verbündeten statt gefunden habe. Lord Goderich, dessen und Hrn. Cannings System dadurch förmlich angegriffen worden, vertheidigte sich ganz vernünftig damit, daß er erklärte: es wäre abgeschmackt gewesen, den Fall eines solchen Ereignisses nicht in Betracht zu ziehen, als man beschlossen habe, zu einer bewaffneten Dazwischenkunft zu schreiten. Die nationale Meinung, d. h. die Meinung derjenigen, welche von dem Gefühle der Theilnahme für die Leiden und von dem Wunsche für die Befreiung Griechenlands blos erfüllt waren oder auf den dem britischen Seeruhm gewordenen neuen Zuwachs blickten und weder die weiteren politischen Folgen jener That überschauten, noch vom moral- und völkerrechtlichen Standpunkte sie beurtheilten, vernahmen die königliche Phrase nicht ohne Unwillen und Entrüstung. Englische, französische und teutsche Journale riefen Zetter und Wehe über den Herzog von Wellington und die türkenfreundlichen Tory's aus.

Die abgetretenen Minister erschienen nunmehr in beiden

Häusern auf den Oppositionsbänken. Die Arbeiten des Parlamentes von 1828 waren hauptsächlich der inneren Verwaltung und Gesetzgebung gewidmet; sie sichern dieser Periode, so unvolksthümlich auch das Ministerium selbst in mehr als einer Beziehung erscheinen mochte, ein ehrenvolles Andenken in den Annalen der englischen Legislation. Die Korporations- und Test-Akten wurden abgestellt, die Getreidegesetze ermäßigt und die Ansprüche der großen Fabrikstädte auf Vertretung im Unterhause entschieden.

Durch die Testakten war jeder britische Bürger, welcher in der Regierung oder in einer städtischen Körperschaft um ein Amt sich bewarb, nicht nur verpflichtet, gewisse Eide zu leisten, sondern auch einen Monat nach Erhaltung des Amtes das Abendmahl nach anglikanischem Ritus zu empfangen. Zu Abschaffung der Akten, als des Werkes einer mißtrauischen, finstern, unduldsamen Zeit, und als im Widerspruche mit dem Geiste des Jahrhunderts, stellte der unermüdliche Reformer, Lord John Russel, einen Antrag in der Kammer der Gemeinen. Die Minister widersetzten sich demselben und selbst Hr. Huskisson trat unter den Gegnern auf. Er befürchtete, als Vertheidiger der Emancipation, daß sobald die Dissenters aller Beschränkungen erledigt worden, kein gemeinsames Interesse sie mit den Katholiken für die Sache derselben mehr zusammenhalten dürfte; auf einer andern Seite hegte Hr. Peel, welcher unter andern Umständen sich nicht so heftig dawider gestemmt hätte, daß gerade die Befreiung der Dissenters die Emancipation der Katholiken, wider welche er beharrlich gestimmt war, anbahnen werde. Nichts destoweniger siegte Lord Russels Motion mit 237 gegen 195 Stimmen. Hr. Peel verlangte zum mindesten Aufschub, und als die Mehrheit solchen verweigert, verließ er unwillig mit dem Generalprokurator und allen

Personen, die dem Ministerium angehörten, den Sitzungssaal. Der Ausschuß ward nun größtentheils aus Gegnern der Testakten gebildet, und eine Reihe von Kabalen begannen, um die Bill verwerfen zu machen, wiewohl fruchtlos. Am Ende unterhandelte das Ministerium und verlangte wenigstens eine förmliche Erklärung von allen bisher den Testakten unterworfenen Personen, welche künftig ein Amt bekleiden würden, daß sie ihre Stellung, welche ihnen dieses gewährte, nimmermehr zu Beeinträchtigung der protestantischen Episcopalkirche mißbrauchen, noch dieselbe in Ausübung ihrer Rechte und Privilegien stören wollten. Am 17. April kam die Bill in's Oberhaus; Lord Holland sprach für sie mit edler Wärme und selbst die Juden suchte er durch Ausmerzung der Worte „bei dem Glauben eines Christen" (welche obiger Erklärung beigefügt werden sollten) mit in die Amtsfähigkeit einzuschwärzen; die Minister widersetzten sich der Bill im Ganzen nicht, wohl aber diesem Amendement; ein anderes, das des Lords Eldon, wornach die Kandidaten sich vor Antritt eines Amtes als gute Protestanten bekennen sollten, fiel ebenfalls durch. Die Testakten wurden durch Stimmen-Einmüthigkeit von den Pairs für abgeschafft erklärt.

Nach ihnen nahmen die Getreidegesetze die wichtigste Stellung ein; die Verwerfung der Canning'schen Vorschläge durch den chikanirenden Einfluß des Herzogs von Wellington, als des Organs der Grundeigenthumsaristokratie, hatte mehr als eine betrübte Folge nach sich gezogen; das Ministerium sah sich zur Abhülfe gezwungen und ließ in verschiedenen Staaten des Festlandes belehrende Nachforschungen anstellen, sowohl über das wahre Getreidebedürfniß Englands, als über den Stand der Produktion in solchen Gegenden, wo der Ackerbau blühte und von woher man im Falle der Noth sich mit Ge-

treide hinlänglich versehen könnte. Ein talentvoller und gelehrter Geschäftsmann, Herr Jakob, befaßte sich mit dem Auftrage und durchreisete sowohl die Niederlande, als einen großen Theil von Teutschland; das Resultat dieser Reise, welches in einem sehr gediegenen Generalberichte mitgetheilt ward, fiel dahin aus, daß, wenn in England Mißerndten, wie in den Jahren 1816 und 1817, wieder vorfallen sollten, der Getreideüberschuß des Festlandes nicht hinreichen würde, den Mangel zu decken, und daß somit eine Hungersnoth zu den Möglichkeiten gehöre, indem für einen Fall, wie der angedeutete, die Kontinental-Regierungen aus Rücksicht für die Lage der eigenen, ärmeren Bevölkerungsklassen zu der Maaßregel sich gezwungen sehen dürften, die Getreideausfuhr nach England strenge zu verbieten.

Das Ministerium fühlte die Nothwendigkeit, in diesem Punkte die öffentliche Meinung wenigstens theilweise zu beruhigen; es entschloß sich daher in den „Resolutionen", welche es hinsichtlich der Getreideangelegenheit in beide Häuser brachte, zu einem Mittelsystem. Der Plan Cannings, einen auf- und absteigenden Zoll, je nach dem Verhältniß der steigenden und fallenden Preise, auf die Einfuhr aus der Fremde zu legen, ward beibehalten; aber man stellte, um die britischen Landbebauer mit der Maaßregel zu versöhnen, die Zölle höher, so daß sie in gewöhnlichen Jahren so ziemlich einem förmlichen Verbote gleich kamen. Vergebens widersetzten sich Huskisson und Grant der erkünstelten Zollleiter und dieser Zollerhöhung; vergebens nahm sogar in der Pairskammer Wellington (hierin im Widerspruch mit seinem früheren Benehmen gegen Canning) die Klausel wegen Aufspeicherung fremden Getreides, in Schutz: die Resolutionen gingen auf obengestellte Weise durch. Die öffentliche Meinung nahm diesen verstümmelten und nachgebornen Sieg der Prinzipien

Cannings mit gedämpfter Freude auf und viele einsichtsvolle Männer erklärten laut die zugetheilte Wohlthat für ungenügend, ja nur scheinbar und täuschend, gegenüber der dürftigen Volksklasse.

Das Unwesen des Stimmrechts der verfaulten-Flecken und der damit zusammenhängenden Wahlbestechlichkeit kam bei Anlaß mehrerer Thatsachen, deren sich die Flecken East Redford und Peeryn schuldig gemacht, auf ernsthafte Weise im Parlament zur Sprache; mehrere Oppositionsglieder versuchten es, das Stimmrecht von jenen beiden Ortschaften auf die in dem Hause gar nicht repräsentirten zwei großen Fabrikstädte Manchester und Birmingham zu übertragen; allein das „Rottenborroughsystem", eine der abgeschmacktesten und schreiendsten Rechtsverkehrtheiten, welche jemals in der Geschichte eines Repräsentativstaates vorgekommen, behielt in Folge großer Mehrheit bei der Abstimmung die Oberhand.

Alle Debatten, welche über die bisher erwähnten Materien geführt wurden, waren jedoch unbedeutend gegen die, welche die erneuerte Emancipationsfrage anregte. Von Seite eines einsichtsvollen und gemäßigten Mannes, des Unterstaatssekretärs der Kolonieen, Sir Wilmot Horton, war in einer Denkschrift, lichtvoll begründet, dargethan worden, daß das Haupthinderniß der Gleichstellung der Katholiken in den staatsbürgerlichen Rechten in der Furcht bestehe: eine mögliche Legislation, in welcher die Katholiken die Mehrheit erhielten, könne den Gerechtsamen der herrschenden Kirche gefährlich werden. Dieses Hinderniß wegzuschaffen, sey aber ein Leichtes; die Emanzipationsbill bedürfe blos der Klausel: daß sämmtliche katholische Parlamentsglieder in Angelegenheiten, welche die herrschenden protestantischen Kirchen in England und Schottland beträfen, sich der Abstimmung zu enthalten hätten. Auch aus

Mitte der Katholiken hatten achtbare Stimmen schon lange zuvor dieß als etwas, was sich von selbst verstünde und mit der Ansicht aller redlichen Angehörigen jener Konfession zusammentreffe, erklärt. Hr. Peel, wiewohl er bis zu diesem Tage als beharrlicher Gegner der Emancipation sich behauptet, hatte gleichwohl vor mehr als einem Jahre die Zusage gegeben: seine Meinung zu ändern, sobald man ihn überzeuge, daß durch die Verweigerung der staatsbürgerlichen Rechte für die Katholiken, der im Jahre 1690 geschlossene „Traktat von Limerik" verletzt worden sey. Diesen Beweis erboten sich Sir Fr. Burdett und Hr. Brougham beizubringen. Eine der anziehendsten Verhandlungen entspann sich nunmehr im Unterhaus, in welchem mehrere ausgezeichnete Redner auf beiden Seiten alle nur denkbaren Gründe erschöpften. Nach dreitägigen Diskussionen, welche meist bis tief in die Nacht sich fortsetzten: entschied eine Mehrheit von 16 Stimmen (272 gegen 256): es sey zweckmäßig, eine Veränderung in den Gesetzen, betreffend die katholischen Unterthanen Sr. Majestät, vorzunehmen, und zwar in so weit, als sie mit dem Daseyn der herrschenden Kirche, so wie mit der Ruhe und Eintracht im Reiche vereinbar wäre.

Hr. Peel wurde in soweit zur Nachgiebigkeit vermocht, daß er sich dem Gesuche an das Oberhaus für eine Konferenz in der fraglichen Sache nicht widersetzte. Ein Ausschuß von Emancipationsfreunden, begleitet von vielen anderen Mitgliedern des Unterhauses, erschien in der That vor den Pairs; sie bestimmten, auf Wellingtons Zureden, den 19. Mai zur Gewährung des Begehrten. Vierundzwanzig Deputirte und sieben Mitglieder des Oberhauses (Bathurst, Grey, Eldon, Londonderry, Devonshire, Durham und Colchester) traten an

jenem Tage zusammen. Man zerschied sich blos über die Garantieen der Treue und Anhänglichkeit, welche die Katholiken zu leisten haben sollten und auf dieser Bedingung bestand auch Hr. Peel, als einer wesentlichen, gegen welche er seine Zustimmung verhieß. Nichts desto weniger verwarf die Mehrheit der Pairs aus „innerem Widerwillen, als es zur Abstimmung kam, die Emancipation auch unter dieser Bedingung. Die Katholiken der Hauptstadt dagegen weigerten sich, irgend eine andere Garantie, als die ihrer Rechtlichkeit, zu leisten.

Unter solchen Umständen entschloß sich der große Agitator Irlands, Hr. Daniel O'Connell, dessen moralisch-politische Macht mit jedem Jahre gestiegen, zu einem entscheidenden Staatsstreiche. Er erklärte, daß er, ohne die Emancipation abzuwarten, sich als Mitglied des Unterhauses wählen lassen und in demselben erscheinen werde, um seinen Platz einzunehmen; würde man ihn mit Gewalt aus dem Saale der Gesetzgeber vertreiben, so sey die Union Irlands mit England gebrochen und alle Städte, Flecken und Burgen Irlands hätten dann das Recht, zusammenzutreten und ein eigenes Parlament, unabhängig von dem britischen, zu versammeln. O'Connell vollführte seinen Entschluß; seine Reise nach der Grafschaft Clare glich einem Triumphzug. Allenthalben zogen ihm die Landbewohner, festlich geschmückt und mit den Nationalfarben, in Schaaren entgegen. Die Gutsbesitzer und Pächter zitterten für ihre Sicherheit und wagten es nicht, ihren Kandidaten (Fitzgerald) gegenüberzustellen; er erhielt 1,075 Stimmen mehr als derselbe und machte fortan sein Recht als unantastbares Parlamentsglied für die Grafschaft Clare geltend. Ein großer Theil Protestanten, denen vor der Zukunft graute, wenn die Massen durch längere Verweigerung weiter fanatisirt würden, schlossen sich den Katholiken an. Die überspannten Orangisten

dagegen schlossen sich in politischen Vereinen enger an einander. O'Connell gebrauchte seine Macht mit größter Mäßigung und aus Klugheit verschob er seine Reise nach London für die nächste Legislation; er wollte vorerst die ferneren Ergebnisse seines Schrittes abwarten und der Strömung des öffentlichen Willens völlig sicher seyn. Aus demselben Grunde und um den Gegnern zu beweisen, daß das irische Volk der Freiheit fähig und würdig, verhinderte er jede Ausschweifung und jeden Ausbruch von Parteirache im Land, predigte Ordnung, Ruhe und Gehorsam den Gesetzen; dabei aber bearbeitete er rastlos die Gemüther, und ließ in den Vereinen Beiträge zur Unterstützung der gemeinsamen Sache einziehen. Unter vier bisher heftig hadernden Parteien fand zu Clonmell eine Aussöhnung statt; Fahnen, mit der „Harfe" (dem Landeswappen) auf der einen, und O'Connells Bildniß auf der andern Seite, weheten der Versammlung, bei welcher mehr als 50,000 Personen erschienen, voran, und fünfzig Konstabler reichten hin, die Polizei aufrecht zu erhalten. Diese Scene bewirkte in London den tiefsten Eindruck.

Die Orangemen feierten jedoch ebenfalls nicht; sie hofften durch Beleidigungen ihre Widersacher zum Aufstand zu reizen, um das Gesetz und die Gewalt gegen sie in Bewegung setzen zu können. In Irland und England rathschlagten die „Braunschweig-Klubs", erließen wüthende Erklärungen, Adressen, Protestationen, Aufforderungen zur Rettung der bedrohten bürgerlichen und religiösen Rechte. Auf der Penemden-Haide (am 24. Oktober) trafen beide großen Parteien zu einer neuen großen Versammlung ein und maaßen wider einander ihre Kräfte. Die Behörden hatten alle möglichen Vorsichtsmaaßregeln zu Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe getroffen. Die Hauptredner

von beiden Seiten traten für und wider mit aller Leidenschaftlichkeit des langgenährten Hasses auf; noch einmal siegten durch Stimmenmehrheit die Repräsentanten der anglikanischen Aristokratie und Priesterschaft. Aber die Emanzipationisten gaben ihre Sache noch nicht verloren; der Dublin-Verein schickte neun Abgeordnete nach London, um der Regierung eine kräftig abgefaßte Bittschrift zu überreichen, in welcher alle bisher verweigerten bürgerlichen Rechte für sämmtliche Katholiken Irlands und Schottlands gefordert wurden. O'Connell, Shiel und O'Gorman standen an der Spitze der Deputation; noch vor Ende des Jahres sollten dieselben in der Hauptstadt eintreffen und die heilige Sache nachdrücklich betreiben. Nach diesem rathschlagten auch die Katholiken Englands in einer Versammlung, unter dem Vorsitze des Herzogs von Norfolk für ähnlichen Zweck, der Aufhebung aller gesetzlichen Beschränkungen, welche bisher auf den Katholiken dieses Landes gelastet. Graf Grey wurde angegangen, ihre Bittschrift dem Oberhause vorzulegen.

Alle diese Erscheinungen, welchen die torystische Publizistik vergebens den Schein des Lächerlichen und Ungereimten zu geben sich bemühte, hatten den Herzog von Wellington nachdenklich und über ihren Zusammenhang und die Folgen besorgt gemacht. Er erkannte die Möglichkeit eines gewaltsamen Ausbruchs bei einer gereizten Bevölkerung von sieben Millionen, und selbst Zuschriften aus protestantischen Städten schilderten den Frieden Irlands als nicht mehr von der Regierung, sondern blos von dem katholischen Vereine abhängig. Sogar ehemalige entschiedene Gegner, wie der Unterstaatssekretär Dawson, stimmten jetzt zur Nachgiebigkeit. Das Ministerium hielt verschiedene Konferenzen und setzte sich mit irischen Prälaten, deren persönliche Gesinnung Zutrauen einflößte, sowie mit dem Vicekönige, Marquis von Anglesea, in lebhaften Briefwechsel.

Der Herzog von Wellington hatte seinen Entschluß gereift, den er in nächster Parlamentssitzung durchzuführen gedachte. Aus einem Saulus war er plötzlich ein Paulus geworden.

Als geschickter Feldherr verfolgte er einen ziemlich schlauen und festen Operationsplan, und, um einerseits nicht das Ansehen zu gewinnen, als hätten die drohenden Demonstrationen des katholischen Vereins ihm die große Maaßregel abgetrotzt, anderseits aber, um die Seinigen damit nicht allzu unvorbereitet zu erschrecken, beschwichtigte er vorerst den heftigsten Ungestüm der Irländer durch allgemeine Versicherungen, daß die Verbesserung ihres Schicksals einen Gegenstand der dringlichsten Sorgfalt des Kabinettes bilde; sodann schrieb er an den Primas des katholischen Irlands, Dr. Curtis, seinen alten Freund von Salamanca her, einen scheinbar vertraulichen Brief, der vom 11. Dezember 1828, somit zurück datirt war: er wünsche aufrichtig die Ausgleichung der katholischen Angelegenheiten herbeizuführen und zwar auf eine, für jedes Mitglied der katholischen Kirche wohlthätige Weise; der furchtbar aufgeregte Parteigeist allein widerstrebe noch der Erfüllung dieses Wunsches unter den obwaltenden Verhältnissen; deßhalb thue es noth, die katholische Frage, wenn auch nur noch auf kurze Zeit, in Hintergrund treten zu lassen, damit indeß Zeit gewonnen werde, auf ein alles befriedigende Heilmittel zu sinnen.

Dr. Curtis, während er in seiner Antwort den Absichten des edlen Herzogs die gebührende Gerechtigkeit widerfahren ließ, erklärte jeden Aufschub für unzulässig und die, ohnehin sehr aufgereizten Gemüther nur noch mehr in der Meinung bestärkend, daß man sie durch Aufschub zu täuschen suche. Der sehr gelehrte Doktor hatte die Wahrheit geredet, ob mit oder wider Willen; als das Schreiben des Premierministers zur Oeffent-

lichkeit gelangt, erklärte der katholische Verein: er gedenke, nimmermehr eine Emanzipation anzunehmen, welche durch irgend eine Dazwischenkunft der Regierung in kirchliche Angelegenheiten bedingt wäre. Der Marquis von Anglesea, der geheimen Parteilichkeit für die Katholiken beschuldigt, wurde nunmehr abberufen; man gab dem Scheidenden das Zeugniß kluger Mäßigung und loyalen Benehmens, und als die antikatholischen Klubbs von Neuem eine drohende Haltung annahmen, erwachte auch die Energie ihrer Gegner wieder; sie faßten nachdruckvolle Adressen an den König ab, und einflußreiche Männer aus den Reihen der hol-n Aristokratie machten sich anheischig, dieselbe an allerhöchstem Orte sicher zu überreichen. Die Orangisten boten alle ihre Kontingente auf und selbst der Herzog von Cumberland, ein in vieler Beziehung loyaler und ehrenwerther, aber dem Geiste und den Bedürfnissen seiner Nation entfremdeter, von den Prinzipien des starren Protestantismus allzu eingefangener Prinz des königlichen Hauses, welcher in etwas den Don Quixotte für die Stabilität der anglikanischen Kirche spielte, ward von Berlin durch Estafette über den Kanal berufen. Ein anderer Bruder des Königes George IV., der Herzog von Sussex, huldigte mit gleicher Rücksichtslosigkeit in entgegengesetztem Sinne den emanzipirenden Ideen in Kirche und Staat.

Wellington, seine Zeit endlich begreifend, beeilte sich, die Emancipationsfrage vor die beiden Häuser zu bringen; die Thronrede empfahl, als am 5. Februar 1829 das Parlament wieder eröffnet ward, dringend die reifliche Erwägung des Zustandes von Irland und eine Ueberprüfung der Gesetze, welche die römisch-katholischen Unterthanen Sr. Majestät mit bürgerlicher Unfähigkeit belastet. Diese Unfähigkeit wünschte sie aufgehoben, auf eine Weise, bei welcher die Sicherheit der

kirchlichen und Staats-Anstalten, die Vorrechte der Bischöfe, der Geistlichkeit dieses Königreiches und der ihrer Pflege anvertrauten Kirchen ungefährdet bleiben könnten. Den katholischen Vereinen in Irland ward natürlicherweise, als unvereinbar mit den bestehenden Gesetzen, ziemlich unversteckt der Krieg angekündigt.

Hr. Peel zögerte keinen Augenblick, eine Bill gegen diese Vereine ins Unterhaus zu bringen; sie ging, da man jedes Hinderniß und jeden Vorwand, die große Maaßregel zu bekämpfen, beseitigen wollte, und als ganz dem Geiste der Verfassung gemäß, fast ohne Widerspruch durch; O'Connell schrieb listig von London aus blos die Warnung: sich nicht mit der Auflösung jener Vereine zu übereilen. Die gefürchtete Haupt-Association gehorchte jedoch ohne Säumen. Dafür dauerte der Adressen- und Petitionen-Sturm von allen Seiten fort; aus allen drei Königreichen kamen sie unausgesetzt; Männer jedes Standes und Ranges, jeder Farbe und Schattirung las man in manchen derselben unterzeichnet. Auch der große Unbekannte fehlte nicht, dem Geiste des Jahrhunderts seine Huldigung zu bringen, so ministeriell er sich sonst bis zu diesem Tage bewährt hatte.

Die starr-protestantische Partei wendete ihre letzten Kräfte an, um die ihr drohende Niederlage abzuwenden; die brutalsten wie die raffinirtesten Mittel wurden in Bewegung gesetzt, um Volk und König glauben zu machen, daß Religion und Staat in Gefahr schwebten; bei keinem ähnlichen Vorfalle hatte der Anglikanismus abgeschmacktere Vertheidiger gehabt. Verläumdungen, Karrikaturen, Satyren, Journalartikel, Invektiven im Parlamente wechselten mit einander ab. Die Minister, obgleich Torys von erprobtem Kaliber, wurden für Verräther erklärt. Die Universitäten Oxford, Cambridge und Dublin, allbekannt

als Sitze von kirchlichem und gelehrtem Pedantismus, gegen welche daher zu London eine eigene freie Universität errichtet worden, blieben auch nicht zurück. Der Zwiespalt erstreckte sich bis auf die Glieder der königlichen Familie. Der Herzog von Cumberland ward durch den Herzog von Clarence beschimpft, da derselbe seine Partei für eine „infame" erklärte und seine Benennung durch eine noch kränkendere Motivirung milderte, daß der Prinz „zulange im Auslande gelebt habe, um die Freiheiten der Debatte in einem britischen Parlamente ertragen zu können;" der dritte Bruder, Suffex, mußte versöhnend in's Mittel treten. Die liberale Presse wüthete desto schonungsloser und zog mit frecher Hand selbst von Privathandlungen des erstgenannten jener drei Prinzen, welche billig ausserhalb des Bereiches der Publizistik fallen sollten, den Schleier, einzig in der Absicht, um das Brandmal der Verächtlichkeit auf ihn zu bringen.

Der Herzog von Wellington war demnach bei seinem Schritte der öffentlichen Meinung so sicher, daß er ohne Gefahr ihn wagen durfte, und Canning hatte sicherlich über die Reife des Volkes für die Ertragung desselben sich getäuscht. Jener schreckte dem Könige, welcher aus religiösen Gründen wider die Emancipation gesinnt war, seine Zustimmung durch die Drohung ab, seine Entlassung zu nehmen und während Hr. Peel am 5. März im Unterhaus durch eine vierstündige Rede den Antrag der Regierung für die Gleichstellung der Katholiken in den staatsbürgerlichen Rechten mit den katholischen Unterthanen vertheidigte, bearbeitete Wellington die Pairs und brachte es dahin, daß 35 bisher hartnäckige Gegner und darunter selbst drei Bischöfe, für den Antrag gewonnen wurden. In einer Versammlung bei Sir Francis Burdett kam man auch für die Erhöhung des Wahlcensus in Irland und für die unbedingte

Annahme der Bill ohne Modificationen mit den Whigs überein, wodurch sonach das Wahlrecht von 200,000 irischen sogenannten „Vierzigschilling-Freisassen" preisgegeben wurde. Der Entwurf der Bill selbst war ursprünglich im Wesentlichen folgender: Alle bürgerlichen Unfähigkeiten, welche bisher auf den Katholiken gehaftet, sollen verschwinden und dieselben in beiden Häusern des Parlamentes Zutritt erhalten. Ihre Zahl soll nicht beschränkt und statt des verweigerten Suprematie-Eides blos der geschworen werden: Das Erbrecht der Krone in dem Hause Braunschweig aufrecht zu erhalten, das gesetzlich-bestimmte Eigenthumsrecht zu schützen, die bestehende Verfassung der anglikanischen Kirche unangetastet zu lassen und niemals irgend ein erhaltenes Vorrecht zum Umsturz oder zur Störung der protestantischen Religion und der protestantischen Regierung des Reiches zu mißbrauchen. Als Aemter und Stellen, zu denen die Katholiken allein nicht gelangen konnten, waren die des Lordkanzlers und des Vicekönigs von Irland, die den geistlichen Stiftungen auf den Universitäten, so wie den Kollegien zu Eton, Wincheſter und Westminster gehörigen und endlich die Patronate in der anglikanischen Kirche bezeichnet. Die Strafgesetze gegen die Katholiken hörten auf; sie hatten keine Erklärung gegen die Transsubstantiation abzugeben, wogegen auch kein Veto des römischen Stuhls in kirchlichen Angelegenheiten der britischen und irischen Katholiken gültig, noch von einem Konkordate mit demselben die Rede seyn sollte. Alle, zu religiösen Verbindungen gehörige Personen sollen einregistrirt, die vorhandenen zwar erhalten, aber die Vermehrung durch neue so viel möglich gehindert und dem Orden der Jesuiten kein Eingang in das Land verstattet werden. Der Wahlcensus in Irland ward von 40 Schilling auf 10 Pfund erhöht und eine Einregistrirung sämmtlicher Freisassen zu dem Ende vorgenom-

men worden. Auch die Bestimmungen enthielt noch die nach diesem Entwurfe ausgefertigte Bill: daß kein Katholik Regent des vereinigten Königreiches werden, noch den Titel eines Erzbischofs, Bischofs oder Dechants irgend einer Provinz führen könne, bei einer Geldstrafe von 100 Pfd. Sterl.; das Versäumen des Eides bei einer neuen Thronbesteigung ward mit einer ähnlichen von 200 — und des Tragens der geistlichen Amtstracht außerhalb den öffentlichen oder Privat-Gotteshäusern mit 50 Pfd. belegt. Ein Jesuit oder anderer Ordensmann, der das brittische Gebiet beträte, ward auf Lebenszeit aus dem Umfange desselben verbannt. So hart verklauselt und vielfach beschnitten war die, in Anbetracht der früheren Rechts- und Hoffnungslosigkeit immer noch reichhaltig zu nennende politische Wohlthat! Und welche Kämpfe hatte man nicht noch selbst für diese zu bestehen!

Die Gegner der Emancipation zeichneten sich durch eine ungewöhnliche Rohheit und Heftigkeit des Tones aus und Sir Charles Wetherell stand hierin weit oben an; allein das Resultat war gleichwohl mit einer Mehrheit von 180 für die Hauptbill (und bei dem Wahlcensus von 200) Stimmen günstig. Noch in der Nacht vom 30. auf den 31. März wurden beide Bills, nachdem man alle Amendements verworfen, ohne weitere Abstimmung durch Zuruf angenommen; Hr. Peel, von etwas über 100 Mitgliedern begleitet, brachte sie sofort in's Oberhaus; die Tory's wütheten in Rede und Schrift auf das furchtbarste, und künstelten mittelst bezahlter Pöbelhaufen, die man überdieß durch starke Getränke fanatisirt, eine Art Volksaufstand zusammen; der Herzog von Wellington selbst entging den Beschimpfungen und Steinwürfen nicht; aber der Feldmarschall schützte den Premierminister kräftig; die bewaffnete Macht setzte sich in ehrfurchtgebietende Haltung und schüchterte die tu-

multuirenden Banden ein. Das Haupt der unverbesserlichen Orangisten, Graf Winchelsea, welcher mit mehreren seiner Freunde sich nach Windsor begeben, um das Gewissen des Königes zu erschüttern, erschütterte doch den Entschluß des Kabinettes nicht. Noch einmal versuchten die Widersacher der Bill im Oberhause, die hohe Prälatur (mit wenigen Ausnahmen) und den Herzog von Cumberland an der Spitze, ihr Möglichstes, wiewohl mit fruchtlosem Erfolge; die Generalausschüsse nahmen die Bill ohne Abänderung an, und am 13. April erschien der Lordkanzler mit des Königs Zustimmung im Hause. Nach zweihundert Jahren zum erstenmal wieder saßen katholische Pairs nun darin; Daniel O'Connell nahm behaglich und siegestrunken seinen Stuhl in der Kammer der Gemeinen ein.

Merkwürdig genug führte nun der Emancipationssieg auch andere Fragen von vitaler Bedeutsamkeit herbei; Fragen, welche an die durchgreifendsten Reformen in Kirche und Staat sich knüpfen, und der bitterste Gegner der katholischen Sache und eines der starrsinnigsten Häupter des Torysmus, Graf Winchelsea, von einem Berserkerzorn, oder einer rächerischen blutigen Ironie ergriffen, stellte sich an die Spitze derer, welche nichts Geringeres verlangten, als: ein dreijähriges Parlament statt des bisherigen siebenjährigen, Aufhören des Wahlrechts der Rottenboroughs, radikale Abänderung der Wahlgesetze, endlich Trennung der anglikanischen Kirche vom Staat, Säkularisirung ihrer großen Einkünfte und Entfernung der Bischöffe aus dem Oberhaus.

Dieser Antrag des edlen Grafen, welchen der Marquis von Blandford u. A. unterstützten, war das Signal für eine neue Schilderhebung der Reformers, von der radikalen, wie von der gemäßigten Schattirung. Hunt und Cobbet erhoben dreist ihre Fahne wieder, während das geistvolle Quaterly-Re-

wiew durch Croker und Barrow die Grundsätze einer durchdringenden Reform in gediegenen Aufsätzen entwickelte.

Die Emancipationsbill selbst erregte, trotz der mancherlei Beschränkungen die sie enthielt, in allen drei Königreichen, ganz besonders aber in Irland, die ausgelassenste Freude, und O'Connell und Shiel mußten ihr ganzes Ansehen aufbieten, um den Enthusiasmus, dessen sie noch für allerlei andere Sachen bedurften, einigermaßen aufzusparen. Ersterer, welcher sich weigerte, als vor der Emancipationsbill gewähltes Mitglied des Unterhauses die alten Eide zu schwören, ward von dem Sprecher nicht zur Sitzung zugelassen; sodann fühlten sich die Vierzigschilling-Freisassen von ihrem bisherigen Wahlrecht, wegen Erhöhung des Census, verdrängt und sehr gekränkt. Diese Stimmung benützte der schlaue Häuptling; er regte neu die kaum beschwichtigten Gemüther an, setzte die Vereine in Bewegung und erschien nun, nachdem er in der Grafschaft Clare ohne Widerspruch zum zweitenmal als Deputirter gewählt worden, geradezu mit den zwei schreckenden Forderungen: gänzlicher Abschaffung des Zehnten an die protestantische Geistlichkeit und Aufhebung der Union Irlands mit England. Dem neuen Vicekönige, Herzog von Northumberland, wurde die Regentschaft sauer gemacht; denn nicht nur durchkreuzten O'Connells Einfluß und Aufreizungen alle seine Maaßregeln, sondern auch der verfolgerische Unverstand der Orangisten und Tory's, welche die Leidenschaften weckten, selbst wo sie schliefen und dem Volke die kaum errungenen Rechte durch Ränke jeglicher Art verkümmerten, trug dazu bei, Alles in Verwirrung zu bringen. Gräuelscenen von beiden großen Parteien wurden täglich aufgeführt; aber die Katholiken hatten in der öffentlichen Meinung den Vortheil vertheidigender Stellung. Alles, was ge-

schah, vermehrte nur die Gewalt O'Connell's und diente seinen weiteren Zwecken.

Der Geist der Reform und des Radikalismus in England selbst machte nunmehr mit jedem Tage größere Fortschritte, und die politische Nationaloppositon, durch das große Zugeständniß der katholischen Emancipation unversöhnt, erhob sich mit verstärkter Kraft wider das Ministerium Wellington. Die Hauptwaffen lieferte ihr das politische System desselben nach Außen. Man sah Persien unterdrückt, den Sultan gedemüthigt und doch dabei Griechenland zerstört und seine Zukunft erst durch schimpfliche Bedingungen, sodann durch enge Begränzung seines Gebietes gefährdet; alle Vortheile aus der orientalischen Verwicklung waren bloß dem Czar zu Theil geworden, und weder das Humanitätsgefühl, noch der britische Nationalstolz hatten irgend eine, den vorangegangenen großen Ereignissen und gehäuften Opfern angemessene Genugthuung erhalten. Ganz besonders aber verwundete die in den portugiesischen Angelegenheiten bezeigte Zweideutigkeit und Passivität, und sodann die offenbare Verletzung der vielfach berühmten und vertheidigten Neutralität zu Gunsten der Usurpation Dom Miguels, welcher Prinz die Minister Georg's IV., Hrn. Canning mit eingerechnet, auf die treuloseste Weise getäuscht, und, während er gegen die bisher auf Englands Schutz mit Sicherheit vertrauenden Konstitutionellen wie ein zweiter Caligula behandelte, seinen Haß gegen alles, was britischen Namen trug, ziemlich unverkennbar an den Tag gab. Wellington, Aberdeen und Beresford wurden des Einverständnisses und der Beschützung dieses gleich feigen als grausamen und geistesbeschränkten Regenten bezüchtigt; ja man klagte sie in Zeitblättern sogar geradezu an, durch die Krondiamanten und kostbaren Knöpfe an der Staatsuniform D. João's VI." zu jener unerklärlichen Konnivenz gegen die grau-

samste Verhöhnung von Pflichten, Eiden und Verträgen bestochen worden zu seyn. Die öffentliche Erbitterung über eine, wie es schien der Regierung des freiheitstolzen Englands so wenig angemessene Rolle, mehrte sich, als die getreuen Anhänger Dom Pedro's und der Donna Maria II., welche letztere doch während ihrer Anwesenheit in London als legitime Königin angesehen und von Georg IV. mit väterlicher Zärtlichkeit behandelt worden war, durch Kanonenschüsse von der britischen Seestation bei der Insel Terceira an der beabsichtigten Landung verhindert wurden. Unter allen volksthümlichen Sprechern der Opposition, welche das verkehrte System des Ministeriums mit moralischen und politischen Gründen zugleich angriffen; und daher einen tiefen Eindruck auf die Meinung der Nation und Europa's nicht verfehlten, zeichnete sich Sir James Macintosh aus. Hr. Peel und Graf Aberdeen vertheidigten sich geschickt und hinreichend, aber immerhin schwach genug gegen Widersacher, welche den Staatsraisons die Gefühle aller gebildeten Menschen des Welttheils und die auf Dom Miguels Namen haftenden Flüche, mit Verachtung und Widerwillen gemischt, entgegensetzen konnten; ja die ganze Tragödie ward von den Feinden der Tory's als recht eigentlich durch sie veranlaßt, hervorgerufen und unterstützt, und Dom Miguel als getreuer Ausdruck ihrer Gedanken hingestellt. Man ersah auch darin eine glänzende Rache für den Casus foederis des Hrn. Canning, welche man sich genommen, und Andern, damals dabei Betheiligten, gegeben.

Zu den portugiesischen Händeln kam noch allerlei, was die Jonischen Inseln und deren Verwaltungsweise betraf, dem Parteigeist erwünscht zu Hülfe. Ebenso liefetten die außereuropäischen Verhältnisse Großbritanniens, von denen an einem andern Orte ausführlich abgehandelt werden

wird, reichlichen Stoff zu Anklagen. Ja selbst die Bildung des Ministeriums Polignac und der Plan wider die französischen Nationalfreiheiten ward auf die Rechnung des edlen Herzogs geschoben, welcher jetzt an der Spitze der britischen Verwaltung stand.

Sechszehntes Kapitel.

Rußland und Polen in den letzten Zeiten Alexander I. — Innere Wirksamkeit und auswärtige Politik. — Des Kaisers Tod. — Das Interim. — Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus I. — Pawlowitsch. — Der 26. December 1826. — Die Verschwörung und ihr Ausgang*).

Während der Südwesten fortwährend von Parteikämpfen und blutigen Reaktionen, Alt-England aber von den großen Fragen der Reform oder der Stabilität auf mehr gesetzliche Weise bewegt wurde, bereiteten sich im Norden ebenfalls große Ereignisse vor, und im Osten schritt die Entwicklung des griechischen Dramas unausgesetzt vorwärts.

Alexander I. fuhr auch in den zwei letzten Jahren seines Lebens, die wir noch zu beschreiben haben, in dem Systeme

---

*) Loyd: Life of Alexandre I. etc. — Hermann: Lebensgeschichte Alexanders I. — Zeitgenossen. — Spazier: Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes. I. — Geschichte der geheimen Verbindungen. VI. — Politisches Journal. — Allg. polit. Annalen. — Bran's Minerva.

nach Innen und in der Politik nach Außen fort, welches wir im vorigen Buche angedeutet. Das Militärwesen, der öffentliche Unterricht und Kultus, der Handel und die Finanzen blieben die vier hauptsächlichsten Gegenstände seiner angestrengtesten Sorgfalt. In ersterem Ressort erfreuten das Herz des Kaisers die über den Zustand der Militärkolonieen eingehenden trostreichen Berichte. Graf Araktschejew leitete fortwährend das Ganze; unter ihm erwarben sich die Generäle Ugrunneff, Euler, Samburskÿ, Petron, Krüdener, Schkurin und Politzin die meisten Verdienste; die Regierung ließ jedoch nicht nur allein das Physische und Technische des Kriegsdienstes sich angelegen seyn, sondern sie trachtete auch alles, was zu geistiger und sittlicher Veredlung der Bevölkerung jener stehenden Kriegslager dienen konnte, in dem Grade als es unter den obwaltenden Umständen nur immer ausführbar schien, in's Werk zu setzen oder anzuregen. Die Militärkolonieen kosteten ihr unermeßliche Summen, und aus allerlei Anzeichen wollte man im Auslande die Ueberzeugung gewonnen haben, daß nicht nur Graf Araktschejew das für Bestreitung ihrer Bedürfnisse verwilligte Budget weit überschritten, sondern daß auch, trotz der gemachten unverkennbaren Fortschritte in einigen Punkten, durch das Resultat des Ganzen Alexanders Erwartungen bei weitem nicht entsprochen worden sey.

Im Unterricht- und Kultwesen nahm man, was einzelne Zweige betrifft, eine mehr reaktionäre, als fortschreitende Richtung wahr. Alexander war täglich mißtrauischer geworden gegen die Einflüsse des Revolutionsgeistes, der unter so mannigfachen Vermummungen allenthalben eingedrungen schien, oder doch einzuschleichen fortwährend drohte. Das Epurationssÿstem wurde daher strenger als je wider Lehrer und Schüler durchgeführt, und selbst Talent und Berühmtheit schützte nicht, wenn

für Grundsätze und Gesinnungen nicht die gehörige Bürgschaft geleistet werden konnte. Die teutschen Gelehrten namentlich, welche, unter oft glänzenden Bedingungen, nach Rußland gerufen worden, hörten auf, diejenige Bevorzugung zu genießen, welcher sie sich in früheren Perioden erfreut. Das systematische Gift des deutschen Universitätenthums däuchte dem Kaiser viel gefährlicher, als das leicht verfliegende französischer Frivolität. Das Bücherwesen kam unter immer strengere Aufsicht, und selbst ein bisher von der Regierung unterstütztes höchst lehrreiches Journal des Departements des öffentlichen Unterrichtes wurde vorläufig nicht mehr fortgesetzt, aus Furcht, wie man behauptet hat, daß es als Organ zu Verbreitung schädlicher Lehren oder Folgerungen, wenn gleich oft ohne Absicht und zum Zwecke der Widerlegung anderwärts gepredigter Irrlehren, mißbraucht werden könnte. Daß die polnischen Universitäten besonders scharf in's Auge gefaßt wurden, darf nach dem hier Angeführten noch weniger befremden. Unter den Ostracismen, welche verschiedene Hochlehrer zu Wilna trafen, erregte der über Joachim Lelewel ausgesprochene besonderes Aufsehen, da der litterarische Ruf dieses Mannes bei seinen Landsleuten eben so fest begründet, als groß für ihn die Begeisterung einer freiheitglühenden, von National-Emancipation immer heftiger träumenden und von geheimen Vereinen unablässig bearbeiteten Jugend war. Die Zukunft hat das Verhängnißvolle dieser Absetzung für Polen, wie für Rußland, dargethan, obgleich wohl angenommen werden kann, daß der in Doktrinen des Republikanismus altgewordene Politiker unter keinerlei Umständen jemals für die Monarchie gewirkt haben würde.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts führte das neue System, dessen nothwendige Grundsätze er mehr als einmal

ganz unbefangen in öffentlichen Reden an die Mitglieder der Oberschuldirektion entwickelte, bis in die niedersten Schulen hinunter, mit vieler Konsequenz durch; denn es ist wohl eine Thorheit unserer Zeit, die Universitäten ausschließlich wegen einer Dichtung anzuklagen, zu welcher in den untern Schulen, mit Zustimmung der Behörden, der Grund schon gelegt wird.

Das Kirchenwesen erlitt ebenfalls verschiedene Ermäßigungen. Fürst Alexander Galitzin verlor seinen Posten als Minister der geistlichen Angelegenheiten durch einen Ukas vom 27. Mai 1824, und auch die Oberleitung der geistlichen Schulen und der Vorsitz über die Bibel- und die philanthropische Gesellschaft wurde ihm abgenommen. Sein System schien, den Gefahren und Versuchen des Tages gegenüber, allzu lax und liberal. Mit dem Fürsten schieden zugleich Turgenjew und Popow, welche die wichtigsten Stellen unter ihm bekleidet hatten. Admiral Schiskow kam an die Spitze der geistlichen Angelegenheiten, der fremden wie der einheimischen, da alle diese Einzelressorts nunmehr zu einem einzigen Departement vereinigt wurden; das für Rußland so überaus wichtige Institut der Bibelgesellschaft aber erhielt der Metropolitan von St. Petersburg, Seraphim. Der heiligen Synode der Nationalkirche ward für die Zukunft die eigene Leitung ihrer Angelegenheiten überlassen. Allerlei anderes geschah für Verbesserung des Looses der griechischen Geistlichkeit. Diese Maaßregel hatte zugleich einen politischen und einen religiösen Grund.

Auch der evangelischen Kirche erzeigte der Kaiser viele Gnade und Huld; für ihre Finanzen und ihr Eigenthum ward mehr als bisher gesorgt; sie erhielt allerlei Abgabenfreiheiten; ein oberster Bischof ward über sämmtliche Kirchen und Priester der evangelischen Bekenntnisse im Reiche gesetzt, und ein evangelisches Reichskonsistorium sollte, was die Verwaltung betraf, an

die Spitze der verschiedenen Konsistorien und Synoden treten. Diese letztere Maaßregel blieb jedoch unausgeführt; dafür fanden andere nützliche Reformen im Schul- und Kirchenwesen der evangelischen Glaubensgenossen Statt. In den asiatischen Departements spielten hiebei der Staatsrath Reinhold und der Superintendent Feßler fortwährend eine bedeutende Rolle, wie bereits seit Jahren geschehen, und wir werden später Gelegenheit nehmen, allerlei merkwürdige Aufschlüsse hierüber mitzutheilen, welche dem größeren Publikum weniger bekannt geworden sind. Die Regierung suchte jede scharfe Reibung der einzelnen Schattirungen des Protestantismus in ihrem Lande zu verhindern; sie duldete darum auch das Emporkommen des Rationalismus, als engverschwistert mit revolutionärer Skeptik und Polemik im Politischen, nicht. Desto mehr fand ein gewisser Mysticismus unter den Evangelischen, wie unter den Gräco-Russen selber, immer mehr Eingang. Ein Geist schwärmerischer Frömmelei drang in manche Familien der höheren Gesellschaft, und hatte auch am Hofe viele mächtige Anhänger. Der enge Zusammenhang luxuriösen Lebens mit dieser geistigen Richtung, welche die Bilder der Vergangenheit im hohlen Spiegel der Gewissensangst erblickt, erklärt psychologisch solche Erscheinung. In dem eigenen Gemüthe Alexanders stellte immer stärker ein Ekel an der Welt und ihren Händeln, die ernste Betrachtung von der Vergänglichkeit alles Irdischen und jene unbezwingbare Sehnsucht sich ein, welche gerade die kräftigsten und gehaltreichsten Naturen nach langen Stürmen des Lebens am meisten zu ergreifen und zu beherrschen pflegt. Die Lüge und die Täuschung waren ihm so in Thaten der Könige und Planen der Staatsmänner, als in Thorheiten der Völker und in Verbrechen und Irrthümern von Einzelnen gleich haf-

sensswerth und zwar so häufig erschienen, daß sie den Glanz von vielen Idealen seiner Jugend völlig abgestreift hatten; sein gefühlvolles Herz jedoch, das zwischen der Nothwendigkeit, künftig nur durch den Verstand zu handeln, und den alten unzerstörbaren Eindrücken, gleich einem steuer- und maßlosen Schiffe, hin und her getrieben sich fühlte, brach zuletzt in der unendlichen Wehmuth. In solchen Gefühlen versunken, erlebte er kurz nach der Vermählung seines Bruders, des Großfürsten Michael mit der liebenswürdigen und geistreichen Prinzessin Charlotte von Würtemberg (nunmehr Helena Pawlona) und einer größeren Reise in die Südprovinzen, das furchtbare Schauspiel der großen Ueberschwemmung und Wassersnoth zu St. Petersburg vom 18. und 19. November, welches dieser prachtvollen Hauptstadt mit völligem Untergange drohte. Ein Orkan, wie seit Menschengedenken nimmermehr gesehen worden, hatte sich erhoben; die Newa war aus ihren Ufern getreten und überfüllte 13½ Fuß hoch über ihren gewöhnlichen Stand, beinahe alle Erdgeschosse. Eine Menge von kleineren Wohnungen wurden weggeschwemmt; Menschen und Thiere ertranken zu Hunderten; eine ganze Kriegsflotte ward zu Kronstadt weit auf den Strand geschoben. Bauten, Straßen, Dörfer sah man zerstört, und Boote und Nachen von Jammernden angefüllt, die mit Todesangst und Verzweiflung rangen. Der erlittene Schaden war unermeßlich, die Noth des gemeinen Volkes groß. Aber groß war auch die Sorgfalt des menschlich fühlenden Monarchen für Abhülfe des Unglücks, und in vielen rührenden Zügen trat zu diesen Tagen das schöne Mitleid hervor, welches nie inniger als in schwerer Drangsal die durch die Verhältnisse geschiedenen Stände der Menschen wiedervereinigt.

Während der Jahre 1824 und 1825 fanden im Organismus der eigentlichen Landesverwaltung allerlei Veränderungen Statt.

Der dirigirende Senat oder Reichsrath erhielt eine zweckmäßigere Vertheilung seiner Geschäfte in einzelnen Departements; erst bestanden derselben vier: für die Gesetzgebung, den Krieg, die bürgerlichen, die geistlichen und ökonomischen Angelegenheiten; später kam ein fünftes, für die Kriminalsachen, und noch später eine dritte Kammer in diesem letztern (wegen allzu großer Geschäftsanhäufung) hinzu. Ebenso ertheilte der Kaiser mehreren Reichsinstanzen die wichtige Befugniß: „Unterzeichnungen, die sonst ihm vorgelegt werden mußten und Rangerhöhungen bis zum Grade eines Obristen und eines Staatsrathes für sich selbst vorzunehmen." Auch diese Anordnung zeigte die immer mehr von Außen sich abwendende Stimmung des Monarchen an, welcher die Last der Regierung mit jedem Tage drückender fühlte.

Wie früher in Sibirien, so wurden auch in mehrern andern Gouvernements höchst strafbare Unterschleife und Betrügereien, Verwaltungsmißbräuche und Rechtsverletzungen entdeckt; eine eigene Kommission, unter Staatsrath Speranzki's Vorsitz, wurde zu genauer Ermittlung dieser Thatsachen niedergesetzt: die Schuldigen traf schwere Ahndung; aber zugleich gab sich bei dem Anlasse die Nothwendigkeit einer Umgestaltung des Gubernialwesens in den Provinzen kund. Eine ganz neue Verwaltung wurde in Sibirien eingeführt; auch für Kaukasien und Grusien setzte General Yermaloff manche Reformen durch, und Bessarabien erfreute sich einer seinen Interessen und Bedürfnissen zusagenden Gesetzgebung. Selbst die Kalmucken Astrachans entgingen dem sorglichen Herrscherauge nicht; eine eigene „Ordnung" regelte ihre bis dahin etwas verworrenen Verhältnisse. Zu St. Petersburg erregte die Nachricht von der Samojeden endlicher Bekehrung zum Christenthum die freudigsten Empfindungen. Die Beredsamkeit des frommen Prälaten Neophytus hatte über den Starrsinn des Fürsten Tschaiking, unter welchem

alle Jurten oder Stämme jenes kriegerischen Bergvolkes standen einen glänzenden Sieg davon getragen; die Bibelgesellschaften und Missionen hatten vollauf zu thun.

Ueber die Finanzen gab der Minister Graf Cancrin die tröstlichsten Aufschlüsse; von neuen Anleihen sollte gar nicht mehr die Rede seyn und die genaue Abtragung der Schuldzinsen, neben verhältnißmäßiger Abtragung der Staatsschuld, wurde feierlichst zugesichert. Mit der Assignatenbank waren allerlei Operationen gemacht worden, die sich so ziemlich als zuträglich erwiesen; die Geschäfte der Leih- so wie die der Handelsbank wurden ebenfalls, als sehr glücklich ausgefallen, gerühmt. Noch immer versprach man sich große Dinge von dem entdeckten Goldsande am Ural und von der hochwichtigen Platina, so wie von den aufgefundenen Salzquellen in Litthauen. Für den Handel, den Gewerbfleiß, die Ausbreitung des Verkehrs und die Verbesserung des Zollwesens, besonders aber für geschärfte Maaßregeln gegen den Schmuggel, war die Regierung unablässig bemüht.

Auch im Königreiche Polen schien manches sich zum Bessern gestalten zu wollen. Nach vier Jahren zum erstenmal wieder war der Reichstag (der dritte im Ganzen seit Einführung der Konstitution) einberufen worden. Der Kaiser beschäftigte sich in der Eröffnungsrede vorzüglich mit dem beklagenswerthen Revolutionsgeiste, welcher Europa's Ruhe beeinträchtige. Auf die Zusatzartikel zur polnischen Verfassung wurde, als auf eine nützliche Maaßregel für die wohlverstandenen Interessen des Landes, hingedeutet, und man erwartete von dem gesunden Verstande der Polen, daß sie hievon überzeugt wären. Der Kaiser blickte nicht ohne Selbstzufriedenheit auf den steigenden Flor des Gewerbfleißes und Handels, so wie auf die größtentheils abgetragene Nationalschuld des Königreiches; dagegen

machte er auf die Nothwendigkeit einer Verbesserung des bürgerlichen Gesetzbuches aufmerksam; er ließ den Polen am Schlusse seines Vortrags die Hoffnung, daß sie ihn zu allen Reformen, hinsichtlich welcher sie vorschlagsweise sich an den Thron wenden würden, bereitwillig, aber auch eben so fest entschlossen gegen alle, dem wahren Glücke der Nation nachtheiligen, Zugeständnisse, finden würden.

Der Bericht, welchen der Minister des Innern, Graf Mostowsky, erstattet, lieferte allerlei erfreuliche Ergebnisse über die innere Verwaltung, wenigstens was Kult und Unterricht betraf; für die Bedürfnisse der katholischen wie der protestantischen Kirche war gesorgt, und auch der jüdische Gottesdienst zweckmäßiger geordnet worden. Den Zustand der untern Schulen und das Loos der Lehrer hatte man zu verbessern gesucht. Die Universität Warschau erfreute sich der Vermehrung von Lehrstühlen (besonders was Naturwissenschaften und damit verwandte Fächer betraf); eben so waren neue Anstalten verschiedener Art in's Leben gerufen und die öffentlichen Sammlungen ansehnlich bereichert worden. Der Regierung lag Einförmigkeit der Lehrmethode, Strenge der Disciplin und Urbarmachung des moralischen Wandels der Zöglinge in den Normal- und Elementarschulen vor allem andern am Herzen. Eine Kommission für die Normal- und eine Generalinspektion für sämmtliche Landesschulen leiteten das Ganze. Nach dem, was wegen der Maaßregeln für Rußland und über die Thronrede Alexanders zu Warschau in dieser Beziehung oberzählt worden, läßt sich wohl annehmen, mit welcher Sorgfalt die Regungen des öffentlichen Geistes unter den Studirenden wie unter dem übrigen Publikum beobachtet und das Censur-, Journal- und Bücherwesen gehandhabt worden. Die Polizei war in immerwährender Thätigkeit, besonders da allerlei Spuren auf das

Vorhandenseyn einer revolutionären Propaganda, die mit dem Ausland in Verbindung stehe, sie schließen ließen.

Die Anstrengungen für die Justiz zeigten sich theilweise von Erfolgen belohnt; aber doch war hierin noch viel und wohl das Meiste zu thun; von verschiedener Seite ward darüber am heftigsten geklagt, daß die Gränzen zwischen dem Ressort der Justiz und jenem der Polizei nicht bestimmt genug ausgeschieden wären, oder doch bei der Anwendung die bestehenden Gesetze und Verordnungen nicht gewissenhaft genug beobachtet würden. Das Beamtenpersonal, zumal wo Russen an der Spitze standen, erlaubte sich bisweilen Willkührlichkeiten, die, obgleich sie in Rußland selbst eben so wenig vermieden werden konnten, hier in Polen, durch Streifung des Nationalgefühles, doppelt empfindlich aufgenommen wurden. In der Absicht der Regierung selbst konnten diese kränkenden Berührungen nicht wohl liegen; aber die barsche Persönlichkeit des Großfürsten verdarb auch oft die besten Absichten und Maaßregeln, und was blos die Heftigkeit des Augenblicks erzeugt, galt für System und Plan. Manche Polen, welche bedeutende Aemter zu verwalten hatten, denen jedoch gewisse politische Ideen für wichtiger galten, als ein Mehr und Weniger in der Güte der innern Verwaltung, freuten sich wohl gar der vorfallenden Ausschweifungen oder begingen sie wohl selbst, um den Volkshaß gegen die fremde Herrschaft mehr anzuschüren und dem Nationalgefühl durch Verstärkung des Druckes einen Ausbruch zu verschaffen.

Die innere Lage des Königreiches, so beruhigend auch die ministeriellen Rapporte klangen, war nichts weniger als glänzend zu nennen, und in dem kurzen Zeitraum, welcher seit Wiederherstellung der Nationalselbstständigkeit nach so vielen und so verwüstenden Kriegen verstrichen, war es auch eine reine Unmöglichkeit, daß viel mehr hätte geschehen können. Selbst

bei dem besten Willen der Regierung widerstrebte beharrlich die hoffärtige Habsucht der Aristokratie einer Verbesserung des dritten Standes und einer zweckmäßigeren Verwendung vorhandener Hülfsquellen, an denen der polnische Boden nichts weniger als arm war. Das Eigenthum war noch allzu ungleich vertheilt und das Helotensystem der Leibeigenschaft, welches die polnischen Magnaten und Edlen, trotz ihres hochgerühmten Patriotismus, (mit Ausnahme einer ehrenwerthen Minorität) durch Alexanders Beispiel und Kosziusko's Grundsätze ungerührt, so strenge fort behaupteten, lastete noch mit seinem ganzen schweren Fluche auf einem großen Theile der Bevölkerung. Für Dämme, Kanäle, Straßen und Bauten geschah manch' Löbliches von oben. Allmählig machte auch der Handel mehr Fortschritte, und diejenige Klasse, welche sich damit beschäftigte, gehörte, weil sie hier allein Schutz fand, zu den ergebensten Anhängern der Regierung. Die Judenordnung, welche dieser letztern längere Zeit viel zu schaffen machte, suchte einem der Hauptkrebsschaden des Gedeihens der Industrie ein Ende zu machen.

Die Organisation und der Unterhalt des Heeres kostete dem Staate sehr beträchtliche Summen; dem Großfürsten Konstantin galt dieser Punkt für die Hauptaufgabe seiner Wirksamkeit; er erwarb sich den Ruhm, welchen ihm auch die Revolution von 1830 nicht abstreiten konnte, sondern vielmehr bestätigen mußte, hierin das Vorzüglichste, das Möglichste geleistet zu haben. Die polnische Nationalarmee, wie sie aus seinen Händen hervorging, war der Stolz seines Lebens und zugleich der Stolz des Landes. Thatendurstig brannte sie nach einem Kampfe und mehr als einmal schien die Türkei der endliche Schauplatz für sie werden zu wollen, um die Siege der Kasimire und Sobiesky's zu erneuern!

Als Alexander I. den Reichstag von Warschau im Junius

1825 schloß, hegte er für dieses von ihm einst so sehr geliebte Königreich die freudigsten Erwartungen von der Zukunft und mit mancherlei Gnadenspendungen und Huldbezeugungen an einflußreiche und ergebene Männer verließ er es, um nimmermehr dahin zu kehren. Die Tage seines Wirkens für Polen wie für Rußland selbst waren gezählt.

Umleuchtet von den Flammen des in Brand gerathenen prachtvollen St. Petersburger Hoftheaters, war ihm von der Großfürstin Helena noch ein Neffe geboren worden, und dieß hatte er als ein günstiges Zeichen der himmlischen Huld für Rußland aufgenommen; aber sein Gemüth war nichts desto weniger von bangen Ahnungen über vorhandene Gefahren erfüllt. Das Daseyn verbrecherischer Komplotte stellte sich ihm als unzweifelhaft dar, und er glaubte überall auf vulkanischem Boden zu wandeln. Die düstere Stimmung, welche ihn schon seit längerer Zeit beherrscht, kehrte verstärkt in ihm zurück. Die Geister unheilvoller Ereignisse wandelten unablässig vor seinem inneren Auge und verfolgten ihn im Staatsrathe, im Lager, im Kabinete, im Schlafgemach. Den unheimlichen Eindrücken sich zu entziehen, beschloß er eine Reise in die Südprovinzen des Reiches. Die treffliche Gattin, die Kaiserin Elisabeth, ebenfalls von allerlei Kummer durchwühlt und den Todeskeim im Herzen, beschloß, ihm dahin zu folgen. Zu Taganrog, einer von Peter dem Großen angelegten Stadt, am nordöstlichsten Ende des Azow'schen Meeres, wollten sie sich wieder vereinigen; das milde Klima, von den Seewinden stets gemäßigt und mit einer reichen üppigen Vegetation, schien für die Gesundheitsumstände des kaiserlichen Paares ein äußerst zweckmäßiger Ruheort. Der schöne Landsitz des Grafen Kuschelew-Besborodko mit ganz paradiesischen Umgebungen entzückte Alexandern und bestimmte ihn zum Ankauf desselben. Er gedachte, wie die Sage ging, hier

sich einzurichten wie einst Diokletian in Salona, und selbst die Last der Krone von sich zu werfen.

Alexander hatte unter den donischen Kosacken und den Tartaren scheinbar mit größter Fröhlichkeit noch verweilt und beträchtliche Strecken der Krimm längs der Seeküste zu Pferde durchzogen. Da dieß meist in angestrengten Partieen geschah, so konnte es weder an Erhitzungen noch an Erkältungen fehlen, und gerade diese schnellen Uebergänge von einem Zustande in den andern wirkten äußerst nachtheilig auf seine zerstörte Gesundheit, statt sie herzustellen und zu stärken. Am 18. November kam er äußerst müd' und krank in Taganrog wieder an und umarmte daselbst seine inzwischen ebenfalls eingetroffene, nicht minder kranke Gemahlin. Er schrieb von hier aus an die Kaiserin Mutter, die beharrliche Freundin und hochgeehrte, vorzüglichste Rathgeberin seines ganzen Lebens, und meldete ihr sein Unwohlseyn, jedoch mit der Beruhigung, daß es nicht viel auf sich haben werde. Unfolgsam gegen den Rathschlag der Aerzte, welche alsbald die Gefährlichkeit des Uebels durchschaut und die strengste Diät ihm zur Pflicht gemacht, ward er unmittelbar darauf von einem gastrisch-galligten, entzündlichen Fieber ergriffen, welches binnen wenig Tagen (am 1. Dezember zwischen 10 — 11 Uhr Morgens) seinem Leben ein Ende machte, nachdem er zuvor mit den heiligen Sterbsakramenten versehen worden war. Er hauchte es aus in den Armen der verzweifelnden Gattin, welche jede Pflicht eines treuliebenden Weibes, trotz der eigenen heftigen Körper- und Seelenleiden, mit der rührendsten Zärtlichkeit erfüllt hatte. Bei der Oeffnung seiner Leiche, welche drei Tage nach seinem Tode vorgenommen ward, fand man in seinem Kopfe ein halbes Glas Wasser, was nach der Behauptung der Aerzte wesentlich zur Beschleunigung seines Todes beigetragen hatte. In St. Petersburg, wo ein

1825 schloß, hegte er für dieses von ihr
Königreich die freudigsten Erwartungen
mit mancherlei Gnadenspendungen und Hu
flußreiche und ergebene Männer verließ er
dahin zu kehren. Die Tage seines Wirken
Rußland selbst waren gezählt.

Umleuchtet von den Flammen des in
prachtvollen St. Petersburger Hoftheaters,
Großfürstin Helena noch ein Neffe geboren
hatte er als ein günstiges Zeichen der hin
Rußland aufgenommen; aber sein Gemüth
weniger von bangen Ahnungen über vorhand
füllt. Das Daseyn verbrecherischer Komplotte
als unzweifelhaft dar, und er glaubte überall
Boden zu wandeln. Die düstere Stimmung,
seit längerer Zeit beherrscht, kehrte verstärkt in i
Geister unheilvoller Ereignisse wandelten unabl
inneren Auge und verfolgten ihn im Staatsra
im Kabinete, im Schlafgemach. Den unheimlic
sich zu entziehen, beschloß er eine Reise in die
des Reiches. Die treffliche Gattin, die Kaiserin E
falls von allerlei Kummer durchwü nd den
Herzen, beschl ohin zu f Tagan
Peter de leg rdöstlic
Azo r vereinig
gemäßigt un
für die Ge
äußerst zwec
ganz entzückte

sich einzurichten wie einst Diocletian [illegible]
Last der Krone von sich zu werfen.

Alexander hatte unter den [illegible]
Tartaren scheinbar mit [illegible]
beträchtliche Strecken der Krimm [illegible]
durchzogen. Da dieß [illegible]
so konnte es weder an [illegible]
len, und gerade [illegible]
in den andern wirkten [illegible]
Gesundheit, statt sie [illegible]
November kam er äußerst [illegible]
an und umarmte daselbst seine [illegible]
nicht minder kranke Gemahlin. [illegible]
Kaiserin Mutter, die beharrliche [illegible]
züglichste Rathgeberin seines [illegible]
Unwohlseyn, jedoch mit der [illegible]
sich haben werde. Unfolgsam [illegible]
welche alsbald die Gefährlichkeit [illegible]
die strengste Diät ihm zur Pflicht [illegible]
bar darauf von einem [illegible]
ergriffen, welches binnen wenig Tagen [illegible]
[illegible] 10 — 11 Uhr Morgens [illegible]
[illegible] er zuvor mit den heiligen [illegible]
[illegible] war. Er [illegible]
[illegible] Gattin, [illegible]
[illegible] der eigenen [illegible]
[illegible]

zweiter Eilbote den ersteren, der am 8. Dezember die Nachricht von der Besserung des Kranken schnell mit der großen Trauerbotschaft ablöst, herrschte die allgemeinste Bestürzung, sowohl über den Todesfall selbst an und für sich, als über die Ungewißheit wegen der nächsten Zukunft.

Die Kaiserin Mutter und der Großfürst Nikolai, nachdem sie mit dem Archimandriten eine Unterredung gehalten, trafen unverzüglich die nöthigen Maaßregeln.

Nach dem Throngesetze des Reiches war Großfürst Konstantin Pawlowitsch, der rechtmäßige Nachfolger seines Bruders, weil derselbe ohne Leibeserben hingeschieden. Allein es hatte sich begeben, daß dieser Prinz schon vor mehreren Jahren von seiner Gemahlin, Ulrike von Sachsen-Koburg, sich getrennt und mit dem polnischen (nachmals zur Fürstin von Lowicz erhobenen) Fräulein Johanna Grusynska eine neue Vermählung eingegangen hatte, wie im vorigen Buche erzählt worden ist. Um des Kaisers und der Kaiserin Mutter Genehmigung zu diesem Schritte zu erhalten, hatte der Großfürst auf die Thronfolge entsagt und eine Urkunde war darüber in vier Exemplaren in der Kathedralkirche zu Moskau und in den Archiven der drei obersten Behörden des Reiches niedergelegt worden. Nach einer Anordnung Alexanders sollte das Aktenstück erst nach seinem Tode bekannt gemacht werden, und es war somit das Ganze ein Geheimniß der kaiserlichen Familie und der ihr zunächst verwandten Höfe geblieben.

Obgleich weder gegen die Aechtheit noch gegen die Rechtskraft des Thronentsagungs-Instruments ein gültiger Einwurf hätte gemacht werden können, so wollte doch der nunmehrige Thronfolger, Großfürst Nikolai, jeden Schein der Usurpation oder Uebervortheilung seines Bruders, welchen übelwollende Faktionäre in dem Verhältnisse Esau's zu Jakob darzustellen

liebten, in einer Periode vermeiden, wo über Legitimität und Recht so haarscharf von vielen Seiten her gestritten wurde, und die geringste Abweichung von der Regel das monarchische Prinzip auf das tödtlichste verletzt haben würde. Er stellte also Alles noch einmal dem freien Willen seines Bruders anheim, ließ, bis derselbe sich ausgesprochen, den neuen Kaiser Konstantin I. durch den Senat förmlich ausrufen und leistete demselben im Angesichte der Garden zuerst den Eid der Treue. Im ganzen Umfange des Reiches ging die nämliche Huldigung vor sich und Niemand bezweifelte die Rechtmäßigkeit des neuen Beherrschers.

Allein der Großfürst Konstantin, zwei Tage früher als der Hof zu St. Petersburg, von dem Tode seines kaiserlichen Bruders unterrichtet, hatte bereits einen entscheidenden Schritt gethan und alsbald an die Kaiserin Mutter sowohl, als an seinen Bruder Nikolai geschrieben: daß er, seiner frühern Verzichtleistung getreu, fest entschlossen sey, alle seine Erbrechte auf den Thron aller Reussen an den Großfürsten Nikolai abzutreten, ohne für sich etwas mehr zu behalten, als den Titel eines „Czarowitsch", welchen ihm der verstorbene Kaiser zur Belohnung für kriegerische Verdienste ertheilt. Der jüngste der drei noch lebenden Brüder, Großfürst Michael, damals gerade in Warschau anwesend, war selbst der Ueberbringer des wichtigen Schreibens.

Trotz der Deutlichkeit und Bestimmtheit desselben fand der Großfürst Nikolai für angemessen, zuvor noch die Antwort Konstantins auf die von St. Petersburg aus ihm übersandte Depesche, worin er zu persönlicher Erscheinung in der Hauptstadt und zur Besitznahme des Thrones eingeladen worden, abzuwarten. Der Czarowitsch blieb bei seiner Weigerung, ließ das Schreiben des Justizministers, welches an ihn, mit dem

Prädikate „Kaiserliche Majestät" gerichtet war, uneröffnet und erklärte, nicht nach St. Petersburg kommen, auch im Privatstande leben und sterben zu wollen.

Dem Großfürsten Nikolai blieb nach diesem ferner nichts übrig, als den Thron Rußlands nunmehr zu besteigen und er erließ (unterm 24. Dezember) daher ein Manifest an alle getreue Unterthanen, worin dieser Entschluß kund gemacht und von allen Umständen Rechenschaft gegeben wurde, welche ihn herbeigeführt; sie wurden demnach zur Eidesleistung an seine, mit dem 1. Dezember beginnende Regierung, sowie an seinen rechtmäßigen Erben, den Großfürsten Alexander Nikolaiewitsch, seinen vielgeliebten Sohn, feierlich aufgefordert. Sämmtliche Aktenstücke, welche auf die Thronentsagung des Czarowitsch Bezug hatten, waren dem Manifeste beigegeben, um jeden Zweifel und jede falsche Voraussetzung zu zerstreuen.

Nach vierzehntägigem Interim trat auf diese Weise beruhigende Gewißheit über die neue Ordnung der Dinge ein; alles überließ sich freudigem Taumel und den angenehmsten Erwartungen von der nächsten Zukunft; bereits hatten auch die Civilbehörden ihre Huldigung dem neuen Monarchen geleistet; als man plötzlich in einigen Kasernen Anzeichen einer Empörung wahrnahm.

Eine Anzahl Männer und Jünglinge, die meist den besseren Familien angehörten, und größtentheils aus Offizieren bestand, hatte seit längerer Zeit in geheimen, den teutschen und französischen nachgebildeten, Vereinen sich herumgetrieben, deren Zweck dahin ging, Rußland Reformen, entweder im Geiste des Republikanismus oder doch des neueren Repräsentativsystemes, zu verschaffen. Die Feldzüge in Teutschland und Frankreich hatten diese Erscheinung herbeigeführt. Jugendliche Phantasie, Hang nach Neuem, Ehrgeiz und Begierde nach schnel-

lerer Beförderung oder noch glänzenden historischen Rollen, vielleicht auch bei einigen, Wenigen innere Ueberzeugung und systematisches Zersetzen der gesellschaftlichen Verhältnisse, oder patriotischer Unwille über das Zurückbleiben Rußlands hinter anderen Nationen in der politischen Aufklärung des Jahrhunderts, sodann Unzufriedenheit über wirklich vorhandene Mißbräuche in der Regierung, der Administration und dem Beamtenthum, und ganz vorzüglich tiefes Mißvergnügen über die Verkennung der Nationalstimmung hinsichtlich des Krieges mit den Türken, bildeten die Haupttriebfedern dieser Verbindungen; die untergeordneten Werkzeuge waren durch Vorspiegelung falscher Thatsachen, sowie durch Geld und andere Verführungsmittel gewonnen worden. Von Ideen und Wünschen war es allmählig zu verbrecherischen Vorsätzen und Entwürfen gekommen; selbst die Ermordung des Kaisers (Alexander) blieb davon nicht ausgeschlossen.

Nach vielem Hin- und Herberathen und Beschließen in den politischen Vereinen, nach allerlei vorgenommenen Metamorphosen in ihrer Form und Richtung (da falsche Theilnehmer Entdeckungen veranlaßten und dem Verschwörungswerke mehrmals Gefahr drohte) hatte man die Reise Alexanders nach Taganrog als den günstigsten Zeitpunkt zu Vollführung des Hauptschlages festgesetzt.

Im Ganzen bestanden zwei große Hauptvereine, der eine im Norden, dessen Mittelpunkt St. Petersburg war, und dessen leitender Ausschuß aus dem Fürsten Sergei Trubetzkoi, dem Fürsten Eugen Obolensky, Schepin Rostofsky, Odojefsky, Theodor Schakowsky, Valerian Galitzin, drei Bestuchefs, Tschernitscheff, Tolstoy und den beiden Staatsräthen Nikolaus Turge-

neff und Garsky, und einigen anderen Offizieren der kaiserlichen Leibwache und der Besatzung von St. Petersburg gebildet war; der andere im Süden, mit einem Direktorium zu Tulczin, mit dem Obersten Pestel, dem Obristlieutenant Murawieff-Apostol, den Fürsten Sergei Wolkonsky und Baratinsky, sowie acht Obristen von minder bekannten Namen an der Spitze. Letzterer Verein hatte sich den Namen „der befreundeten Slaven" gegeben, war besonders in den westlichen Provinzen ausgedehnt, hatte Verzweigungen selbst in Ungarn und stand mit den polnischen Klubbs in Verbindung. Ein große Konföderation aller slavischen Stämme war das Ideal, welches als letztes Ziel seinen politischen Bestrebungen vorleuchtete; der Oberst Pestel, der unternehmendste und geistreichste der Verschwörer, die Seele des Ganzen. Für Rußland speciell hatte er, bis der größere Plan gereift seyn würde, einstweilen eine Konstitution, unter dem Namen eines „Russischen Gesetzbuches" ausgearbeitet.

Kaiser Alexander war, wie schon früher bemerkt wurde, nicht ohne Ahnung und in den letzten Monaten seines Lebens nicht ohne Kenntniß von dem Daseyn einer mächtigen Verschwörung geblieben; doch beschränkte sich diese Kenntniß mehr auf einzelne Individuen und abgerissene Punkte. Der Faden des Ganzen war unauffindbar. Noch von Taganrog aus hatte er Befehle zu einigen Verhaftungen ertheilt. Ueber die Haupttheilnehmer und die Umtriebe in St. Petersburg schien jedoch der Monarch am allerwenigsten unterrichtet gewesen zu seyn.

Der plötzliche Tod Alexanders kam den Verschwornen so unerwartet, als ungelegen; er hatte den Streich vereitelt, welcher als blutiges Programm dem ganzen Unternehmen voranzugehen sollte. Dafür suchten sie nun das Regierungs-Interim

und den großmüthigen Streit der beiden Brüder über die Nachfolge zu ihren Zwecken zu benützen. Es wurde daher den Soldaten ihrer Regimenter vorgespiegelt: die Weigerung des Czarowitsch sey ein künstlicher Betrug, und der Eid, den sie so eben an ihn geleistet, müsse aufrecht erhalten werden. Kaiser Konstantin I. sey ihr einzig rechtmäßiger Beherrscher. Nachdem ihnen ihre Ansicht geglückt und die Stimmung des Militärs also vorbereitet war, wie sie es wünschten, stellten sie ihre Regimenter vor dem Pallaste des Senates auf und erharrten der Beschlüsse desselben, um rasch sodann handeln zu können. Die Anführer hatten auch noch, zu Besiegung der letzten Bedenklichkeiten unter den Gemeinen, die List gebraucht, zu behaupten: daß der Großfürst Nikolai, weit entfernt, ihnen Gewalt entgegenzusetzen, alsbald seinen Thronrechten entsagen würde, sobald er den Ernst des Heeres sähe, oder daß er, im schlimmsten Fall, mit ihnen in Unterhandlung treten und folgende „gerechte Wünsche", die man ihm vorzulegen habe, gewähren würde: 1) Einberufung von Abgeordneten aller Gouvernements; 2) ein Manifest des Senates, wodurch derselbe sich zur Abfassung eines Reichsgrundgesetzes mittelst jener Abgeordneten verpflichte; 3) Einführung einer provisorischen Regierung für die Zwischenzeit, bis dieser Zweck erreicht sey, und Einberufung der Abgeordneten des Königreiches Polen, um gemeinsam mit ihnen Maaßregeln für Erhaltung der Einheit des Kaiserstaates zu treffen. Würde jedoch der Czarowitsch selbst in St. Petersburg eintreffen, so sollte alles Geschehene als ein Werk der Hingebung für seine Person, wie für seine Rechte, ihm dargestellt werden. Ueber den nahen Anmarsch dieses Prinzen, an der Spitze der polnischen Armee, wurden ebenfalls Gerüchte unter Heer und Volk ausgestreut. Viele Leute maaßen all' diesen

Dingen vollkommenen Glauben bei; andere schwankten in Zweifeln hin und her. Jedermann aber fühlte peinliche Unruhe über das Kommende.

Der 26. Dezember war als Tag des Ausbruches festgesetzt; allein das Haupt der Verschwörung, Fürst Trubetzkoy, wurde überall vergebens gesucht, ein Umstand, der seine Freunde in nicht geringe Verlegenheit setzte. Nachdem verschiedene Regimenter den abgeforderten Eid der Treue an den Kaiser Nikolaus I. geleistet, weigerte sich zuerst das Regiment Moskau das Gleiche zu thun, unter der Behauptung: man habe sie betrogen; der Czarowitsch Konstantin habe nicht entsagt; sowohl er, als der Großfürst Michael, der Chef genannten Regimentes, würden in Fesseln gehalten; es sey die Pflicht der Krieger, beide zu befreien. Als nun ein kaiserlicher Adjutant erschien, die widerspenstigen Offiziere zu dem Befehlshaber des Regimentes vorzufordern, erklärte einer von ihnen, Fürst Scheppin: er wisse von keinem General, der hier zu befehlen hätte. Die Fahne des Regimentes Moskau ward den Grenadieren auf seine Ordre entrissen; dieselben sahen sich durch Flintenkolben zurückgestoßen, der Generalmajor Friedrichs fiel durch einen Säbelhieb und verschiedene andere Offiziere wurden schwer verwundet. Die zweite, dritte, fünfte und sechste Kompagnie marschirten unter dem Geschrei: „es lebe Kaiser Konstantin!" nach dem Platze des Senatspallastes. Das Marinebataillon der Garde befolgte jetzt dasselbe Beispiel, und endlich schloß auch ein Theil des Regimentes der Leibgrenadiere der aufrührischen Bewegung sich an, welche bereits 1500 — 1800 Bewaffnete zählte. Eine Masse, meist bewaffneter Personen aus dem Bürgerstande, strömte ebenfalls, unter dem Scheine der Neugier, nach dem genannten Platze.

Einige der obbezeichneten Kompagnieen stellten nunmehr

vor dem Winterpallaste, den die kaiserliche Familie damals bewohnte, sich auf und ihre ganze Haltung schien nichts Gutes zu verkünden. Der junge Monarch, mit nur schwachem Gefolge, erschien vor ihnen und bot ihnen guten Morgen; nach einigem Zögern riefen sie: es lebe Kaiser Konstantin! Darauf jener mit Kaltblütigkeit: „Ihr also seyd auch Empörer? In diesem Fall habt ihr den unrechten Weg eingeschlagen. Die Empörer versammeln sich auf dem Isaaksplatze; dorthin müßt ihr euch begeben; und nun marsch vorwärts!" Diese Worte machten wirklich solchen Eindruck auf die Kompagnieen, daß sie nach dem ihnen angewiesenen Orte sich in Bewegung setzten.

Als vor dem Senatspallaste das feindselige Vorhaben der daselbst aufgestellten Soldaten keinem Zweifel mehr unterworfen schien, ergriff Nikolai einen raschen Entschluß; er stellte sich an die Spitze eines Bataillons vom Regimente Preobraschensky und versuchte noch einmal, ehe Gewalt angewendet würde, den Weg der Ueberredung. Der Militärgouverneur von St. Petersburg, Generallieutenant Graf Miloradowitsch, jener hochverdiente Krieger aus den Zeiten des französischen Feldzugs, ritt voraus, die Rebellen anzureden; allein kaum hatte er begonnen, als ein Pistolenschuß, von der Hand eines verkleideten Offiziers — wie es nachmals hieß — auf ihn gerichtet, ihn zu Boden streckte, daß er Tages darauf starb. Die Rebellen blieben in in ihrer widersetzlichen Haltung; der Kaiser verstärkte sich mit Abtheilungen von verschiedenen Truppengattungen, und auch der Großfürst Michael, welcher gerade in diesem Augenblick in der Hauptstadt angekommen war, erschien mit den treu- und in ihren Kasernen gebliebenen Kompagnieen seines Regimentes zu seinem Beistande. Endlich wurden, als alle Mittel der Güte fruchtlos versucht worden, Kanonen aufgeführt. Nach

einigen Schüssen zerstreuten sich die Aufrührer und wurden von der Reiterei in allen Richtungen verfolgt. Bald waren über 500 gefangen; die schuldigen Offiziere schickte man ungesäumt auf die Festung Schlüsselburg. Gegen Abend 6 Uhr begab sich der Monarch nach dem Schlosse zurück, welches die Nacht über von frei sich lagernden Regimentern bewacht wurde. In seiner und der kaiserlichen Familie und aller Militär- und Civilbeamten Gegenwart ertönte sohin das feierliche Tedeum der Thronbesteigung.

Die Verschwornen hatten sich an dem verhängnißvollen Tage eben so feig als planlos benommen; sämmtliche Häupter hielten sich verborgen und Fürst Trubetzkoy, aus seinem Versteck bei seinem Schwager, dem österreichischen Gesandten von Lebzeltern, herbei geholt, warf sich, nachdem der Graf von Nesselrode ihn in das Schloß geführt, reumüthig dem Kaiser zu Füßen, alle Einzelnheiten der Verschwörung demselben entdeckend und um Schonung seines Lebens flehend. Die meisten übrigen Theilnehmer waren ebenfalls in kurzer Zeit verhaftet, und gestanden Alles, was man wollte.

Nikolai, welcher ein Militärgericht und den Weg summarischer Aburtheilung verschmähte, übertrug einer, meist aus Militärpersonen höheren Ranges gebildeten, eigenen Kommission, unter dem Vorsitze des Grafen Tatitscheff, die Untersuchung des begangenen Verbrechens, so wie die genaue Ermittlung der geheimen Gesellschaften im Reiche, ihres Ursprungs, ihrer Entwicklung und ihrer Zwecke. Mehrere von den Verhafteten, für welche Jugend und Unerfahrenheit zu sprechen schienen, wurden alsbald in Freiheit gesetzt; dagegen gingen im ganzen Umfange des Reiches zahlreiche Einkerkerungen von Personen vor sich, welche durch die zu St. Petersburg aufgefundenen Papiere, oder durch die Angaben der daselbst ge-

fangen gehaltenen Häupter der Theilnahme an dem Hochverrathskomplotte und den damit zusammenhängenden Vereinen kompromittirt worden waren.

In der Umgegend von Kieff zeigte sich, während sonst alle Provinzen ohne Widerstand der neuen Ordnung der Dinge sich fügten, allein noch einige Gährung; viele, die das große Unternehmen selbst vereitelt sahen, suchten wenigstens ihre eigene Person mit den Waffen in der Hand zu retten. Nachdem die Häupter des Südvereines, Murawieff-Apostol und Pestel zumal, in Folge aus St. Petersburg zugekommener Ordre, verhaftet, jedoch durch mitverschworne Offizier des Slavenbundes wieder in Freiheit gesetzt worden, versuchte man, auf ähnliche Weise, wie zu St. Petersburg geschehen, das Regiment Tschernigoff zum Aufstand aufzureizen; allein nur sechs Kompagnieen leisteten Folge und an ihrer Spitze die Häupter durchzogen das Land, in der Absicht, mit andern Truppen, die für die Sache gewonnen worden oder noch jetzt gewonnen werden könnten, wo nicht Entscheidendes für den bisherigen Plan, doch die eigene Rettung zu erkämpfen. Allein schon auf der Höhe von Ustinovka (im Distrikte Wassilkof), stießen sie auf eine Abtheilung des Generallieutenants Rott, welcher sie nachdrücklich empfing und nach kurzem Gefechte, im welchem Murawieff-Apostol, mit Pestel der beherzteste unter allen Anführern der Rebellen, am Kopfe verwundet wurde, zur Ergebung zwang. Ueber 700 Individuen wurden in Fesseln gelegt.

In St. Petersburg hatte Kaiser Nikolai inzwischen gegen die Masse der Insurrektion große Milde dadurch ausgeübt, daß er die irregeführten Kompagnieen und Bataillone, welche eine tiefe Reue über ihr begangenes Verbrechen bezeigt, musterte und ihnen unter der Bedingung seine Verzeihung angedeihen ließ, daß sie die verlorne Ehre bei irgend einem sich ergebenden

Anlasse wieder zu erwerben suchen möchten; ihre von Alexander getragenen Uniformen dagegen schenkte er den treugebliebenen Kompagnieen, Soldaten wie Offizieren, und eben so denjenigen der Regimenter Preobraschensky und Semenowsky, mit der Erlaubniß, den Anfangsbuchstaben vom Namen des hochseligen Kaisers auf den Schulterverzierungen zu tragen.

So glücklich endigte (vielen Leuten in Europa unerwartet und verdrießlich) eine der seltsamsten Katastrophen, welche nicht nur ohne die durch Kaiser Nikolai bewiesene persönliche Entschlossenheit die traurigsten Scenen über Rußland herbeigeführt, sondern auch Verwicklungen der bedenklichsten Art über ganz Europa gebracht haben würde. Das Ergebniß der Untersuchung des aus den höheren Ständen der Gesellschaft und ganz vorzüglich aus Mitte der Aristokratie und des Heeres (wie in Piemont), somit weder vom dritten Stande, noch von den Universitäten hervorgegangenen Verbrechens zeigte die ganze Seichtigkeit und Leichtigkeit des modernen Liberalismus von französischer Färbung, wenn auch in etwas veränderter Gestalt. Schwerlich würde im Fall eines Gelingens das eigentliche Volk Theil an den zugedachten Wohlthaten jener politischen Reformatoren genommen haben, und das Ganze war auf eine rein-militärische Oligarchie berechnet, zu welchen die Phrasen der Freiheit, wie von Seite der Bonapartisten neuester Zeitrechnung in Frankreich, bequemerweise mitverwendet wurden. Der alte moskowitische Stolz mit neuen Theorieen gemischt, bildete in der verworrenen Geschichte ein widerliches Amalgama, machte aber nichts desto weniger auf das Vorhandenseyn von gefährlichen Elementen aufmerksam, denen zu begegnen, die künftige angestrengte Sorge der russischen Regierung werden mußte.

Die öffentlichen Blätter Frankreichs und Englands hatten

mit der russischen Verschwörung eine unerschöpfliche Quelle für Voraussetzungen, Hypothesen, Mystifikationen und Mährchen erhalten, und die innere Herzensgesinnung sprach mehrfach auf sehr unverstellte Weise sich aus, die der Kaiser Nikolai nicht vergaß. Die Schwägerschaft des Grafen von Lebzeltern mit dem Fürsten Taubetzkoi kostete jenem seinen Gesandtschaftsposten, und in dem geheimen Ausgabenverzeichniß für bedeutende Pensionen an politische Nothwendigkeiten wurde der Name eines anderen berühmten Diplomaten geradezu ausgestrichen.

Siebzehntes Kapitel.

Die Anfänge der Regierung Nikolai's I. — Bestrafung der Hochverräther. — Die Kaiserkrönung. — Der Krieg mit den Persern. — Innere Reformen und Geist der neuen Regierung.

Das Publikum in Rußland wie das europäische erwarteten mit großer Spannung die Ergebnisse der Untersuchungs-Kommission über die Urheber der verübten Verbrechen und die Theilnehmer der damit zusammenhängenden Komplotte. Fürst Lapouchin leitete das Ganze; Fürst Labanow-Rostowski übte das Amt eines kaiserlichen General-Prokurators bei den Verhören. Nach fünf Monaten voll unermüdlicher Anstrengung erst waren die Arbeiten der Kommission vollendet.

Am 30. Mai wurde der Generalbericht dem Kaiser vorgelegt. Nach einer Reihe von Nachforschungen, Verhören und Konfrontationen hatte die Kommission zwei Arten völlig verschiedener Anklagen und zwei Klassen von Schuldigen herausgebracht. Die erste begriff die eigentlichen Hochverräther, die andere solche Personen, welche, ohne einen geheimen Zweck zu verfolgen, geheimen Vereinen angehört und zu verbrecherischen Richtungen im Allgemeinen sich hatten hinreißen lassen. Der hohe Gerichtshof, welchen der Kaiser aus den drei vornehmsten Staats-Behörden zusammengesetzt, sprach über 21 Schuldige im Ganzen das Endurtheil. Die Strafen wurden in verschiedenen Abstufungen nach eilf Kategorieen zuerkannt und enthielten Todesstrafe, Zwangsarbeiten mit Verlust des Adels, Verbannung nach Sibirien, Degradation zum Soldaten u. s. w. Fünf Individuen jedoch, von allen diesen Kategorieen ausgeschlossen, sollten zum abschreckenden Exempel geviertheilt werden. Diese waren: Pestel, Murawieff-Apostol, Rilejeff, Bestujeff-Rumine und Kahowsky.

Der Kaiser, wiewohl die Gerechtigkeit der Sprüche, als der Natur der Sache und dem Texte der Gesetze gemäß, anerkennend, milderte jeden derselben; die fünf Nichtkategorisirten überließ er ihrem Schicksale. Der Gerichtshof, solche Milde des Beherrschers zum Muster sich nehmend, wandelte ihre Strafe der Viertheilung in die des Stranges um. Am 25. Juli ward die Hinrichtung vollzogen, auf schimpfliche zugleich und schmerzvolle Weise. Zuschauer der Arbeiten für die Errichtung des Blutgerüstes über eine Stunde lang, vernahmen sämmtliche Verbrecher auf den Knieen die über sie gefällte Sentenz. Darauf erfolgte die Degradation; Uniformen, Achselklappen und Dekorationen wurden von dem Henker in ein großes Kohlenfeuer unter dem Galgen geworfen. Die von der Todesstrafe Begnadigten wurden nach

diesem in die Festung zurückgeführt. Die großen Verbrecher aber, in graue Kittel gehüllt, die zugleich das Angesicht ihnen bedeckten, bestiegen das Schaffot, sämmtliche mit Muth und Festigkeit. Drei von ihnen fielen aus den Stricken und mußten nach einiger Reparatur des beschädigten Gerüstes noch einmal hinaufgezogen werden. Bestujeff protestirte feierlich gegen das Unmilitärische der Hinrichtung. Als der Trotzigste von Allen ging Pestel in den Tod. Auf dem Platze, wo Miloradowitsch gefallen, ward ein Sühngottesdienst gehalten. Der Kaiser, welcher der Feier beigewohnt, erließ einen Tagsbefehl an die Heere, worin er ihnen seine und der Nation Dankbarkeit zu erkennen gab und sie zur Bewahrung der edlen Tugenden, welche sie jederzeit ausgezeichnet, nämlich der Treue, Gottesfurcht, Tapferkeit und Beharrlichkeit aufmunterte; dann werde die Welt erkennen, daß Gott mit den Russen sey.

Nachdem die Hinrichtungs- und Sühnungsscenen vorüber, wanderten die übrigen Schuldigen je in Gefängnisse, oder in die Bergwerke Sibiriens. Mehr als ein hoher Herr befand sich darunter, und selbst den Fürsten Trubetzkoi bewahrten weder seine zeitige Reue und große Feigheit, noch mächtige Fürsprachen von dem harten Loose. Seine Gattin, hochherziger als er, begleitete ihn mit Erlaubniß des Monarchen an seinen Strafort; das Gleiche that die Frau von Muruwieff ihrem Gemahl. Im Uebrigen ward genaue Sorge getragen, um jede Schmach von den Familien der Verurtheilten abzuwenden. Sie erhielten Gnadenbriefe und Auszeichnungen, und Pestel's Vater sogar eine Gratifikation von 50,000 Rubeln, der Bruder aber die Stelle eines Adjudanten des Kaisers. So gingen Gnade und Gerechtigkeit neben einander. Die Welt ließ den Gesinnungen Nikolai's Gerechtigkeit widerfahren. Nur wenige beklagten das Schicksal der Verschwörer wie der Verschwörung. Durch das

Reich aber ging ein Schrecken, welcher mehr als heilsam wirkte. Die unvernünftigen Beschuldigungen des ausländischen Journalismus über altmoscowitische Barbarei waren durch Thatsachen zum Schweigen gebracht.

Auf das Trauerspiel der bestraften großen Verschwörung folgte die feierliche Bestattung der Leiche des verstorbenen Kaisers. Dieselbe war einstweilen in der Hauptkirche Moskau's beigesetzt worden und ein Zug in zehn Abtheilungen hatte der Ceremonie beigewohnt. Acht russische und polnische und fünf und zwanzig fremde Orden, nebst den sieben Kronen von Rußland, Grusien, Taurien, Sibirien, Polen, Kasan und Astrachan wurden vor dem Sarge hergetragen. Am 12. März traf die Leiche in Zarskoje Selo ein und blieb daselbst bis zum 17. März; des folgenden Tages wurde sie nach Petersburg gebracht und in der Kasan'schen Kathedrale auf einem Katafalke ausgesetzt, worauf sodann unter Theilnahme der ganzen Bevölkerung der Hauptstadt — der Zug nahm einen Weg von fast mehr als einer Meile ein — dem Verewigten die letzten Ehren mit ausgesuchtem Prunke bezeigt wurden.

Die Kaiserin Elisabeth überlebte den großen Verlust nur um wenige Monate; am 16. Mai brach auch ihr Herz noch auf der Reise nach Kaluga, wo sie einen Theil des Sommers in Gesellschaft der Kaiserin-Mutter zu verweilen und ihrer Gesundheit zu pflegen gedacht. Sie war eine der anmuthigsten Frauen und schönsten Seelen gewesen, ohne für diese Eigenschaften vom Schicksal die gehörige Anerkennung erlangt zu haben. Ihr Gemahl, von seinen großen Ideen erfüllt und seinen liebenswürdigen Zerstreuungen hingegeben, hatte in der Sphäre dieses stilleren einfacheren Wesens nicht ganz diejenige Befriedigung gefunden, welche zur Vervollständigung des häuslichen Glückes gehört. Unter den Personen, deren Leben ge-

heimnißvoll sich durch das ihrige, so wie das Innere des kaiserlichen Palläste zog, ist vorzugsweise oft in vertrautern Zirkeln der Fürst Adam Czartorisky genannt worden. Denselben soll der Vorwurf, Alexanders Vertrauen und Großmuth mißbraucht zu haben, aus mehr als einem Grunde getroffen haben. Aber die Geschichte hat weder ein Recht noch eine Verpflichtung den Schleier so zarter Geheimnisse zu lüften.

Nachdem Kaiser Nikolai beiden erlauchten Todten die letzten Huldigungen dargebracht, ließ er im August des Jahres 1826 noch zu Moskau sich feierlich krönen. Er bot mit seiner Familie, den beiden Großfürsten, Konstantin*) und Michael, so wie der Großfürstin Helena ein erhebendes Schauspiel von Eintracht und Zärtlichkeit dar. Sie umarmten sich nach empfangenem Segen von der Kaiserin-Mutter vor allem Volke, und der Kaiser rief in einem salbungsvollen Gebete den Segen des Himmels, welcher ihn zum Richter über dieses Kaiserreich gesetzt, auf sich und sein künftiges Walten an. Feste jeder Art folgten, und von ganz andern Feuern als vor vierzehn Jahren sah man den Kremel der alten Czarenstadt umleuchtet. Die Kosten des Festes wurden zu nicht weniger denn 16 Millionen Rubel angeschlagen. Noch am Tage der Krönung erschien ein Amnestiemanifest für solche Verbrechen, die außerhalb des Bereichs der politischen fielen, mit fünfzehn Hauptabtheilungen; ein neues Gesetz aber regelte die Thronfolge in der Familie Romanow. Nach dem Absterben aller männlichen Sprossen in der herrschenden direkten Linie folgte der Großfürst Michael, welcher auf den Fall des Absterbens des gegenwärtigen Monarchen und des Czarowitsch Konstantin vor erreichter Großjährigkeit des rechte-

*) Man hatte ihn nicht erwartet; um so freudiger war die Ueberraschung. Seine Anwesenheit verstärkte die moralische und politische Weihe des Festes.

mäßigen Thronfolgers, Alexander Nikoläiewitsch, zum Reichsverweser bestallt wurde. Die Kaiserin Mutter, Maria, sollte unter allen Umständen die Obervormundschaft führen.

Mitten in diesen Freudenfesten wurde der Kaiser durch die höchstwichtige Nachricht von dem Friedensbruche der Perser und ihrem Einfall in Georgien überrascht. Die Besorgnisse mehrerer Staatsmänner, welche schon seit einiger Zeit ein solches Ereigniß geahnet hatten, gingen in Erfüllung; im jetzigen Augenblicke kam die persische Frage, bei der Unentschiedenheit der griechischen und dem gespannten Verhältnisse Rußlands zur Pforte, trotz der Konferenzen von Akkjerman, dem Kabinete Nikolai's sehr ungelegen, denn sie zog es von den bisherigen Hauptpunkten seiner Thätigkeit ab und zertheilte seine Kräfte. Die Ursachen des plötzlichen Bruches aber waren folgende. Die unter Englands Vermittlung geschlossenen Verträge von Gulistan und Tiflis (12. Oktbr. 1813 und 15. Sept. 1814) hatten festgesetzt, daß beide Mächte, Rußland und Persien, im Besitze desjenigen Gebietes verbleiben sollten, welches sie im Augenblicke der Beendigung des Krieges inne hätten. Dieser Bestimmung zufolge hielt Rußland mehrere Chanschaften zwischen dem Kaukasus und dem kaspischen Meer auf der Linie des Kur und auch über diesen Fluß hin, in dem Gandschah oder in der Provinz Georgien, inne. Die Gränzscheiden jedoch waren nur für einige Distrikte genau gezogen worden; über jene von mehreren andern Punkten (besonders in dem Chanate von Talyschyne) hatte man sich vorbehalten, bei gelegenerer Zeit mittelst gegenseitiger Bevollmächtigter eine bestimmte Abmarkung gemeinschaftlich vornehmen zu lassen, und man war überein gekommen, in dem Falle, daß Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit für den einen oder andern Staat eine ausgedehntere Linie in Anspruch nehmen würde, der verletzte Theil eine angemessene Entschädi-

gang auf die Grundlage des gegenwärtigen Besitzstandes erhalten sollte. Das russische Kabinet, durch politische Gegenstände dringlicherer Natur abgehalten, hatte seinerseits diese Absendung von Kommissarien immer noch verzögert, und in den staatsrechtlichen Verhältnissen der Chane, welche früher Vasallen des Schah's gewesen, wenig oder nichts geändert. Nichts natürlicheres, als daß bei den Letztgenannten die alten Erinnerungen das Uebergewicht über die neue Ordnung der Dinge erhielten und die betreffenden Chane sowohl in's geheim für die Interessen Persiens gegen Rußland arbeiteten, als auch den Truppen, welche in den fraglichen Bezirken stehen geblieben, auf mancherlei Weise zu schaffen machten. Ihre Anschläge kamen allmählig an den Tag, und nachdem einer der kompromittirtesten dieser Häuptlinge gestorben, ergriffen die übrigen, vor der russischen Rache erbangend, die Flucht. Hiedurch erhielt das St. Petersburger Kabinet einen Rechtstitel, die verlassenen Chanate, weit über die in den Verträgen festgesetzten Gränzen hinaus, mit dem Kaiserreiche für vereinigt zu erklären und nach russischen Gesetzen und Gebräuchen sie hinführo verwalten zu lassen. Allein die Zwistigkeiten zwischen den russischen Truppen und den Gebirgsvölkern erhielten von da an nur noch mehr Ausdehnung und Stärke, und es stellte sich der Regierung die Nothwendigkeit bestimmter und bleibender Abmarkungen dar. Ihre Absicht ging dahin, die Gränzen bis zum Araxes auszudehnen und zu dem Ende ließ sie das Uferland des See's Goktcha in dem Chanate Erivan besetzen, indem sie hiefür dem Schah Entschädigung auf der andern Seite anbot. Die Bevollmächtigten traten jetzt, laut den Verträgen, zusammen und zwar sendete der Hof zu Teheran den Prinzen und muthmaßlichen Thronfolger Abbas Mirza, dessen wir früher erwähnt, als den seinigen. Da derselbe mit Kaiser Alexander auf freund-

schaftlichem Fuße stand, weil er in ihm einen Garanten für sein, von andern Söhnen Feth Ali's bestrittenes Thronrecht ersah, so nahmen die Unterhandlungen ein freundliches Gedeihen, und standen so eben auf dem Punkte zu beiderseitiger Zufriedenheit beendigt zu werden, als der Schah die Kunde von dem Tode des Kaisers und den Erbfolgeverwicklungen zwischen Konstantin und Nikolai, so wie den Verschwörungen zu St. Petersburg und Kiew empfing. Mit orientalischer Kurzsichtigkeit diese Ereignisse betrachtend und wägend, stand Feth Ali im Wahne, Rußland sey nun seinen inneren Krämpfen allzusehr hingegeben, und in Gefahr, durch Bürgerkrieg umgewühlt zu werden, als daß es nach Außen energisch sprechen und auftreten könnte, auch war er vielleicht durch diplomatische Einflüsterungen eifersüchtiger europäischer Höfe, welche die Vergrößerung des Czarenreiches mit scheelem Auge ansahen, in solchen Gedanken noch mehr bestärkt worden; genug, er brach plötzlich die Unterhandlungen ab, und selbst Abbas Mirza fühlte jetzt den Drang, eine kriegerische Rolle zu spielen, in so hestigem Grade, daß er an die Spitze des neuen Systemes sich stellte und die kaukasischen Gebirgsvölker zu Abschüttlung des russischen Joches ermunterte. Die Sendung des Fürsten Menzikoff, durch welchen Kaiser Nikolai seine ernstliche Neigung hatte mittheilen lassen, die unter seinem Vorfahr bestandenen Verhältnisse fortzusetzen und die so weit vorgerückten Unterhandlungen zu Ende zu bringen, kam daher zu spät, oder vielmehr suchte man mit Absicht jede Uebereinkunft zu verhindern. Die gemachten Austauschvorschläge wurden vom persischen Hofe abgelehnt, und man erklärte, nur in einer der Gränzstädte ferner unterhandeln zu wollen. Der Kronprinz selbst reiste mittlerweile, ehe noch Fürst Menzikoff frischen Boden gewinnen oder Vollmachten von seinem Hofe erhalten konnte, rasch zur Armee,

nach der Gränze von Karabag an. Die, wie es schien, wirklich aufrichtigen Vermittlungserbieten des englischen Gesandten zu Teheran, Sir Willock, welcher übrigens weder Talente noch Einsicht genug besaß, um in seiner wichtigen Stellung die Interessen Englands gehörig zu fördern, blieben unbeachtet.

Der Chan zu Talyschyne war der erste, welcher förmlich den Schild erhob und den Uebrigen das Zeichen zum allgemeinen Abfalle gab. Mit der Ermordung der russischen Besatzung zu Arkivan wurde der Anfang gemacht; der Chan wendete sich sofort wider das wichtige Lenkoran und suchte desselben, mit persischer Unterstützung, die er nachsuchte, um jeden Preis Meister zu werden. Ganz Süd-Georgien kam in Aufruhr und verdrängte die fremden Gäste. Gegen Ende des August waren die Distrikte Karabag, Talyschyne und Schirwan von persischen Truppen besetzt; selbst Elisabethpol fiel in ihre Hände. Yermoloff, so tapfer sonst sein Arm und erfindungsreich sein Genie, vermochte nicht dem Strome zu widerstehen. Die Hülfe aus St. Petersburg und aus dem russischen Lager zu Tiflis selbst konnte nur sehr spät eintreffen, da die Minister Feth Ali's unter allerlei Vorwänden über einen Monat lang die Rückreise Menzikoff's aufzuzögern gewußt und alle seine Eilboten aufgefangen hatten.

Der russische Hof stellte sich über alle diese Vorfälle mehr entrüstet, als in Besorgniß wegen des Ausgangs; er erklärte sie für das alleinige Werk der Unbesonnenheit eines, von thöricht-eitler Ruhmsucht befallenen Prinzen, und an die Möglichkeit eines Einverständnisses zwischen dem Schah und dem Sultan schien man in Petersburg eben so wenig, als an eine feindselige Einwirkung Englands glauben zu wollen. Um keinen Zufällen sich blos zu geben, beobachtete man die größte Besonnenheit in Anordnung der Kriegsoperationen. Vorläufig wur-

den die Streitkräfte Yermoloff's bloß durch ein Corps vom doniſchen Heere verſtärkt und bei Aſtrachan eine Anzahl von Kriegsfahrzeugen ausgerüſtet, mit welchen Angriffe auf die perſiſchen Provinzen am kaſpiſchen Meere verſucht werden ſollten.

Die Geſammtmacht der Perſer beſtand aus wenig über 25—30,000 Mann, und zwar bildete die Reiterei hiebei die Hauptſtärke. Dem Prinzen Abbas Mirza fehlte es weder an Muth, noch an Einſicht, und er hatte von europäiſchen Offizieren über mancherlei Gegenſtände, die den Kriegsdienſt betrafen, in früherer Zeit ſich belehren laſſen; allein die Perſer des neunzehnten Jahrhunderts waren nicht mehr die des Schah Nadir's und der Ausgang des Kampfes einem ſo martialiſchen, kräftigen und eingeübten Volke, wie die Ruſſen, gegenüber, konnte nicht lange zweifelhaft ſeyn. Bei Shamborah ſtießen die Generale Madatow und Krabbe, welche unter Yermoloff befehligten, am 16. September auf den Feind und ſchlugen ihn auch alsbald, ſo daß über 1000 Mann, und unter ihnen ein Bruder des Schah, Amin Chan, auf dem Platze blieben. Eliſabethpol wurde nach dieſem Treffen von den Ruſſen wieder in Beſitz genommen.

Mittlerweile waren die ſehnlichſt erwarteten Verſtärkungen von dem doniſchen Heere, unter dem Befehle der Generale Paskewitſch und Illowinsky, (meiſtentheils Koſaken, einige Abtheilungen Fußvolk und neugebildete Gardebataillone) nach geſtrengten Märſchen an der perſiſchen Gränze eingetroffen und ſie vereinigten ſich unverzüglich mit dem Corps Madatow's. Die Perſer hatten beſchloſſen dem Feinde keine Ruhe zu laſſen, ſondern während Abbas Mirza nach aufgehobener Belagerung des feſten Schuſcha bereits 60 Werſte weiter, gegen den Terter, vorgerückt war, hatte Aſſán Chan von Erivan aus in die Steppe von Lori ſich bewegt, und der Sardar jener Stadt drang in

die Distrikte von Schamschadil vor. Allein bald zeigte sich das Uebergewicht europäischer Kriegskunst über planlose Tapferkeit.

Am 25. September fiel das erste wichtigere Treffen bei Elisabethpol vor, in welchem die Perser unter Abbas Mirza nach kaum einstündigem Kampfe den Kürzeren zogen, nicht ohne ansehnlichen Verlust an Menschen und Munition; General Paskewitsch verfolgte die Flüchtigen und säuberte ganz Karabagh vom Feinde. Doch hatte der erlittene Schlag nur eine Abtheilung getroffen; die Hauptmacht der Perser stand hinter dem Araxes konzentrirt und behauptete sich daselbst, obgleich mit großem Mangel an Lebensmitteln ringend, standhaft; die Rettung der Provinz Erivan galt als Hauptaufgabe; der alte Schah selbst betrieb inzwischen neue Rüstungen für den künftigen Winterfeldzug. Außerdem durchstreifte der jüngere Sohn des Abbas Mirza, Ali Naschi Mirza, die Gebirge von Schirwan und Daghestan. Allein Yermoloff, nach vollbrachter Unterwerfung Georgiens, warf die Perser auch aus der ganzen Provinz Schirwan und nahm sofort sein Hauptquartier in Schekin.

Bald sah sich der Gouverneur von Georgien jedoch durch einen Nebenbuhler ersetzt. Eine Partei im Ministerium hatte seit längerer Zeit gegen ihn gearbeitet und das Herz des Kaisers mit Mißtrauen, sowohl gegen die Gesinnungen Yermoloff's, als gegen seine Verwaltungs- und Militär-Maaßregeln, erfüllt. In der Umgebung des Monarchen selbst war der seit der Verschwörungsgeschichte immer einflußreichere Baron Diebitsch sein Hauptgegner, und heimgekehrt von einer Sendung nach Georgien um den wahren Zustand der Dinge zu erforschen, hatte er einen, dem Gouverneur nichts weniger als günstigen Bericht abgestattet. Es wurden demselben sowohl Säumniß in

Anordnung der Verpflegsanstalten, als Eigenmacht und Willkühr in der inneren Administration der kaukasischen Provinzen vorgeworfen; dabei hielt man ihn vermessener Gedanken und Entwürfe fähig: eine Vermuthung, zu welcher das eigenthümliche barock-abentheuerliche Wesen des Generals vielleicht mehr als einmal Anlaß gegeben hatte; auch war seit den Decembertagen die Gespensterfurcht vor Militärverschwörungen und Revolutionen so ziemlich an der Tagesordnung. Genug, der Generaladjutant Graf Paskewitsch wurde sein Nachfolger im Oberbefehl über das Heer gegen die Perser.

Derselbe faßte den kühnen Plan, geradewegs über die Gebirge nach Erivan vorzudringen, und zu Anfang Aprils (1827) sandte er General Benkendorf mit einer Anzahl Truppen und Geschütz voraus. Allein das ganze Ergebniß des Zuges beschränkte sich auf die Eroberung des befestigten Klosters Etschmiadsin und auf den Gewinn von Mundvorräthen; die Festung Sardar Abad hielt sich, trotz mehrerer heftiger Gefechte unter ihren Mauern, da es den Russen an hinreichendem Belagerungsgeschütze gebrach und die Perser ein lebhaftes Feuer wider sie richteten. Bei Alachait, (einem kleinen Dorf an einem Nebenflusse des Araxes) bewies die persische Reiterei unter Hassan Chan sogar einen Widerstand, den die Armeeberichte ihrer Feinde nicht in Abrede zu stellen wagten, und welcher den Russen beträchtliche, ja darunter mehrere sehr beklagte, Opfer kostete.

Ihren diplomatischen Künsten gelang noch mehr als ihren Waffen; die Abfälle des Chans von Karabagh und des Sultans der Schaklinev, welche beide nicht nur von Persien abfielen und unter Rußlands Schutz sich stellten, sondern auch ihre Stämme zu Gunsten desselben wider den Schah, ihren alten Oberherrn, bewaffneten, erschwerten sehr die Stellung Abbas Mirza's. Nach einer Reihe kleiner Gefechte, welche in der

Hauptsache nichts entschieden, in Folge welcher jedoch die Perser sogar Etschmiadsin wieder genommen und alle Versuche auf Erivan vereitelt hatten, entschloß sich Paskewitsch zu energischerem Auftreten. Er ließ den Generallieutenant Ilowaisky vor Abbas Abad zurück, mit dem Auftrage, um jeden Preis sich dieses befestigten Platzes zu bemächtigen; Generallieutenant Krassowsky blieb zur Beobachtung Erivans; er selbst aber rückte an der Spitze der Hauptmacht gegen Nakhitcheran vor, unter Schwierigkeiten jeder Art und täglichen Scharmützeln mit den unregelmäßigen Reiterhaufen, die längs der ganzen Linie des Araxes sich aufgestellt hatten.

Abbas Mirza, mit Hassan Chan mittlerweile vereinigt, hatte nicht sobald von des Grafen Bewegung Kunde erhalten, als er mit 40,000 Mann, meist Reiterei, gegen die Russen unter Ilowaisky, am rechten Ufer des Stromes zog und einen überaus ungestümen Angriff unternahm. Seine Uebermacht drohte jenen General zu erdrücken, und kaum zur rechten Zeit noch erfuhr Paskewitsch die Gefahr. Unter zahllosen Schwierigkeiten und den heftigsten Gegenanstrengungen der in vortheilhafter Stellung auf dem steilen Felsenufer befindlichen Perser, bewerkstelligte er den Uebergang über den Araxes auf Brükken, die man aus Ochsenhäuten mit Luft gefüllt in der Eile errichtet hatte, und sofort traf er folgende Anstalten. Drei Bataillone Fußvolk sollten, von einem Dragonerregimente und vier Stücken leichten Geschützes unterstützt, den linken Flügel der Feinde angreifen und diejenige Anhöhe, welche das Centrum der Perser beherrschte, im Sturmschritte nehmen. Der Plan gelang; die unregelmäßigen Streithaufen der Perser, von der schlechtbedienten Artillerie nur matt unterstützt, waren bald in Verwirrung gebracht, während zu gleicher Zeit ein von der russischen Uhlanen- und Kosaken-Brigade ausgeführter Angriff

auch dieſes ſprengte und zum Rückzug nach der nahe gelegenen Hügelkette nöthigte. Dieſe Niederlage war um ſo unvermeidlicher geweſen, als das Fußvolk bei Karaziadin gar keinen Theil an dem Kampfe genommen und die Reiterei trägerweis im Stiche gelaſſen hatte. Der Anblick erbeuteter Fahnen und vieler vornehmer Gefangenen im ruſſiſchen Lager entmuthigte nun auch die tapfere Beſatzung von Abbas Abad, und ihr Befehlshaber öffnete ohne ferneren Widerſtand die Thore.

Nach dieſen glückverheiſſenden Vorfällen ſchienen der Eroberung Erivans ſelbſt nur noch geringe Hinderniſſe im Wege zu ſtehen; allein nachdem die beiden Generäle Sipagin und Kraſſowsky nur nach blutigen Gefechten ihre durch die Bergkette Beſobdal gewehrte Vereinigung bewirkt, und das wiedergenommene Etſchmiadſin nur mit Mühe gegen die immer kühneren Perſer behauptet worden, kam es an beiden Ufern des Abaran zwiſchen Abbas Mirza und den Ruſſen zu einem mörderiſchen Treffen, welches anfänglich für die letzteren verloren ſchien und nur durch ihre beſſere Artillerie endlich zu ihren Gunſten entſchieden wurde. Der Hauptgewinn dieſes Tages war der Entſatz von Etſchmiadſin und die Vereinigung der Heerabtheilungen von Paskewitſch und Kraſſowsky. In drei großen Säulen bewegte ſich jetzt der Zug wider Erivan, während Abbas Mirza ſeine bisherige Stellung an der Zanga verlaſſen und ohnweit Sardar Abad eine neue eingenommen hatte. Die Bevölkerung der Provinz, durch die Fortſchritte der Ruſſen erſchreckt und ohne Hoffnung für die Zukunft, beeilte ſich mit ihrer Unterwerfung unter das Geſetz des Siegers; der Kronprinz von Perſien erkannte das Kritiſche ſeiner Lage, beſchloß jedoch als Mann von Ehre die Fortſetzung des Kampfes, rückte am rechten Ufer des Araxes vor und lagerte etwa 70 Werſte von Etſchmiadſin.

Die Russen erstürmten nun auch, nach verzweiflungsvoller Gegenwehr von Seite Hassan Chans, Sardar Abad, welches schlechterdings in ihrer Gewalt seyn mußte, eh' und bevor wider Erivan etwas Entscheidendes unternommen werden konnte. In der Nacht vom 7. und 8. Oktober ließ Paskewitsch bereits die Laufgräben zu Belagerung dieser Hauptfeste eröffnen; sein Geschütz wüthete furchtbar zerstöreriſch gegen ihre Mauern, und endlich als Bresche geschossen worden, rückten die vom Kaiser begnadigten Garde-Grenadier- und Moskau-Regimenter zum Sturm, als Sühne ihres Verbrechens, an. Ihrem Andrang vermochte keine Kunst noch Kraft zu widerstehen; die ganze alte moskowitische Gluth und Todesverachtung trieben sie vorwärts zu entscheidender That. Die Einwohner flehten um Gnade; die Besatzung streckte die Waffen. Dreitausend Mann, sieben Chane (darunter der tapfere Hassan) und viele andere ausgezeichnete Hauptleute, eine große Zahl Geschütz, reicher Mundvorrath und Beute jeder Art fielen in der Sieger Gewalt. Die meisten übrigen Plätze der Provinzen warteten nicht erst die Belagerung oder Aufforderung ab, sondern folgten dem Beispiele von Erivan. Paskewitsch hielt seinen feierlichen Einzug in dieser Stadt und ward von der Bevölkerung mit zitternder Ehrfurcht empfangen.

Abfall, Aufruhr, Entmuthigung von allen Seiten her bestimmten den Schah und seinen Sohn zu Friedensanerbieten; Abbas Mirza selbst, der eine persönliche Zusammenkunft mit dem Feldherrn der Russen nachgesucht, erschien in einem Dorfe ohnweit Tauris, woselbst im Namen Paskewitsch's der Staatsrath von Obreskow eintraf. Schon am folgenden Tage waren nachstehende Präliminar-Bedingungen des Feindes unterzeichnet: 1) Der Schah tritt an Rußland als volles Eigenthum ab: das ganze Chanat von Erivan dieß- und jenseits des Araxes; das-

gleichen das Chanat von Nachitschewan; 2) alsbald nach Abschluß des Friedens soll der von den Persern besetzte russische Antheil von Talisch an die Truppen des Kaisers wieder herausgegeben werden; 3) der Schah entrichtet als Geldentschädigung für die Kriegskosten und den durch seinen feindlichen Einbruch verursachten Schaden, die Summe von 18 Millionen Rubeln; 4) von dieser Summe wird ein Theil gleich nach Unterzeichnung des Traktates, der Rest aber in nicht allzu langen Fristen abgetragen werden; 5) bis die Entschädigung vollständig geleistet, halten die Truppen Rußlands die ganze Provinz Aderbitschan besetzt. Endlich ward festgesetzt, daß der Prinz Abbas Mirza binnen 6 Tagen seine kategorische Erklärung hinsichtlich dieser vorläufigen Bedingungen abzugeben habe. Als Ort einer weitern Zusammenkunft zwischen ihm und dem Grafen Obergeneral ward Dechargan (ein Flecken zwischen Tauris und Masagna) gewählt.

Paskewitsch stellte ohne Säumen ganz Aderbitschan unter russische Verwaltung und ordnete das Provisorium auf eine Weise an, als gälte es einen bleibenden Besitz; Graf Sacken-Osten wurde Vorstand der Regierungsbehörde; doch nahm man auch einige persische Beamte und vornehme Eingeborne als Beisitzer von Seite des Schah's in dieselbe auf. Der siegreiche Feldherr erhielt von seinem Monarchen zur Belohnung für die geleisteten hochwichtigen Dienste den glorreichen Zunamen „Erivanski." Yermoloff ward definitiv in Ruhestand versetzt. Nicht ohne Unruhe sah das englische Ministerium durch die Zerstücklung Afghanistans oder Ostpersiens die Scheidewand zwischen seinen ostindischen Besitzungen und dem russischen Kolosse zerstört. Aber sowohl es selbst, als Abbas Mirza hofften von anderen Zeitverwicklungen, die immer näher sich zeigten, Wiedergewinn des Eingebüßten in einer nahen Zukunft.

Je mehr die Verhältnisse zwischen Rußland und der Pforte sich wirrten, und der Ausbruch des Krieges zwischen diesen beiden Mächten nahe stand, desto zäher zeigte sich Schah Feth Ali, oder vielmehr sein Sohn Abbas Mirza, mit der förmlichen Genehmigung des eingegangenen Friedensvertrages. Man stellte die gänzliche Räumung Aderbitschans und den Rückzug der russischen Truppen über den Araxes als unerläßliche Vorbedingungen auf. Paskewitsch, im Gefühle seiner Kraft, brach rasch alle Unterhandlungen ab und eröffnete noch im Jänner 1828 die Feindseligkeiten von Neuem. Nach kurzer Zeit war die wichtige Festung Ardebil bereits in seiner Gewalt; alles, was die Perser versuchten, seine ferneren Fortschritte zu hemmen, fiel unglücklich aus; Abbas Mirza anerkannte die Nothwendigkeit des Friedens um jeden Preis und ging demnach am 22. Februar den Traktat von Turmantschai ein. Die Russen erhielten durch denselben alle im Präliminarvertrage von Dechargan ihnen zugestandenen Vortheile. Paskewitsch wurde mit einer Million und sein Heer mit sechs Millionen Rubel von der ersten Rata der persischen Kriegsentschädigung belohnt.

Aber wir wenden unsern Blick von diesen kriegerischen Begebenheiten nunmehr den inneren Reformen und den ruhmvollen Anstrengungen zu, durch welche der neue Selbstherrscher aller Reussen den Geist seiner künftigen Regierung kund gab.

Er trat nach Innen wie bisher, nach Aussen in allen politischen Fragen, mit einer Energie und Kräftigkeit auf, welche Europa um so mehr erstaunen machte, als der Großfürst Nikolaus bisher in ganz bescheidener Zurückgezogenheit sich gehalten, und wenig von sich reden gemacht hatte. Von teutschen Lehrern (Lansdorf, Adelung, Storch) erzogen und in Wissenschaften gründlich unterrichtet, hatte er schon als junger Prinz

besonders auch dadurch zu einem Herrscherberufe, den er damals noch nicht als wahrscheinlich sich vorstellen konnte, Tüchtigkeit erlangt, daß er seine Jugend sittlich rein bewahrte, in der Gesellschaft gediegener, hellgebildeter Männer verweilte, und auf mehrfachen Reisen durch verschiedene Länder Europa's, Menschen, Sitten, Gesetze und Einrichtungen studirte. Sein Herz schien blos weich und gefühlvoll; aber es gab Augenblicke, wo ein kühner Humor und ein starrer Sinn vorherrschte und durch sein ganzes Wesen Gedanken blitzten, wie Ahnungen einer glänzenden Zukunft. Sein Bruder und Monarch, Alexander, ward ihm, was die innere Regierungspolitik für Rußland betraf, Ideal und Vorbild; an ihm hing er mit verehrungsvoller Zärtlichkeit und Alexander bewahrte auch ihm besondere Neigung und Sorgfalt; dasselbe war der Fall von Seite der Mutter, Maria Feodora. In Nikolai ersahen Beide allein die künftige Stütze für das Reich und die beruhigende Bürgschaft für Forterhaltung des glorreich Begonnenen. Der Umstand, daß der Großfürst auch ein zärtlicher Familienvater war und nach Neigung seines Herzens (mit der schönen, geistvollen, sittlich ernsten und edelstolzen Tochter Friedrich Wilhelms III. von Preußen, der Prinzessin Friederike Louise Charlotte, ganz Ebenbild der großen Mutter, jener unvergeßlichen Königin Louise,) sich vermählt hatte, vermehrte noch die freudigen Hoffnungen. Kaiser Alexander hatte, nicht ohne trübe Vergleichung seines eigenen Herzenszustandes, seine Freude darüber mehr als einmal ausgedrückt. Die physische Kraft des Prinzen, welcher ursprünglich nicht die stärkste Konstitution gehabt haben soll, nahm mit den Jahren beträchtlich zu und erreichte später einen wirklich seltenen Grad.

Es war bedeutungsvoll, daß unter den Wissenschaften, welche Nikolai als Großfürst gepflegt, die Befestigungs-

Kunst ihm besonders am Herzen gelegen war. In dieser Kunst, und zwar im weitesten Sinne des Wortes genommen, sollte er dereinst als Kaiser die Meisterschaft bewähren.

Er hatte in den wider die Verschwörer vollführten Untersuchungsakten, welche er selbst durchgesehen und geprüft, über manche Gegenstände der Verwaltung, über Gräuel in der Justiz, Unterschleife in dem Finanzwesen, über Schlendrian des Beamtenthums und viel anderes mehr, was den Uebelgesinnten theilweise Stoff zu gerechten Beschwerden dargereicht, die Zahl ihrer Anhänger vermehren und ihre Zwecke durch patriotische Aushängschilde fördern geholfen, belehrende Aufschlüsse der merkwürdigsten Art erhalten. Er zog zum Besten des Ganzen Gewinn daraus, und nachdem die Schuldigen der einen Gattung die gebührende Züchtigung erhalten, sollte dem verletzten Rechte auch in anderer Hinsicht volle Genugthuung werden.

Der Kaiser eröffnete seinen Reformationsplan zunächst mit den Finanzen, und bei seiner eigenen Hofhaltung machte er den Anfang in den vorzunehmenden Ersparungen. Die Gehalte wurden heruntergesetzt, die Pensionen und die Luxusartikel beschränkt. Für das Jahr 1826 verringerte er die Totalsumme der Reichsausgaben um nicht weniger als 67,500 000 Rubel, wodurch also natürlich auch die öffentlichen Auflagen um ein Beträchtliches sich verringerten. Das System Cancrins, die Staatsschuld und deren Abzahlungsweise wurde beibehalten und so viel möglich auf die der Nationalehre, wie dem Nationalinteresse zuträglichste Weise vervollständigt. Den ganzen Zorn des Monarchen erregte das Resultat der Untersuchung wider die Betrügereien, welche bei der Marine zu Kronstadt an öffentlichen Geldern verübt worden; man schrieb die im Juni (1826) entstandene Feuersbrunst einem Plan der Rache

wider solche Strenge zu. Um Handel und Gewerbe zu erleichtern, setzte man die Abgaben der Gilden herunter.

Das Prohibitivsystem Cancrins, obgleich der Minister in eigenen Schriften seine Güte gegen die Huskisson'schen Theorieen zu vertheidigen bemüht war, zeigte sich für mehrere Provinzen, namentlich aber für das Königreich Polen, sehr nachtheilig. Cherkassien und Abasien erhielten Erleichterungen und Vergünstigungen. In den Ostseeprovinzen wurden allerlei Experimente zu Veredlung der Schaafzucht gemacht; die Regierung verstand sich zu bedeutenden Darleihen an die Grundbesitzer, um ausländische feine Stammschäfereien begründen zu können; allein die Resultate entsprachen weniger schnell, als man gehofft. Das Meiste geschah im Jahre 1827. Trotz der schlechten Messen zu Nischney Nowgorod nahm die Ausfuhr der Hauptprodukte in demselben bedeutend zu. Man berechnete den gesammten Waarenumsatz an die 105 Millionen Rubel Werth. Die Regierung wurde von dem Grundsatze geleitet, daß Rußland sich selbst genügen müsse; aber die Ansichten über die Möglichkeit oder Nichtmöglichkeit der Verwirklichung desselben lauteten im In- und Ausland sehr verschieden.

Eine besondere Thätigkeit wurde sowohl der Handels- als Kriegs-Marine gewidmet, und hierin waren die Fortschritte und die Aussichten für den Welthandel unverkennbar. Die Beförderung des Schiffsbaues und die größere Aufnahme der Schifffahrt lagen dem Kaiser dringend am Herzen; alles, was darauf Bezug hatte, unterwarf er genauer Prüfung, durchgreifender Reform und schärferer Aufsicht, als bisher der Fall gewesen; über Mängel und Rückschritte mußten umfassende Berichte erstattet und die Ursachen dargethan werden. Er stellte an die Spitze dieser Reformen eine eigene „Comität", welche mit dem Departement der Manufakturen und des inne-

ren Handels in Verbindung wirkte. Große Seemanoeuvres, denen er persönlich beiwohnte, sollten imponiren und den Nationalstolz auch darin entflammen.

In dem Budget von 1827, das zu 130 Millionen Rubel angeschlagen ward, und in dem für Polen, von 8,333,333 Rubel, fehlte die genaue Bezeichnung der Ausgaben. Die Unordnungen in der Rechnungs-Controlle veranlaßten scharfe Ukasen mit schützenden Maaßregeln gegen Aehnliches in der Zukunft.

Sämmtliche höhere und untere Verwaltungs-Behörden selbst kamen, zumal vom Spätjahr 1827 an, unter strengere Aufsicht und man suchte einen innigeren und auf mehr Leben in dem Geschäftsgange hinwirkenden Zusammenhang darin herzustellen. Eine eigene „Kanzlei des Kaisers" ward zu diesem Behufe errichtet. Der Kaiser übernahm in Person die Beaufsichtigung der höchsten Reichsbehörde; dem Senate rief er sogar die strengen Reglemente Peters I. ins Gedächtniß zurück. Die Ministerien erhielten fast alle eine zweckmäßigere Organisation und jeder Minister Adjunkte, welche mit ihm in die Arbeit und in die Verantwortlichkeit sich theilten. Die ungeheure Menge rückständiger Rechtshändel, welche den Kaiser mit Staunen und Unwillen erfüllte, die Nachläßigkeit und die Willkühr vieler Polizeistellen der Gubernien bestimmten ihn zu einer scharfen Censur und radikalen Kur dieses schrecklichsten aller Landesschaden, welcher, ausser den Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen, Hageln, Gewittern, Heuschrecken, Räuberbanden, einen bedeutenden Theil der Nation drückten und quälten. Der Stand der Gesetzgebung im Ganzen schien befriedigend; nur die Kriminalgerichtspflege und die Gefängnisse erheischten wesentliche Verbesserungen; das Herz des Kaisers wie sein Verstand erklärten sich gleich sehr gegen manches darin vorgefundene,

was den Gefühlen und Sitten des Jahrhunderts widersagte. Das Bedürfniß eines eigenen Gesetzbuches führte auf die Idee Peters des Großen zurück, alle seit 1700 erschienenen Gesetze und Verordnungen in einer vollständigen Sammlung zu vereinigen. Auch für Milderung des Leibeigenschaftsverhältnisses und besonders für menschlichere Behandlung der Bauern durch ihre Herren und eben so auch bei den Transporten nach Sibirien, fuhr er im Geiste seines Bruders zu wirken fort.

Ein ruhmvolles Denkmal setzte sich Nikolai durch viele Wohlthätigkeits-Anstalten, die namentlich durch Mitwirkung der herrlichen (am 6. November 1828 nach kurzer Krankheit endlich gestorbenen) Mutter zu Stande kamen und später unter seinen besondern Schutz gestellt wurden.

Die Ereignisse vom 26. Dezember 1826 blieben nicht ohne Rückwirkungen auf die Grundsätze, welche das Schul- und Erziehungswesen leiteten, in dem gleichen Grade, als der Kaiser der Kultur aller seinem Scepter unterworfenen Unterthanen ebenfalls, wie sein Vorgänger, ganz sich hingab. Die Universitäten wurden scharf beobachtet; das bisherige Censursystem setzte sich fort. Im Kultus fielen manche alte Beschränkungen, besonders der protestantischen Kirchen, weg. Die Schicksale, Veränderungen und Gestaltungen im Königreiche Polen folgen später im Zusammenhang.

Achtzehntes Kapitel.

Die Anstrengungen, Schicksale und Zwiste der Griechen in dem Jahre 1823 und 1824 bis zur Besiegung der Militärpartei in Morea.*)

Nach Rußland und den großen Begebenheiten in diesem Reiche fesselt naturgemäß der Orient und der Kampf der Griechen unsere Aufmerksamkeit wieder am lebhaftesten. Der unverhofften Rettung des durch Dram Ali, Churschid Pascha und den Kapudan Pascha so hart bedrängten Volkes, so wie seiner Stellung zum Auslande, ist im vorigen Buche gedacht worden und eben so wurde darin der unglückliche Hader geschildert, welche die Regierung und die Militärpartei vor und nach der schweren Krisis entzweit. Die Militärpartei, d. h. die Primaten und die Klephtenhäuptlinge, machte den durch ihre Siege über den Feind errungenen Einfluß auf die innere Verwaltung in

*) E. Münch: Geschichte des Aufstandes des griech. Volkes. II. Band. — Th. Kind: Gesch. d. griech. Revolution I. u. II. — Howe: An historical sketch of the greeck revolution. — Venturini Jahrg. 1823 — 1828. — Polit. Journal und Allg. polit. Annalen. — Militärisches Conversat.-Lexikon. — Ueberdieß viele handschriftliche und mündliche Mittheilungen von handelnden Personen und Augenzeugen.

mehr als drückender Weise geltend. Es war, nachdem die Regierung so schimpflich geflohen und das eroberte Nauplia durch Kolokotronis in Besitz genommen worden, dieser so hab- als herrschsüchtige, trotzig-vermessene Mann, welcher alle bürgerliche und Kriegsgewalt recht eigentlich in seiner Person vereinigte. Sein gleich verwegener Sohn, Panos Kolokotronis, einer der schönsten Jünglinge Griechenlands, hütete ihm den Palamidi von Nauplia. Die Akrokorinth wurde ebenfalls von blindergebenen Freunden bewacht. Tripolitza bildete eine Art Residenz, von welcher aus er seine Befehle versandte und seine Plane betrieb. Die Regierung hatte ihr eingebüßtes Ansehen im Lande durch Einberufung eines National-Kongresses nach Astros (im Peloponnese) wieder herzustellen versucht. Allein das gewählte Mittel hatte nicht die gewünschten Resultate, denn die Wahlen fielen meist auf Personen, welche man doch auf alle Weise von sich abzuhalten getrachtet. Das Volk jedoch gab seine Stimmen denjenigen, welche es in der Zeit der Bedrängniß gerettet, somit den thatkräftigsten, unbekümmert um deren moralischen Gehalt und politische Richtung. Die Primaten der Halbinsel, die Senatoren Hydra's und die Demogeronten der übrigen Inseln vertraten somit in der Majorität mehr ein oligarchisches als nationales Interesse; doch nahm man dieses Umstandes ohngeachtet in den Verhandlungen des gegenwärtigen Kongresses eine größerer Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und eine entschiedenere Haltung gewahr. An Verbesserungen einzelner Theile der Verfassung und an Anstalten für Abhülfe grober Mängel und so Verwirrung-erregender als Einheit-störender Unbeholfenheiten in der inneren Verwaltung fehlte es ebenfalls nicht. Die drei Lokalregierungen für den Peloponnes und für Ost- und West-Hellas machten „Eparchieen" Platz und für Kandia ward eine

„Armostis" errichtet. Der Nationalkongreß gab in einem Manifeste (unterm $^{18}/_{30}$. April 1823) über seine Anstrengungen Rechenschaft.

Bald störte Kolokotronis, in beständigem Widerspruche mit Mauromichalis, dessen moralischer Einfluß auf einen großen Theil der Moreoten selbst seinen militärischen überwog und dessen uneigennütziger Patriotismus von allen besseren Hellenen anerkannt war, diese erfreuliche Ordnung der Dinge. Der Kampf um die Präsidentschaft des Vollziehungsrathes rief viele Leidenschaften hervor; Maurokordatos, der dem alten Häuptlinge weitaus verhaßteste von der „Schreiberpartei", wie dieser spottend die Diplomaten zu benennen pflegte, gab einen ehrenvollen Beweis seiner Mäßigung oder vielmehr Klugheit, daß er für sich selbst die auf ihn gefallene Wahl nicht annahm, sondern für den Fürsten der Mainotten wirkte; dadurch wurde Kolokotronis paralysirt und sein Ehrgeiz durch Ernennung zum Generalissimus des Landheeres wenigstens für den Augenblick zum Schweigen gebracht. Maurokordatos übernahm dagegen die Stelle des Theodoros Negris, als Generalsekretär der Regierung, womit er freilich einen neuen gefährlichen Feind an diesem so talentvollen, als intriguanten Staatsmanne erhielt, welcher sich bisher für unentbehrlich auf diesem Posten geglaubt hatte.

Kolokotronis benützte dieses Verhältniß, um den Fürsten von Neuem anzuschwärzen und Verwicklungen ihm, so wie der Regierung selbst, zu bereiten. Ein paar Monate, nachdem der Kongreß von Astros auseinander gegangen und der Regierungssitz nach Tripolitza verlegt worden war, trat er mit einer Reihe von Beschwerden wider die gegenwärtige Administration auf und forderte, im Namen der Nation, deren Abstellung.

Negris säumte nicht, diese Motion aus Kräften zu unterstützen und eine scharfe Untersuchung zu verlangen. Die Regierung suchte den Alten durch seine Ernennung zum Vicepräsidenten zu beschwichtigen; allein dieses Zugeständniß verhinderte blos den Ausbruch offener Feindseligkeiten, aber insgeheim dauerten die Umtriebe Kolokotronis fort, und als (im Julius) der gesetzgebende Senat auf der Insel Salamis seinen Sitz aufschlug, arbeitete man dahin, die ganze Gewalt einem Ausschuß von Militärchefs in die Hände zu spielen. Der Senat, von Salamis nach Kranidi gewandert, suchte durch die Absetzung aller Mitglieder der vollziehenden Behörde den Mißvergnügten jeden ferneren Vorwand zu Störung des Burgfriedens zu benehmen und durch die Wahl einer völlig neuen, mit Hydrioten und Spezzioten verstärkten Behörde sich vor der Nation zu rechtfertigen. Präsident derselben war G. Kondouriotis, Vice-Präsident Panajotis Botassis, Joannis Kolettis das dritte und Nikolaos Londos das vierte Mitglied. Allein Kondouriotis an der Spitze, war eine neue Lunte in's Pulverfaß; denn zuvörderst haßte Kolokotronis die Insulaner im Allgemeinen nicht weniger, als die Schreiber, mit ihrem Hauptorgane Maurokordatos, und zeigte sich gegen Kondouriotis bei jedem Anlasse äußerst ungebehrdig; sodann trat die durch den Senat zurückgesetzte Partei mit heftigen Beschwerden wider die Maaßregeln desselben auf und behauptete die Ungesetzlichkeit der Entlassung des früheren Vollziehungsrathes. Somit wurde ein neuer von ihnen organisirt und Demetrius Ypsilantis an die Spitze gestellt. Diese Ernennung steigerte den Zorn der Militärpartei, welche alle Fanarioten aus Grund der Seele verachtete und jenen Prinzen, trotz der im vorigen Jahre geleisteten Dienste, für einen Schwächling hielt, aufs äußerste. Die Militärpartei hatte auch eine bedeu-

tende Stütze an Odüsseus, welcher zu Athen und in Ost-Hellas eine von der Centralregierung so ziemlich unabhängige Stellung behauptete. Mit ihm setzte sich der rachedürstende Negris in Verbindung. Der Bürgerkrieg wurde bei solch' wildgährenden Elementen unvermeidlich. Und dennoch that es mehr als jemals noth, alle inneren Kräfte zur glücklichen Führung des beschlossenen dritten Feldzuges wider den gemeinsamen Feind zu vereinigen. Das bedeutendste Hinderniß dabei war wohl unstreitig die Geldnoth. Die bisherigen Anstrengungen zur See waren meist auf alleinige Kosten der Inseln bestritten und was die Operationen zu Land betraf, von Einzelnen auf eigene Rechnung ausgeführt worden; Vieles endlich hatte auch der um jene Zeit besonders thätige Philhellenismus verschiedener europäischer Länder beigetragen. Allein alle diese Hülfsquellen fingen allmählig an zu versiegen, und jemehr die Interessen der Parteien und ihrer Anführer sich kreuzten, desto unbereitwilliger zeigten sich die Einzelnen, ihr Gut für Zwecke und Unternehmungen einzusetzen, bei denen kein allgemeines Vertrauen über die Art und Weise der Verwendung mehr herrschte und sie zusammenhielt. Solche finanzielle Ohnmacht der griechischen Regierung erklärt manche minder ehrenvolle und erfreuliche Erscheinung in der Geschichte ihrer Wirksamkeit und manches Planlose und Verkehrte in den Anstrengungen des Kampfes bei immer gefahrvollerer Lage von Außen. Die Militärpartei wußte zwar bald Rath zu schaffen, und schlug den Verkauf von Nationalgütern vor; allein ihre geheime Absicht hiebei ging darauf hin, sich selbst sodann in den Besitz der erlösten Summen zu setzen und beliebig damit zu schalten und zu walten; mit dem Gelde wäre ihr zugleich auch die Macht ganz in die Hände gespielt worden. Die Regierung, solches durch-

schauend und von dem gesunden Sinne des Volkes, das der Maaßregel abhold sich zeigte, kräftig unterstützt, glaubte ein zuträglicheres Mittel in der Verpachtung eines Theils der Nationalgüter und des darauf gebauten Getreides, als in der Veräußerung, gefunden zu haben. Der Erlös davon, verbunden mit den freiwilligen Opfern Einzelner und den Spenden des Philhellenismus, sollte sohin die nöthigen Fonds zu Bestreitung des dritten Feldzuges liefern.

Die Maaßregeln der Türken, sowohl was die Land- als die See-Operationen betraf, waren glücklicher gewählt, als in den früheren Feldzügen. Die Flotte sollte von Neuem den Archipelagos bedroh'n; auf dem Festlande der Seraskier Selim im Osten durch die Thermopylen vorrücken, während im Westen der Pascha von Scutari zu einem kräftigen Einfall sich rüstete.

In Griechenland hatte man, um dem furchtbaren Sturme zu begegnen, folgende Anordnungen getroffen. Das aufgelöste Bataillon der Philhellenen bildete den Kern des ersten Regiments; Maurokordatos, wie wenig Feldherr er bis dahin sich gezeigt, stellte sich an die Spitze der Landmacht, jedoch so, daß Kolokotronis einen bedeutenden Spielraum für seine Thätigkeit hatte. Der Oberbefehl in Westhellas wurde dem edlen Mark'Bozzaris anvertraut; die Palikaren in Osthellas führte, wie bisher, Odüsseus an. Auf den Sulioten und diesen Palikaren Rumeliens ruhete im Ganzen die Haupthoffnung der Nation. Leider konnte man mit den Albanesen, die ihre Tapferkeit an den Meistbietenden verkauften und daher lockenderen Anträgen des Pascha von Scutari folgten, nicht in's Reine kommen, wie man sich bisher geschmeichelt hatte.

Die Seemacht flößte Vertrauen ein; der tüchtige und patriotisch-gesinnte Hydriote Orlandi, damals Seeminister, lei-

tete das Ganze. Miaulis erhielt die Oberanführung als Admiral der griechischen Seemacht; unter ihm befehligten als Vice-Admiräle, Manuel Tombazis von Hydra, Georgios Demitracci von Spezzia und Nikolaos Apostolos von Psara. Die Schattirungen des Charakters dieser drei Inselbewohner waren scharf ausgedrückt. Die Hydrioten zeichneten sich durch stolze Haltung, frohen Sinn und rastlose Thätigkeit aus und waren jedes Opfers und jeder selbstverläugnenden Tugend für die gemeinsame Sache fähig. Die Spezzioten machten sich durch finsteres Schweigen, rauhen Trotz und schwerfällige Haltung bemerkbar. Ihre Uneigennützigkeit wurde nicht besonders gerühmt und von vielen Zügen, mit denen das Volk, hinsichtlich ihrer, sich trug, mag schon der eine, daß sie erbeutete messingene Kanonen entzwei sägten und unter sich zu gleichen Stücken vertheilten, statt dieselben zu patriotischem Zwecke zu verwenden, den Beweis von der Eigenthümlichkeit ihrer inneren Gesinnung liefern. Die Psarioten behaupteten den alten Ruf wilder Verwegenheit und unternehmenden Muthes; das Vorbild des Kanaris begeisterte sie und die Thaten von 1821 und 1822 erfüllten lebhaft ihre Seelen.

Die Streitigkeiten der Regierung mit den Inselgriechen über Soldrückstände und die Beute von Nauplia hatten viel böses Blut erzeugt und bewiesen sich den Unternehmungen zur See äußerst nachtheilig. Inzwischen entwickelten sie doch alle vielen Eifer, als der Kampf wieder begonnen. Die nach Kandia (im März 1823) bestimmte ägyptische Flotte wurde geschlagen; doch konnte die Landung der türkischen Hülfstruppen und die Verstärkung und Verproviantirung der Festen Patras, Koron, Modon, Lepanto und des Negroponte nicht verhindert werden.

Die Flotte des Sultans hatte dießmal einen Kapudan an

der Spitze, der den Griechen heiß zu machen drohte; Khosrew Pascha, ein Greis stark in den Sechzigen, aber noch kräftig und von blühender Gesundheit, von Regsamkeit und Frische des Geistes, fein, überlegend, kenntnißvoll, überschauend, von Gesinnung wohlwollend. Er erkannte die Uebelstände des türkischen Seewesens wie kein anderer und war der Ansicht, daß man, bei der großen Unbeholfenheit der Matrosen, nicht ohne die Aegyptier mit den Griechen werde fertig werden können.

Aber wir kehren nunmehr zu den Kriegsbegebenheiten auf dem Festlande zurück. In Folge des Aufstandes der West-Thessalier hatte sich Mehmed Pascha, der Mörder Tebelen Ali's und zweiter Nachfolger des Seraskier Churschid, welcher an die Spitze der Trümmer des von diesem verlornen Heeres gesetzt worden, sich zum Rückzuge aus dem südlichen Thessalien genöthigt gesehen; in seinem Rücken stand Diamantis, seit dem 23. Febr. Meister von Kassandra, und bedrohte Salonichi und Seres, bis die aus Rumelien heranziehende bedeutende Truppenmacht ihn wieder zurückdrängte. Nach fünfmonatlichen Rüstungen erst eröffnete der Seraskier von Rumelien mit einem Heere von 25,000 Mann den neuen Feldzug. Er brach in zwei Heerabtheilungen von Larissa auf und gegen Livadien vor. Die Griechen hatten dießmal nicht hinter dem Isthmus, sondern bei Megara, unter Maurokordatos und Mauromichalis, sich aufgestellt; Kolokotronis erhielt den Oberbefehl über Odüsseus und Nikitas; bei Platäa vereinigten sich die Moreoten mit den Rumelioten und zogen (gegen Ende Juni's) dem Feinde entgegen. Eine Reihe kleiner Gefechte fielen nun vor, die in der Hauptsache nichts entschieden; endlich schlug Odüsseus, wie gewöhnlich, die eine türkische Heerabtheilung (unter Mehmed Pascha's eigener Anführung) bei den Termopyläpässen, vereinigte

sich darauf mit Kolokotronis und unternahm gemeinsam mit diesem (am 7. Juli) einen Hauptangriff auf das Lager des Mustapha Pascha bei St. Lukas, zwischen Thebä und Livadia. Nach einem blutigen Kampfe wurde dasselbe durch Odüsseus und Nikitas erobert. Die Türken hatten eine große Zahl Leute eingebüßt; in der Ebene von Chäronea eingeholt, erlitten sie eine zweite vollständige Niederlage.

Der Seraskier gab trotz dieser Unfälle seine Sache keineswegs verloren, sondern er erschien jetzt, verstärkt und in Verbindung mit Jussuf und Omer Vrione, so wie mit dem Kapudan Pascha und dem Pascha von Scutari, auf dem Schauplatz. Er beschloß einen Angriff auf Volos und die Halbinsel Trikori, während Omer und Jussuf, von der Flotte bei Patras unterstützt, gegen Messalonghi anziehen und Mustapha durch Westhellas über Vrachori, Vonizza und Salona in den Peloponnes einbrechen würden. Diese Kombination scheiterte ebenfalls; die Angriffe auf Volos und Trikori wurden abgeschlagen; Jussuf sah sich durch den Abfall von 8000 Schypetars in seinen Unternehmungen gelähmt und die Vorhut Mustapha's, welcher mit 20,000 Mann, meist Albanesen, bereits die Höhen von Agrapha besetzt und Aetolien bedroht hatte, ward in seinem Lager bei Karpenissi (Karpenitza) am 20. August, um Mitternacht, von Markos Botzaris an der Spitze der Sulioten überfallen.

Dieser unermüdliche Held, welcher die Zwiste zwischen Omer Vrione und den albanesischen Miethtruppen, so wie die Abwesenheit Jussufs bei Arta, zur Verführung eines Theils seiner Armee benützt und dadurch zur Rückkehr nach Patras ihn gezwungen hatte, war von dem Kriegsplane der Pascha's in genaue Kenntniß und dadurch in den Stand gesetzt worden, alle nöthigen Gegenmaaßregeln zu treffen. Mit blos 3000

Sulioten und einigen Haufen Moraiten befand er sich in einer äußerst vortheilhaften Stellung; ein kühner Entschluß reifte in seiner Seele, welcher dem ganzen Feldzug Entscheidung bringen sollte. Nachdem er vom Leben Abschied und mit Zongos, Makrys, Stournaris, Hyskos und andern Häuptlingen, die in dieser Gegend standen, Abrede genommen, vertheilte er am Eingang des Kallidromos die Rollen zu dem vorhabenden Trauerspiel. Er stellte seinen Palikaren vor, daß es jetzt sich darum handle, dem Vaterlande und der Welt ein großes Beispiel als Christ und Krieger zu geben; darauf verkündigte er ihnen seinen eigentlichen Entschluß und fand sie alle zur Ausführung bereitwillig.

Als dunkle Nacht die siegessichern Türken in sorgenlosträgem Schlummer bedeckte, ertönte plötzlich Kriegsruf im Lager der Vorhut; die guegischen Schypetars, welche die Eingedrungenen für epirotische Albanesen hielten, wähnten sich von diesen verrathen. Bozzaris, den glücklichen Irrthum benützend, schickte den auf den Flanken des Türkenheeres im Hinterhalt liegenden Griechen den Befehl zum ungesäumten Angriff zu und stürmte nun, an der Spitze der Palikaren, nach einer andern Seite des Lagers, unter dem täuschenden Schreckensruf: „Wo sind die Pascha's? Die Griechen greifen die Vorwache an!" Eine Abtheilung der Seinen stellte sich, abwechselnd gegen die Skutarier und Epiroten feuernd, auf solche Weise auf, daß diese beiden sich nicht recht erkennen konnten; Markos aber eilte in das Zelt des Hago Bezziaris, eines der Unterfeldherrn Mustapha's, und stieß ihm, am Barthaar ihn fassend, den Dolch in die Brust; dem zweiten aber, Sepher Pascha, hielt Todesdrohung die Kehle zu. Unter dem fortgesetzten Geschrei: „wo sind die Pascha's," drangen der Stratarch und seine Begleiter immer tiefer in das Lager, um Mustapha zu erwürgen;

aber dieser war bereits entfloh'n, und sein Seliktar mit sieben Bey's fielen an seiner statt. Leider waren jedoch auch Bozzari's Tage gezählt; als er das Hauptzelt verließ, erhielt er eine Kugel in die Brust, von der Hand eines Afrikaners, wie es heißt. Die Sulioten, wuthentbrannt über den Tod ihres Führers und angefühet durch dessen Bruder, Costas Bozzaris, stürzten wie Löwen auf die Türken, welche Geschütz und Gepäck zurückließen und nach allen Richtungen flohen. Ueber 1500 lagen auf der Wahlstatt. Markos sah noch, wie Epeminondas bei Mantinea, den Sieg der Seinen und verschied mit dem Ausruf: „Konnte ein Suliotenführer eines schöneren Todes sterben?"

Nach diesem schweren Unfall, der wichtiger durch den moralischen Eindruck, als durch den numerischen Verlust an Menschen sich darstellte, liefen die Albanesen auseinander, die Montenegriner erhoben einen Aufruhr und Mustapha mußte eiligst nach Skutari zurückkehren, um dieses neue Feuer zu dämpfen. Die große türkische Flotte aber, durch die Pest geschreckt, welche auf ihr sich eingefunden, verließ den Golf von Patras, beschränkte sich, die Inseln des Archipels verschonend, auf die die Befreiung von Salonichi und segelte sogar (im Oktober) ohne die errungenen kleinen Vortheile gegen die griechische Flottille zu benützen, nach den Dardanellen zurück.

Goura hatte inzwischen, während die Athenienser im ersten Schrecken nach Salamis sich begeben, die Akropolis fest behauptet und in dieser Gegend die Türken so im Respekte gehalten, daß die Regierung und die gesetzgebende Behörde wieder mit Sicherheit nach Argos und Nauplia zurückkehren konnten. Maurokordatos hatte bei Lepanto mit Erfolg gegen die Barbareskenflotte, welche Messalonghi zu sperren gedachte, operirt.

Der Angriff Juffufs auf jene Stadt sowie auf Anatolika

wurde abgeschlagen und Korinth ergab sich durch Kapitulation. Entmuthigt durch die vielen Unfälle begab sich Mustapha Pascha nach Janina. Im Epirus und in Thessalien dauerte der kleine Gebirgskrieg fort. Die griechischen Flotten durchzogen allenthalben ungestört, oft plündernd, den Archipel und waren so kühn, selbst bis in den Golf von Smyrna zu dringen. Sie fügten dem türkischen und neutralen Handel einen unermeßlichen Schaden zu und der Schrecken vor ihnen war so groß, daß die Matrosen auf den stärksten türkischen Schiffen beim Anblicke eines griechischen Fahrzeuges, aus Furcht vor den Brandern alsbald das Weite suchten. Diese Sache erklärt sich, wenn man bedenkt, daß jene Leute trotz aller Belehrung nicht dahin gebracht werden konnten, zu unterschreiben, was über und unter dem Winde sey. Der Kapudan klagte mehr als einmal bitterlich in Unterredungen mit befreundeten Franken über die gränzenlose Dummheit seiner Leute.

Die Sachen stunden zu Ende des Jahres 1824 für den Sulten so gewaltig schlecht, daß er durchaus verzweifeln mußte, der griechischen Insurrektion Meister zu werden, wenn nicht ein kräftigerer Beistand von Außen ihm zu Theil würde. Dieser erschien jedoch nirgendwo anders möglich, als von Seite eines der ihm verhaßtesten Männer, dessen Schritte und Pläne er seit Jahren mit beharrlichem Argwohn verfolgt und dessen Freundschaft fast gefährlicher als die offene Feindschaft schien, da er den hohen Preis wohl kannte, für den sie allein werkthätig sich kund zu geben bereitwillig schien; wir meinen den Vicekönig von Aegypten, Mehmed Ali. So sehr derselbe die Griechen theils haßte, theils verachtete, so hatte er doch seit dem Beginne ihres Aufstandes eine mehr neutrale als aktive Rolle gespielt, und zwar aus dem sehr vernünftigen Beweggrunde, daß er zuvor beide Parteien hinlänglich sich

schwächen lassen wollte, um entweder als Gegner oder als Verbündeter des Sultans, aus der verworrenen Lage des Reiches, für sich selbst den größtmöglichen Vortheil zu ziehen. Syrien und Kandia blieben fortwährend die Hauptzielpunkte seines Strebens. Das Jahr 1824 endlich schien ihn zum mindesten einem derselben bedeutend näher zu bringen. Der Divan, von einigen Kabinetten hierin kraftvoll unterstützt, drängte Mehmed Ali mehr als bisher, die gegebenen Zusicherungen zu bethätigen und durch sein Mitauftreten der revolutionären Hyder den Kopf zertreten zu helfen, welche ihm nicht minder, denn seinem Oberherrn, Gefahr drohte. Da die Griechen ihm jetzt der gefährlichere Feind für seine Entwürfe schienen, so kam man endlich (noch im Januar 1824), nach allerlei Unterhandlungen, überein, daß der Vicekönig Morea als Paschalik erhalten sollte, wogegen er mit aller seiner Macht den Großherrn unterstützen würde. Die Rüstungen wurden auf's eifrigste betrieben und sein einziger Sohn Ibrahim an die Spitze der nach jener Halbinsel bestimmten Herrschaft gestellt.

Ibrahim beschränkte sich vorerst, Kandia, an welchem seinem Vater das Meiste gelegen war und das zugleich ein Unterpfand für die vom Sultan zu erwirkenden oder bereits erhaltenen Zugeständnisse bildete, von den griechischen Insurgenten zu säubern. Daselbst überwinterte er, nachdem er solchen Zweck erreicht und die Anstalten für die Ueberfahrt nach dem Peloponnese wurden auf das Zweckmäßigste getroffen.

In den inneren Verhältnissen der Griechen hatte sich durch die Siege des verflossenen Jahres ein erfreulicher Umschwung gezeigt. In das bisherige Gewirre kam, durch Mitwirkung ausgezeichneter Philhellenen, zu Ende 1823 und zu Anfang 1824 mehr Einheit und Charakter. Vor allen wohlthätig wirkte der

große brittische Dichter Lord Byron. Schon früher war Hellas das Land seiner glühendsten Träume und Lieder gewesen; mit wehmüthigen Gefühlen hatte er auf den Trümmern, die er bald als Forscher, bald als Philosoph, bald als Dichter reich an Herzenswunden und an Schwelgereien der Liebe, durchirrt, dessen Vergangenheit gefeiert, und für sein Wiedererstehen die heißesten Wünsche, wiewohl hoffnungslos, zu dem Himmel gesendet, an welchen er nicht glaubte. Als die Noth der Bedrängten immer größer ward und er die Könige und Staatsmänner taub für ihren Schmerzensruf sah, entschloß er sich zu ihrer kräftigen und unmittelbaren Unterstützung, so viel nur in seinen Kräften läge; er brachte aber nicht nur seine Begeisterung, seine Talente und den Ruhm seines Namens, sondern auch seine Schätze und tüchtige Freunde mit. Westgriechenland fesselte, nachdem er bei Messalonghi gelandet, seine Thätigkeit am vorzüglichsten; er setzte sich mit den ausgezeichnetern Chefs, so wie mit den Philhellenen und Philhellenenvereinen in genaue Verbindung, und wodurch er am meisten nützte, das war sein Bestreben, die offenen und geheimen Zwistigkeiten, welche der griechischen Sache so sehr nach Außen wie nach Innen schadeten, ausgleichen zu helfen, und diejenigen, welche sich ihnen hingegeben, über ihre wahren Interessen aufzuklären. An Lord Stanhope fand er hiebei einen treuen Gehülfen; Maurokordatos und Negris verstanden ihn ganz; auf den ritterlich-schlauen Odüsseus übte er vielfach wohlthätigen Einfluß. Leider endigte die segensreiche Wirksamkeit Byrons allzu frühe, denn schon am 7. (19.) April raffte ihn, nachdem er noch allerlei traurige Scenen von Zwist und Anarchie, selbst von Seite der sonst so wackern Sulioten, erlebt, eine Krankheit dahin zum großen Schmerze Griechenlands und vieler tausend seiner begeistertsten Verehrer in allen Ländern Europa's.

Sein Herz kam neben die der früheren Blutzeugen für die Freiheit der Hellenen, Kyrakoulis, Normann und Markos Bozzaris zu ruhen. Seine, in holder Jugend aufblühende, liebenswürdige Tochter Adda ward von Griechenland adoptirt. Der Parteikampf im Peloponnese war mittlerweile von Neuem ausgebrochen, kurz nachdem die Partei der Kondouriotis und Maurokordatos sich an die Spitze der Geschäfte wieder zu bringen und ein, unter harten Bedingungen abgeschlossenes Anleihen in England zu erwirken gewußt hatte. Kondouriotis, ein Mann von vielem Ehrgeiz aber auch von Talent und Geschäftskenntniß, trachtete einen gesetzlicheren Zustand im Lande zu begründen, das Kriegswesen zweckmäßiger umzugestalten und während er sein Augenmerk auf die noch immer in türkischer Gewalt befindlichen Plätze richtete, zugleich der Willkühr der Militärpartei, welche alle Unternehmungen lähmte, zu steuern. Zum Unglücke war Nauplia, der wichtigste von allen Plätzen, und zur Hauptstadt von Griechenland erklärt, von Kolokotroni's Sohn, Panos, besetzt, und es mußte, um die Regierung Meister davon zu machen, eine förmliche Belagerung zu Wasser und zu Land eingeleitet werden. Die Militärpartei der Kapitani's und Primaten, den alten Kolokotroni an der Spitze, hatten einen offenen Bürgerkrieg auf der Halbinsel erregt, welcher erst im Juni 1824 sich endigte. Die Verbindungen des alten Häuptlings mit der Familie Dalijanis und mit Th. Negris hatten seine Macht beträchtlich verstärkt und den Ungestüm seiner Forderungen gesteigert, besonders, nachdem er Lord Byron, der auf ihn eine Zeit lang Einfluß geübt, nicht mehr zu scheuen hatte. Selbst der Verwaltungsrath war durch ihn gespalten worden. Fest darauf bestehend, daß die Regierung seine Truppen bezahle, sah er durch die Zumuthung, Morea zu verlassen und durch Hinüberspielung des Krieges in die noch von Türken besetzt ge-

haltenen Gegenden jenseits des Isthmus, die nöthigen Mittel zu Bestreitung seiner Bedürfnisse zu erwerben, als durch ein unvernünftiges und ungerechtes Begehren, heftig sich beleidigt. Er beschloß der Regierung geradezu Widerstand zu leisten und auf das Aeußerste es ankommen zu lassen.

Seine Stellung war jedoch unter damaligen Umständen nicht die ganz günstigste; noch hielten zwei Drittheile der Truppen, die er befehligte, weil aus verschiedenen Stammgenossen zusammengesetzt, es mit der bestehenden Ordnung der Dinge. Die Regierung, durch erhaltene Summen aus Europa überdieß in wehrhafteren Stand gesetzt, als bisher, faßte endlich ein Herz und war entschlossen, den schon früher (namentlich durch Lord Byron und Maurokordatos) *) verabredeten Plan, der Häuptlinge auf radikale Weise sich zu entledigen, nunmehr wirklich auszuführen. Das Vaterland wurde in Gefahr erklärt, und ein Manifest rief alle rechtlichen Bürger zum Beistande desselben und der rechtmäßigen Behörde in die Waffen. Als Kolokotronis von zwei Drittheilen seiner Truppen wider Erwarten sich verlassen sah, spielte er den Reuigen, bekannte sein Unrecht und zog für eine Zeit lang nach Karitena sich zurück. Allein sein Inneres kochte Rache. Bei herannahendem Winter glaubte er den ihm günstigeren Moment benützen zu müssen. Er versammelte alle seine Anhänger, verstärkte sich durch List und Bestechung so lange, bis eine bedeutende Macht zu seiner Verfügung stand, und nun rückte er in Arkadien ein und belagerte Tripolitza. In seinen Proklamationen warf er, wie früher, den Machthabern grobe Ungesetzlichkeiten und Verschleuderung des öffentlichen Schatzes vor, wozu die allerdings häu-

*) Der Verf. hat hierüber seiner Zeit höchst interessante Aktenstücke vor Augen gehabt.

sig gewissenlose Verwendung des englischen Anleihens ihm Rechtsgründe zu geben schien. Maurokordatos hatte damals seine Stelle niedergelegt und Panuzzo Notaras stand an der Spitze der Geschäfte. Tombazis und Botassis, zwei der tüchtigsten Staatsmänner, waren durch eine pestartige Seuche zu Nauplia dahin gerafft worden; Kondouriotis nach Hydra gereist. Statt für die Regierung zu wirken, hatten selbst Notorapoulos, Kanellas, Popaganopoulos und Londos, die Belagerung von Patras aufgebend, mit Kolokotronis sich vereinigt; auch die Amazone Bobelina, seit Längerem dessen treu ergebene Freundin, gehörte mit zur Partei des Aufruhrs. Nichts desto weniger verließ das Glück auch dießmal den alten Klephten. Kondouriotis, der inzwischen zurückgekehrt, Kolettis, Hadschi Christos und Maurogeni nahmen sich der verlassenen Sache des Vaterlandes an. Die Regierungstruppen (hauptsächlich aus Rumelioten bestehend) von Gouras befehligt, gewannen die Oberhand, und er sah sich zum Rückzuge nach Karitena genöthigt. Hier abermals geschlagen und gefangen genommen, wurde Kolokotronis nebst den vornehmsten seiner Anhänger, der Delijanis, Zaimis, Londos u. s. w. nach Hydra in feste Verwahrung gebracht, woselbst über ihn gerichtet werden sollte. Mauromichalis, eine Zeit lang mitcompromittirt, wurde freigesprochen und wirkte später für die Regierung wieder.

Kolettis, dessen Talent, Takt und Klugheit in entscheidungsvollen Augenblicken mehr als einmal sich bewährt, hatte das Ganze der Vertheidigung geleitet und im genauen Einverständnisse mit Gouras glücklich vollführt. Allein die kritischen Umstände, welche jetzt von Neuem das Vaterland bedrohten, brachten den Schuldigen nicht nur Rettung und Straflosigkeit, sondern selbst Ruhm und neuen Einfluß auf die Schicksale des Landes.

Neunzehntes Kapitel.

Ibrahim und Redschid Pascha wider die Griechen in den Jahren 1825 und 1826. — Die Katastrophe des Peloponnesos. — Messalonghi's Untergang.

Mitten in den lobenswerthesten Anstrengungen für Aufräumung des Schuttes, für Begründung der inneren Verhältnisse, für Einführung und Verbreitung geistiger Elemente, von Kultur und Unterricht, verfinsterten sich die Wolken von Konstantinopel und Kandia her zu gleicher Zeit stärker als je. Der Pascha von Scutari und Omer Vrione, von den schweren Niederlagen des verflossenen Jahres sich wieder erholend, rüsteten neue beträchtliche Heermassen. Im Osten, in Attika und Phokis hatte Gouras Mühe die Muselmänner abzuwehren. Zur See traf die Griechen mehr als einmal, und namentlich bei Kassos (auf Kandia) durch die ägyptische Flotte schweres Unglück. Vor allem aber erschütterte tief der Untergang des heldenmüthigen 'Psara, welches der von Mytilena ausgelaufene Khosreff Pascha nach blutigem Widerstande überwältigte, wobei die ganze Insel ein Schutthaufen wurde. Auch Samos schwebte in großer Gefahr. Kostbare Augenblicke, welche der Vaterlandsvertheidigung allein hätten gewidmet werden sollen, gingen in dem unglückseligen Streite zwischen Maurokordatos

und Kolettis um den Besitz der obersten Macht verloren. Die moreotischen und rumeliotischen Kapitanis, von denen die ersteren der Regierung im Allgemeinen zürnten, die letzteren aber zwischen jene beiden Staatsmänner sich getheilt hatten, oder vielmehr die Partei des volksthümlichen Kolettis gegen den modernisirten Maurokordatos ergriffen, zeigten sich unthätig beim Einbruch der Gefahr. Man dachte weder an die Belagerung der noch in türkischer Gewalt befindlichen Festen, noch an die Vertheidigung der von den Griechen besetzten, noch wurden Anstalten gegen Ibrahims Armada getroffen. Kondouriotis allein handelte mit einiger Energie und erneuerte die Belagerung oder vielmehr Blokade von Patras, vielleicht in gegenwärtigem Momente ohne vernünftigen Plan, da man mit ziemlicher Sicherheit von einer anderen Seite die Ankunft des Feindes erwarten mußte. Ibrahim hatte daher freies Spiel, als er im Februar (1825) ohnweit Modon, unter dem Schutze der Kanonen dieses Platzes, landete und alsbald auf Navarino seinen Angriff richtete.

Der Schrecken durch ganz Griechenland, so wie durch das philhellenische Europa war groß bei dieser Nachricht; man klagte die Häuptlinge selbst eines geheimen Einverständnisses mit dem Pascha von Aegypten und dessen Sohne an; man beschuldigte das englische Kabinet der Treulosigkeit; man rief Zeter und Wehe über Oesterreich und Frankreich, daß deren Diplomatie die Expedition auf jede Weise, besonders durch Transportschiffe und Offiziere, begünstigt. Im Heere der Aegyptier, das über 20,000 Mann geübte und darunter selbst viele regelmäßige und nach europäischer Taktik gebildete Streiter zählte, befanden sich allerdings viele französische Offiziere, welche Mehmed Ali um theuern Preis in seine Dienste genommen, und von französischen Rheden (Marseille und Toulon) waren, mit unversteckter

Zwecke, wie wir schon früher gemeldet, Kriegsfahrzeuge vom Stapel gelaufen. Daß Oesterreich, dessen levantischer Handel durch die Kämpfe, die Visitationen und die Seeräubereien bedeutend litt, die Unterdrückung des Aufstandes gerne sah, war um so natürlicher, als seine Politik auch aus andern, bereits entwickelten, Gründen gegen die Schwächung der Macht des Sultans konsequent und beharrlich sich ausgesprochen hatte. Fast alles gab jetzt die Hellenen verloren. Es waren keine Streitkräfte vorhanden, die man dem Feinde gegenüber stellen konnte; die tapfersten Häuptlinge gehörten zu den Widersachern der Regierung oder saßen gefangen, und ihre Banden waren in Folge des letzten Bürgerkampfes zerstreut oder zürnten racherfüllt dem Kondouriotis, der bei aller Kraft des Geistes und des Willens, mehr Kenntnisse im Administrativfache als militärische Eigenschaften besaß. Seine Vorliebe für die Inselgriechen, seine unmittelbaren Heimathgenossen, hatte die Entzweiung mit den Rumelioten verstärkt. Jetzt galt es für Tod und Leben; dennoch gingen die der Regierung Treugebliebenen muthvoll in den ungleichen Streit.

Er bewegte sich hauptsächlich um Navarin, als das wichtigste Bollwerk in der damaligen Krisis. Eine Anzahl Rumelioten hatte endlich die Abneigung bezwungen, die sie gegen die Machthaber des Tages gehegt und vereinigt mit Sulioten, Hydrioten und einzelnen Abtheilungen aus verschiedenen griechischen Landschaften, endlich verstärkt durch einen Haufen tapferer Philhellenen, darunter viele verschlagene Trümmer der südwestlichen Revolutionen, vertheidigte man mit preiswerther Anstrengung die Insel Sphagià (Sphakteria) von der das Schicksal Navarin's zunächst abhing. Die Bemühungen Ibrahims blieben längere Zeit fruchtlos, allein mit seiner Uebermacht besiegte oder ermüdete er zuletzt auch die beharrlichste Tapferkeit, welche durch

eine Reihe großartiger Züge sich ausgezeichnet *). In der ersten Woche des Mai's war der Pascha Meister des Platzes. Nunmehr konnte auch Navarin, ohnehin von Lebensmitteln völlig entblößt, sich nicht länger mehr halten, trotz der kühnen That des Miaulis, welcher mehrere türkische Schiffe im Hafen von Modon verbrannte; es ergab sich durch Kapitulation. Durch den Fall dieser Festung wurde den Aegyptiern der ganze Peloponnes geöffnet, während von Nordosten her die Türken das griechische Festland in größerer Anzahl als je überfielen. Die Rumelioten sahen sich um ihre eigene, ihnen näher liegende Heimath zu schirmen, genöthigt, die Halbinsel ihrem Schicksale zu überlassen.

In der großen Angst des Herzens flehete die Regierung jetzt die noch vor Kurzem bekämpften moreotischen Kriegsbanden um Beistand an; diese forderten vor allem andern als Preis desselben, die Freiheit Kolokotroni's und seiner Genossen. Man mußte in die Sache sich fügen und der alte Häuptling ging endlich, nachdem man ihn aus dem alten Kloster auf Hydra herabgeholt und seine Begnadigung ihm verkündigt hatte, auf die Anträge der Regierung ein, nicht ohne eine Zeit lang den Spröden gespielt zu haben; er übernahm den Oberbefehl über die sämmtliche verfügbare, etwa 10,000 Mann noch betragende Streitmacht. Allein der Zauber seines Namens und sein sonst so gefürchteter Arm reichten dießmal gegen die geregelte Kriegskunst, die Ueberzahl und die Wildheit der Aegyptier nicht aus; obgleich auf manch' einzelnen Punkten in Arkadien und Messanien tapfer fechtend, sahen sich die Griechen doch überall

*) Tsamados, Miaulis Freund, Sainis und Santa Rosa gehörten zu den vorzüglicheren der hier gefallenen Opfer.

zurückgeworfen und überwältigt. Am 22. Juni fiel selbst Tripolitza; das ganze Land stand wehrlos dem Sieger offen, welcher es denn auch in allen Richtungen durchzog und auf die schauervollste Weise mit Mord und Brand verwüstete. Ganze Ladungen mit Ohren wurden eingesalzen nach Konstantinopel geschickt; und dennoch hatte Ibrahim später die Stirne, sich seiner an den Griechen bewiesenen Milde zu rühmen und über die Verkennung seiner humanen Gesinnungen von ihrer Seite in Gesprächen mit dem Kapudan Pascha förmlich zu beklagen. Das Schicksal der Revolution schien jetzt erfüllt und niemand zweifelte mehr an ihrem nahen Ende.

Ein einziger Mann vielleicht, an welchen man unter den obwaltenden Umständen am wenigsten gedacht, rettete das Ganze. Demetrius Ypsilantis, längere Zeit von Geschäften entfernt und durch die Gewalt der Parteiung in den Hintergrund gedrängt, zum Theile auch freiwillig sich selbst verbannend, erschien jetzt wieder auf dem Schauplatz; und derselbe Mann, welchen man früher so häufig der Weichlichkeit, Schlaffheit und Kurzsichtigkeit beschuldigt hatte, entwickelte in den gefahrvollsten Tagen, wie schon einmal in ähnlichem Falle, die meiste Thatkraft, Besonnenheit und Einsicht. An der Spitze eines kleinen Haufens von entschlossenen Streitern, und unterstützt von einigen Schiffen an der nahen Küste, leistete er in einer vortheilhaften Stellung bei den lernäischen Sümpfen in den letzten Tagen des Junius den Turko-Aegyptiern muthvollen Widerstand.

Ibrahim, gehemmt in seinem ferneren Verwüstungszuge, mußte, unter beständigen Gefechten mit den ihm nachfolgenden Griechen, nach Tripolitza zurückkehren und ward in dieser Stadt längere Zeit wie blokirt gehalten. Den Griechen erwachte Hoffnung und Muth wieder; nicht beschränkten

sie sich mehr auf die bloße Vertheidigung Morea's, sondern sie unternahmen sogar Züge auswärts, wie z. B. nach Kandia, den daselbst, alsbald nach Ibrahim's Entfernung ausgebrochenen Aufstand zu unterstützen. Das Glück krönte während der Sommermonate ihre Bemühungen auch auf dem Meere wieder; Sachthuris und Miaulis behaupteten den alten Ruhm in vielfachen kleinen Kämpfen gegen osmanische und ägyptische Geschwader. Ipsara war wieder genommen, Samos gerettet, bei Kos und Chios glücklich gefochten worden, und Kanaris trieb (im August) die Kühnheit so weit, daß er einen Plan entwarf, die ägyptische Flotte im Hafen von Alexandrien selbst zu verbrennen; schon war er in den Hafen eingedrungen, als widriger Wind in der Ausführung seines Vorhabens ihn hinderte. Ein bei weitem noch kühnerer Plan wäre, wenn Miaulis Besonnenheit, oder vielmehr Zuversicht und Vertrauen auf die einzelnen Unterflottenführer besessen, diesem Admiral gelungen. Er hatte im Hafen von Canea die ganze ägyptische und türkische Flotte und damit das Schicksal seines Vaterlandes in seiner Gewalt; er konnte die Feinde mit einem Schlage vernichten. Der österreichische Unterkommandant in der Levante, welcher damals in jenem Hafen angelegt, staunte über die unverzeihliche Säumniß und wünschte dem Kapudan Glück, einer Gefahr entgangen zu seyn, die er nicht einmal geahnt zu haben schien. Miaulis rechtfertigte sich, von demselben Offizier sehr über seinen Fehler getadelt, mit der eigenthümlichen Zusammensetzung seiner Marine.

Leider fing der Parteihader bald nach überstandener Todesangst unter den Griechen von Neuem an, sein so unheilvolles als unwürdiges Spiel zu treiben. Die Interessen der fremden Mächte wurden immer mehr und mehr über die heimischen gesetzt, und die längst vorhandenen Elemente der Zerstörung entwickelten sich bemerkbarer. Die griechische Revolution, schon

von Beginn an als Urheberin zahlloser Verwicklungen, von den Kabinetten gehaßt, bisweilen verläumdet, verläumdete sich nun selbst durch die Aufnahme aller schlechten Auswüchse der europäischen Civilisation und aller Ränke der Kabinette wie der Klubbs. Die fremden Parteien machten seit der Katastrophe, in Folge der Erscheinung Ibrahim's, ihren Einfluß auf verderbliche Weise und offen geltend, nachdem sie zuvor lange nur unter der Decke gespielt. Natürlich waren sie selbst oder die Interessenten, deren Sache sie dienten, durch die steigende Wichtigkeit der Verhältnisse Mehmed Ali's zur Pforte gleichsam dazu gezwungen, und andrerseits suchten der propagandistische Liberalismus, die Nationaleitelkeit und der merkantile Egoismus die Früchte der Griechenrevolution für den eigenen Vortheil auszubeuten. Unter einer Menge von schönen Phrasen wurde die Welt entsetzlich getäuscht und mit Lügen jeder Art überschwemmt, welche dazu dienen mußten, bald den Enthusiasmus, bald das Mitleid anzuregen, so oft man wieder neuer pekuniärer oder moralischer Kräfte bedürftig war. Es ist unglaublich, mit welcher Schamlosigkeit oft Bulletins über erlittene Verluste, erduldete Leiden und erfochtene Siege unter der Leitung solcher Agenten fabrizirt und durch französische und englische Blätter durch Europa verbreitet wurden.

Das eigentliche Volk war solchen Umtrieben fremd geblieben; den Häuptern der Parteien selbst konnte gerade nicht vorgeworfen werden, daß ihnen das Interesse ihres Vaterlandes völlig fremd gewesen, aber sie glaubten es, in der Verzweiflung, daß durch eigene Kräfte Griechenland gerettet werden würde, durch den Schutz der einen und andern christlichen Großmacht zu befördern und sich selbst sodann einen immerwährenden, bedeutenden Einfluß in der neuen Ordnung der Dinge zu sichern. Edle und niedrige oder selbstsüchtige Motive

wirkten also gemischt auf sie, und die Geschichte ihrer Parteiung datirt sich nicht erst vom Jahr 1825, sondern schon von der ersten Opposition des Festlandes und der Inseln her. An der Spitze der englischen Partei stand Maurokordatos, welcher bei allem persönlichen Werthe und Würdigem in seinem Charakter instinktartig als Fanariote einen unbezwingbaren Hang zu Intriguen nährte; an der Spitze der französischen Koletis, welcher mit größerer Kenntniß der Volksbedürfnisse und des Charakters der Eingebornen, Scharfblick und Gewandtheit in den Verwaltungsangelegenheiten und Takt und Haltung verband. Die französische Partei war mit dem Pariser Griechenverein, einer Abtheilung des großen Comité philantropique, bei dem der Herzog von Orleans und der Herzog von Broglie besonders thätige Rollen spielten, in genauer Verbindung, und hatte an dem General Roche, der eigens nach Griechenland gesendet worden, ein sehr thätiges Organ. Derselbe, prahlerisch, ränkevoll, durch die Sünden eines Zantioten, in dessen Händen er lag, bald um die günstige Meinung der Mehrzahl gebracht, umgab sich namentlich mit dem zweideutigen Grafen Poro, mit dem jungen eiteln Kriegsminister Dukas und dem ehrlichen Kanaris, dessen Unerfahrenheit und Einfachheit er zu allerlei groben Komödien mißbrauchte. Dem Herzoge von Orleans, der um diese Zeit so eifrig den Liberalen spielte, war es hauptsächlich darum zu thun, außer einem neuen Nimbus von Popularität die griechische Krone für einen seiner Söhne zu erwerben. Bereits wurden in Paris verfertigte Büsten mit dem Bildnisse des Herzogs von Chartres in mehreren Städten umher getragen. Die griechischen Häuptlinge, zumal Gouras, lachten darüber und meinten, die französische Nation habe für ihre Sache noch zu wenig gethan, um solche Ehre zu verdienen. Das englische Kabinet mußte nichts desto weniger über solch'

eine Tendenz sehr beunruhigt seyn und seine Partei wirkte daher mit Macht der französischen entgegen. Kapitän Hamilton war ihr Hauptorgan, das Manifest vom Juli 1825, worin der Schutz Großbritanniens angefleht wurde, ihr Werk. Durch dieses Manifest wurde der Saame der Zwietracht reichlicher als je unter den Griechen ausgestreut, und gerade im verhängnißvollsten Augenblicke, als die Revolution in Gefahr war, von der Uebermacht Mehmed Ali's und seines Sohnes erdrückt zu werden. Die englische Partei, kompakter und mittelreicher, gewann dreimal das Uebergewicht über die französische; eine Art Gegenmanifest wurde von letzterer durch die Protestation vom 28. Julius erlassen. Alles was jedoch England vorläufig thun konnte, war eine Neutralitätserklärung. Von den großen Geldsummen des griechischen Anleihens wurde der geringste Theil für die Vertheidigung des Landes verwendet; wie schändlich wucherisch der brittische Krämergeiz in dieser Sache verfuhr, ist zum Theil schon früher angeführt worden.

Die Uneinigkeiten im Innern hatten die Vertheidigungsmaaßregeln nur schwach betreiben lassen, und doch galt es jetzt, die vereinigte Kriegsmacht des Sultans und des Viceköniges von Aegypten abzuwehren. Maurokordatos hatte es, auf dringende Einwirkung des englischen Kabinets abgefaßt, damit dasselbe, es Europa, als Ausdruck der Verzweiflung des griechischen Volkes, vor Augen stellen konnte. Demetrius Ypsilantis Einfluß war damals völlig null; er selbst an Körper und Geist gebrochen, und hoffnungslos für das Schicksal seines Vaterlandes. Spiridion Trikupis, der gerechteste aller Griechen, Dichter und Redner, kenntnißvoll und ein Charakter, vermochte ebenfalls nur wenig. Messalonghi, das schon mehrmals bedrängte und glücklich befreite, in welchem die moralische, wie die militärische Kraft der Hellenen am meisten con-

centrirt war und als das wichtigste Bollwerk des Aufstandes betrachtet wurde*), bildete dießmal das Hauptziel der Anstrengungen Redschid Pascha's und Ibrahims. Schon im September hatte letzterer einen Zug von Tripolitza aus, über Patras, nach Westhellas beschlossen, allein er fand schon zu Trikorpha die Klephten Kolokotroni's zu seinem Empfange gerüstet, und erst im November war er, nachdem er alle festen Plätze Moreas, welche er besetzt hielt, mit hinlänglichen Truppen versehen, im Stande, an der Spitze von 18,000 Mann, zur Hälfte regulären Kriegsvolkes, sein Vorhaben auszuführen und mit Redschid, der seit dem April Messalonghi mit mehr als 30,000 Mann belagert hielt, sich zu vereinigen. Im Grunde bestand das Hauptmanoeuvre der Griechen im Kampfe gegen Ibrahim, welchen sie, wo er ihnen im Angesichte stand, sehr fürchteten, darin, daß sie ihn durch Einzelgefechte, Hunger und Krankheiten sich abschwächen ließen; auch glaubten sie nicht sehr an die besondere Freundschaft zwischen ihm und Khosrew Pascha, was ihnen wiederum Muth machte.

In Osthellas hatten seit der Rückkehr der tapfern Rumelioten die Sachen sich günstiger für die Griechen gestaltet. Der Einfluß des Gouras, welchem überdieß eine männlich gesinnte Frau**) zur Seite stand, war sehr wohlthätig auf das Volk geworden und in diesem Häuptling ruhete eine der sichersten

*) Für Gesetzgebung und Schulen war viel dort geschehen. Auch für öffentliche Blätter hatte man gesorgt, so wie zu Hydra und Athen. Bereits erschienen im Ganzen 4 Zeitungen in Griechenland.

**) Mutter von einer ziemlichen Anzahl Kinder, besaß sie eine reizende Schönheit und bei aller Feste des Charakters die ganze Anmuth, Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit ihres Geschlechtes. Sie war stolz auf die Verdienste ihres Mannes, den sie zärtlich liebte.

Hoffnungen des Vaterlandes. Desto unerklärlicher wurde von Tag zu Tage das Benehmen des einst so patriotischen und kühnen Odüsseus, welchen eine reiche Vergangenheit von geleisteten Diensten und erworbenen Lorbeeren über alle Versuchungen zur Untreue erhaben hätte denken lassen sollen. Gleichwohl verwickelte er sich so sehr in ein Netz von Intriguen, oder es wurden von der Eifersucht, welche zwischen ihm und andern Männern des Tages bestand, so viele gesponnen, daß er das Ansehen eines offenbaren Verräthers an der Sache seines Volkes erhielt und man seine Gefangennehmung durch den verhaßten Nebenbuhler als ein Rettungsmittel für Griechenland betrachtete.

Odüsseus, von den Seinigen verlassen, von den Türken bedroht, flüchtete sich und warf sich seinem alten Freunde und Schüler Gouras in die Arme; allein dieser ließ ihm Ketten anlegen und sandte ihn nach Athen. Dort wurde er, kaum vor der Wuth des Volkes gesichert, welches ihn, den großen starken Mann, mit schwarzem Barte und hellleuchtenden Augen, durch die Straßen führen sah, in einem großen viereckigten Thurm verwahrt. Ueber Odüsseus und sein Verhältniß zu Gouras erzählt man Folgendes: Durch Erinnerungen an gemeinschaftliche Abentheuer zur Zeit Ali Pascha's lange innigst verbunden und Waffengefährten, brachen sie mit einander, bald nach dem Aufstande des Kolokotronis, der von Odüsseus kräftig gegen die Regierung unterstützt worden war. Gouras, nachdem er anfänglich in Odüsseus Plan einer Tetrarchie eingegangen, verrieth denselben an die Regierung und kehrte mit dem Titel „General" nach Athen zurück. Der bisherige Gebieter dieser Stadt (in welcher er früher viele Grausamkeiten verübt haben soll), mit den Machthabern des Tages, die ihn ausserordentlich fürchteten, nun einmal in Zerwürfniß gebracht, genau in allen seinen Schritten beobachtet und vielleicht zu

mehreren derselben planmäßig verführt, ging entweder in eine ihm gelegte Falle, oder er verwickelte sich durch seine mit dem Pascha von Negroponte angeknüpfte Korrespondenz. Gouras wußte darauf ihn, als Verzweiflung sich seiner bemächtigt, in seine Gewalt zu bekommen. Nach einigen Berichten fand man seine Leiche am Fuße des Felsen der Akropolis zerschmettert, von welcher er sich herabgestürzt; nach andern, die mehr Glauben verdienen, wurde er auf Koletti's Veranstaltung im Gefängniß erdrosselt*).

Mit der Vertheidigung des östlichen Griechenlands befaßte sich nun Gouras, welcher der Held der Regierung geworden, ausschließlich, und er bot den Feinden auf eine Weise Widerstand, welche die bereits genossene Hochachtung für seinen Muth, wie für seine Talente vermehrte.

Redschid Pascha, vom Großherrn zum Oberbefehlshaber aller osmanischen Truppen wider die Empörer ernannt, hatte den gemessensten Auftrag erhalten, Messalonghi's sich um jeden Preis zu bemeistern. Seit dem April lag er vor dieser Stadt und fügte ihr von der Landseite den empfindlichsten Schaden zu, da er mit Kriegs- und Mundvorräthen jeder Art reichlich versehen war. Die Hauptmacht der Besatzung bestand aus Sulioten und Rumelioten, angeführt von den edelsten Männern, welche Griechenland in seinem Schooße getragen. Dieselben erkannten ganz, um was es sich handele und daß zwischen Sieg oder Tod kein Drittes mehr übrig sey. Ihr Entschluß war gefaßt und die griechische Kraft sollte noch einmal, ganz auf sie allein beschränkt, in ihrer ganzen Ruhmwürdigkeit erscheinen. Sowohl die Vermittlung der Agenten fremder Mächte, welche, um vor Unglück sie zu warnen, herbei geeilt waren, von denen manche

*) Ein Augenzeuge, Arzt von Beruf, welcher die Leiche besichtigte, war fest dieser Meinung.

jedoch den Interessen der Türken dienten, als die wiederholten Vorschläge der Parlamentäre Redschids, wiesen sie stolz zurück, und eben so kräftig schlugen sie die Angriffe des Seraskiers auf die immer geschwächteren Wälle und Werke der Stadt ab. Noch einmal war es der unermüdlichen Thätigkeit der Admiräle Miaulis und Sachturis gelungen, Messalonghi mit Lebensmitteln zu versehen, als gerade die Hungersnoth am heftigsten zu wüthen begonnen; eben so fügten griechische Heerbanden anderer Führer, welche von anderer Seite her hülfreich erschienen, den Türken beträchtlichen Schaden zu.

Sieben Monate waren nunmehr verflossen, und weder der Mangel, noch der Feind hatten vermocht, den Muth der Belagerten zu erschüttern. Mit staunender Bewunderung sah Europa dem wunderbaren Schauspiel zu; alle Herzen zitterten, Rufe der Rettung zu den Kabinetten erhebend, für das Schicksal des Heldenvölkleins. Endlich, gegen den Schluß des Jahres 1825 näherte sich, als Ibrahim Pascha zu dem Seraskier gestoßen, durch Uebermacht die Entscheidung.

Beide Feldherren hatten über den gemeinsamen Angriffsplan sich noch nicht ganz verständigt, als Miaulis erschien und neue Lebensmittel für zwei Monate in die Stadt zu bringen wußte. Dieser Vorfall überzeugte die beiden Feldherrn von der Nothwendigkeit, Messalonghi vorzüglich von der Seeseite zu bestürmen und sie entwarfen darnach einen wohlkombinirten Plan. Wassiladi, Anatolikon und Klissowa, drei vorgeschobene wichtige Punkte in den Lagunen der Stadt, welche die Zugänge beherrschten und den Belagerten die Verbindung mit ihrer Marine bisher gesichert, sollten vor allem Andern genommen und die Besatzung durch Hunger gezwungen werden. Im März (1826) wußten die Turko-Aegyptier mit Hülfe kleiner Fahrzeuge in die Lagunen vorzudringen und nach

mörderischem Widerstande sämmtliche drei Punkte in ihre Gewalt zu bringen. Die Griechen wären jetzt blos noch auf Messalonghi allein beschränkt, und gräulicher, als der Feind von Aussen, wüthete im Innern neuerdings der Hunger. Vergebens strengte der redliche Miaulis sich an, zum drittenmal Verstärkungen und Proviant zu schaffen; das Geschütz der drei Lagunenvorwerke verhinderte jedes fernere Eindringen, wenn er nicht seine Flottille selbst der immer noch ungewissen Rettung der Belagerten zum Opfer bringen wollte; auch waren seine Kräfte viel zu schwach, um von der Seeseite her etwas Entscheidendes ausrichten zu können. Nach dreitägigen Gefechten sah er sich daher, traurigen Herzens, gezwungen, von jedem weiteren Versuche abzulassen.

Verlassen von der griechischen Regierung, wie von Europa, auf eine immer kleinere Zahl Vertheidiger zurückgedrängt, weihete sich die Besatzung, als Mangel und Noth den höchsten Grad erreicht, einem glorreichen Märtyrertod, falls es ihnen nicht gelingen sollte, durch die feindlichen Heeresschaaren zu ihren Landsleuten nach Osthellas sich durchzuschlagen. Ein gleichzeitiger Ausfall, verbunden mit einem Angriffe auf Ibrahims und Redschids Lager wurde verabredet, und auf ein bestimmtes Zeichen zogen dreitausend Bewaffnete, die Wehrlosen, Frauen, Kinder, Greise und Kranke und theure Reliquien in die Mitte nehmend, aus den Thoren. Alles schien für glückliche Vollbringung der kühnen That sich zu neigen; aber der Verrath eines niederträchtigen Bulgaren vereitelte das Ganze. Während bereits ein Theil der Griechen die Stadt verlassen und mit dem Feinde sich schlug, wurde ein anderer von dem in Kenntniß gesetzten mörderisch angefallen und zurückgetrieben; mit ihm dringen zahlreiche Haufen Muselmänner zugleich hinein und endlich der größte Theil der feindlichen Heermacht. Jene ersteren

erreichen unter blutigen Gefechten das Gebirg; aber die Zurückgeworfenen, unter welchen sich leider gerade die Wehrlosen mit befinden, sind nun ohne Rettung dem rächerischen Schwerte der Turko-Aegypter preisgegeben und eine der entsetzlichsten Gräuelscenen in der Geschichte des ganzen Kampfes entwickelt sich, bis Leichen und Trümmer rings die Straßen füllen. Um den Jammer und das Schreckniß zu mehren, flog auch das große Pulvergebäude, mit allem, was es in sich faßte, aber auch mit vielen Frauen und Kindern, die dadurch einem schimpflichen Loose entgingen und mit mehr als 2000 Feinden, als Sühnopfer, in die Luft. Was tiefgereizte, durch den langen Widerstand und die erlittenen Verluste noch mehr gestachelte thierische Wuth bei solchen Anlässen ersinnen mag, wurde an den Ueberwältigten verübt und die im Kampfe Gefallenen oder von den Flammen Zerschmetterten oder von dem Schutte Begrabenen waren glücklich zu preisen gegen jene, so das Leben durchgebracht. Der ganze Ort war jetzt nichts mehr als ein großer Trümmerhaufen.

Die Nachricht von Messalonghi's Fall wiederhallte ganz Europa auf das Schmerzlichste; Jedermann klagte die gefühllose Unthätigkeit der Kabinette an, welche nicht das Mindeste gethan, die tapfern Vertheidiger zu retten und von allen Seiten her redete die öffentliche Meinung eine so starke Sprache, daß die Diplomatie in nicht geringe Verlegenheit gerieth; und so schwer auch an und für sich der erlittene Verlust, und so kostbar das thränenwerthe Opfer sich dem Gemüthe darstellen mochte, so war doch auf der anderen Seite nicht zu läugnen, daß das Grab von Messalonghi die Wiege der Rettung Griechenlands wurde. Durch die von seinen Vertheidigern bewiesene Tapferkeit und Ausdauer hatte sich der Glaube an die moralische Kraft der Hellenen und an die Möglichkeit der Begründung

eines politischen Daseyns für sie hergestellt, und ebenso waren die Vorwürfe der Gegner des griechischen Aufstandes, welche ihre Abneigung durch bittere Kritik des griechischen Nationalcharakters, seiner Feigheit, Treulosigkeit und Habsucht, in so weit widerlegt, daß man ihnen beweisen konnte: es werde wirklich für eine Idee gefochten, und wenn nur ein tüchtiger Kern vorhanden, so sey doch zum mindesten eine Bürgschaft für eine edlere Gestaltung der Masse in der Zukunft gegeben. Der Philhellenismus regte sich mit verdoppelter Kraftanstrengung, und erreichte in dem, was König Ludwig von Baiern und noch mehr der Bankier Eynard von Genf that, seinen Kulminationspunkt. Nirgend mehr wurde jetzt dem Mitgefühle für die Griechen Gewalt angethan.

Zwanzigstes Kapitel.

Die ferneren Ereignisse in Griechenland bis zur Schlacht bei Navarin. — Gouras und Karaiskakis. — Die fremden Parteien u. s. w.

Nach dem großartigen Trauerspiel von Messalonghi, welches Geschichtschreibern, Dichtern und Künstlern mehr als einer christlichen Nation Stoff zu erhebenden Darstellungen, rührenden Gesängen und erschütternden Gebilden darreichte, setzte der Parteikampf, welcher nur vorübergehend vor dem Nationalschmerz um die Gefallenen und der Bewunderung des geretteten Restes der Vertheidiger zum Schweigen gebracht worden, neu sich fort. Die englische Partei war der französischen und allen übrigen Schattirungen weit über den Kopf gewachsen oder vielmehr die provisorische Regierung Griechenlands hatte sich völlig

in derselben aufgelöst. Alle Handlungen dieser Behörde trugen das Gepräge des englischen Interesse. Obrist Fabvier, welcher als Militärtheoretiker wie als praktischer Kriegsmann viele Verdienste sich erworben, und namentlich das saure Geschäft, das regelmäßige Kriegswesen im Lande einheimisch zu machen, mit unverdrossenem Eifer betrieben hatte, wurde so ziemlich auf Seite geschoben und kalt, wo nicht geradezu unfreundlich behandelt. Von der Ausführung seiner Idee, eine Stadt „Taktipolis" zu gründen, konnte ohnehin unter damaligen Umständen die Rede nicht seyn. Die Nachtheile, welche aus Verschmähung seiner so zweckgemäßen als uneigennützigen, von reiner Liebe für die Sache der Freiheit eingehauchten Rathschläge für die Nation hervorgingen, hatten sich, wie bei manch' anderen Anlässen, so ganz besonders bei der Katastrophe von Messalonghi deutlich genug gezeigt. Die Expedition nach dem Negroponte, wozu man ihn damals, statt nach jenem Punkte der größeren Gefahr, verwendet, war ein in den Folgen schwer zu berechnender Mißgriff, abgerechnet, daß er an und für sich von keinen Resultaten begleitet war. Es lag im Plane der englischen Partei, den Kriegsmuth der Griechen völlig abzuschwächen und die Rettung bloß von dem diplomatischen Beistande des Kabinettes von St. James, gleichsam als eines Deus ex machina, abhängig hinzustellen; denn in demselben Grade als das Land hülflos durch seine eigenen Kräfte erschien, in demselben konnte man bei Gestaltung seiner Zukunft eine gebietendere Sprache annehmen.

Die englische Partei, welche so vieles in den inneren Verhältnissen sich herausnahm, that gleichwohl nur wenig für die eigentliche Selbstständigkeit des Landes. Der Plan, den neuen Staat in Gestalt eines Hospodorates, welcher Morea und eine Anzahl Inseln in sich begriffe, zu konstituiren, war ein grau-

sames Unrecht an den historischen Erinnerungen, wie an der Gegenwart verübt. Die Einberufung des Nationalkongresses nach Epidauros im April 1826 geschah blos, um diesen völlig verkehrten Plan unterstützen zu lassen; die angeblichen Vertreter des Volkswillens sollten selbst an ihrer Erniedrigung und Zerstücklung Theil nehmen und man wollte das Machwerk blos mit patriotischen Lappen überhängen. Der Kongreß war ein förmliches Trugbild von Repräsentation, besendet von ergebenen, oder bestochenen, oder eingeschüchterten Anhängern der Partei und eine noch passivere Rolle spielte die „Exekutivdeputation", die man aus Mitte der Oligarchie und Primatschaft genommen, so wie der für die auswärtigen Angelegenheiten niedergesetzte Ausschuß. Das Finanzwesen (in genauer Verbindung mit dem Anleihen in London) bildete einen Hauptgegenstand der Regierungssorgfalt; hinsichtlich alles Uebrigen vertröstete man auf die nächste Nationalversammlung.

Der Kongreß von Epidauros war es, welcher in seiner Sitzung vom $^{9}/_{24}$. April die „konstitutionnelle Monarchie" für die dem griechischen Volke einzig zuträgliche Regierungsform erkannte und zugleich den Beschluß faßte, daß der zu wählende Monarch durchaus ein Ausländer seyn sollte. Zwar wurden von Seite verschiedener Mitglieder Anträge gemacht, sämmtliche europäische Mächte anzugehen, daß sie Griechenland ihren Schutz und Beistand angedeihen lassen möchten; allein dieselben sahen sich überstimmt, oder vielmehr richteten, ohne die Willensmeinung der eigentlichen Mehrheit des Kongresses nur erst abzuwarten und seine Beschlüsse zu berücksichtigen, jene beiden Ausschüsse (die executive Regierungs-Deputation und die diplomatische Kommission) eine Adresse an Hrn. Stratford Canning in Konstantinopel, worin die britische Vermittlung nachgesucht ward und der diplomatische Ausschuß

sich für beauftragt erklärte, den Frieden zu unterhandeln. So keck und vermessen spielten politische Abentheurer mit dem Geschicke eines Volkes, für welches Jordaki, Markos und Nothi Bozzaris und andere Helden gestritten hatten und kostbare Opfer in Menge gefallen waren.

Mit bitterstem Unwillen vernahmen viele besseren Griechen diese anmaaßungsvollen Umtriebe Einzelner, welche in ihrer Person die Gesinnungen der Gesammtheit ohne Beruf identificirt. Vor Allen erhob Demetrius Ypsilantis, welchen die englische Partei mit besonderem Hasse und affektirter Geringschätzung seit geraumer Zeit verfolgt, seine Stimme. Eine feierliche Protestation gegen jenes, sowohl die National-Ehre als die National-Gefühle tief verletzendes und verhöhnendes Aktenstück erschien in öffentlichen Blättern.

Der Tod des Kaisers Alexander, die dunklen Gerüchte von des russischen Volkes Stimmung und den Absichten des neuen Kaisers gaben vielen hellenischen Patrioten Muth und Hoffnung wieder; das St. Petersburger Protokoll, wenn auch gleich mehr Fragment einer Pacification, als eine wirkliche Vermittlung, gab doch darin einige Bürgschaft, daß sich die Aussicht eröffnete, die Zukunft Griechenlands nicht von einer Macht allein, sondern von mehreren Mächten zugleich, und darunter einer glaubensbefreundeten, (wenn schon vielleicht gegen die wahre Selbstständigkeit der Hellenen nicht minder denn England gleichgültigen,) gestaltet zu sehen.

Auf dem Kriegsschauplatze selbst geschahen zwar seit Messalonghi's Untergang keine bedeutende, doch immer mutherfrischende und von ächt vaterländischer Begeisterung zeugende Thaten. Unter den Führern, welche sich der von Vielen verlassenen Sache der Freiheit im unbefleckten Sinne des Wortes am meisten annahmen, befand sich vorzüglich Georgios

Karaiskakis, einer von jenen aufferordentlichen Männern, — wie sich ein Bericht aus Aegina über ihn ausdrückt — die in ungewöhnlichen Zeitläuften durch sich selbst und die Noth der Umstände wie aus dem Boden getrieben werden; ein Held, der nicht lesen konnte und seinen Namen mit einem schlechten Zeichen schrieb, aber zu schlagen und zu siegen verstand und zugleich von einer aufferordentlichen Hingebung für das Wohl seines Vaterlandes beseelt war. Im Thessalischen Theile des Distriktes Agrapha, in einer Klephten-Familie, geboren, hatte er in Gebirgskämpfen gegen tyrannische Pascha's und in englischen und russischen Diensten auf Jonien abwechselnd als Armatole sich ausgezeichnet. Durch Krankheiten in den ersten Jahren des Aufstandes vielfach an regerer Theilnahme gehindert, entwickelte er in Akarnanien und vor Messalonghi in den Jahren 1825 und 1826 was in ihm ruhete und erwarb sich bei mehr als einem Anlasse Ruhm und Einfluß. Bald stand er als einer der gewaltigeren Häuptlinge da, im inneren Streit der Partei des Maurokordatos meist gegenüber, mit Gouras und Fabvier befreundet und wirksam. Durch die Ereignisse bei Messalonghi aus Westhellas nach Livadien versetzt und mit dem immer mehr vordringenden Redschid Pascha in stetem Handgemenge, ersah er ein Haupthinderniß der Hoffnungen Griechenlands in dem verderblichen Einfluß der englischen Partei. Gegen diese richtete er, nachdem der Seraskier bereits bis Attika vorgedrungen, seine angestrengtesten Bemühungen. Er erschien an der Spitze seiner Truppen in Napoli di Romania, blos um Maurokordatos und die moreotischen Primaten zu bekämpfen. Nachdem er in wenigen Tagen eine Anzahl gleichgesinnter patriotischer Männer um sich versammelt, theilte er ihnen den schimpflichen Plan wegen des Hospodorates mit, in welches das eng begränzte Griechenland gestaltet werden sollte, und nahm ihnen

einen feierlichen Eid ab, niemals weder für eine englische, noch für eine russische, noch für eine französische Partei sich zu erklären, sondern ihn, den Georgios Karaiskakis, auf jegliche Weise in dem Werke der Befreiung Rumeliens zu unterstützen, jeden Vergleich mit der Pforte, der nicht die völlige Unabhängigkeit Griechenlands zur Grundlage habe, zu verwerfen und gemeinschaftlich darauf hinzuwirken, daß die provisorische Regierung dem Grafen Capo d'Istrias übertragen werde. Zu gleicher Zeit rief ein Mitglied dieses Bundes, der begeisterte Gennadios, das Volk zu den Waffen. Die vaterländische Sache fand wieder zahlreiche Anhänger; Bataillone von Freiwilligen bildeten sich und Karaiskakis ward zum Oberbefehlshaber in Rumelien ernannt.

Diese Entschlüsse kamen noch zur rechten Zeit, um Manches zu retten, was dem Untergange nahe stand. Ibrahim Pascha hatte nach der Zerstörung Messalonghi's seinen Rückzug nach der Halbinsel angetreten und seine Eroberungen darin, zumal im Süden, auszudehnen begonnen. Die Mainotten allein setzten ihm einen ernsthaften Widerstand entgegen und zwangen ihn (im Julius), nach mehrfach abgeschlagenen Angriffen, wieder nach Tripolitza zu ziehen. Der Seraskier, Redschid Pascha, machte in Osthellas größere Fortschritte; Gouras, trotz seines Muthes, vermochte hier nichts gegen die Uebermacht, besonders da Redschid auch noch durch Omer Vrione vom Negroponte her verstärkt worden, und allenthalben sahen sich die Griechen geworfen und auf das einzige Athen beschränkt. Die Stadt wurde bald eingenommen und die Belagerung der Burg eingeleitet. Gouras, in richtiger Würdigung seiner Kräfte, hegte schwache Hoffnung, hier sich lange behaupten zu können; doch beschloß er, die Heldenbilder von Messalonghi vor Augen, in der Akropolis bis zum letzten Augenblicke auszuhalten und

wenn Alles verloren, unter den Trümmern des Parthenons zu sterben. Lange harrete er auf Karaiskakis, dessen Bestallung zum Oberfeldherrn in Rumelien (d. h. in Ost- und West-Griechenland zugleich) kleinlicher Neid und unwürdige Ränkesucht der Männer am Ruder zur Ungebühr verzögert hatten. Endlich eilte dieser dem bedrängten Athen zu Hülfe; mit ihm zogen mehrere tausend Griechen, worunter besonders der Ueberrest der Vertheidiger Messalonghi's und auch Fabvier folgte mit etwas mehr als tausend Taktikern, wie die regulären Soldaten damals genannt wurden.

Die Anfänge dieses Zuges zeigten sich günstig. Karaiskakis war mit seinen Palikaren nach Salamis geeilt, von da über Talamona nach Eleusis vorgerückt und hatte bereits in der Nacht vom 17. auf den 18. August eine Stunde von Athen in dem kleinen Flecken Chaidari eine feste Stellung eingenommen. Der erste Angriff des Seraskiers wurde zurückgeschlagen, aber beim zweiten sahen sich die Hellenen zum Rückzuge nach Eleusis gezwungen. Es gebrach ihnen sowohl an Reiterei, um auf der Ebene, die den an Streitmacht überlegenen Türken noch größere Vortheile gewährte, etwas mit Erfolg ausrichten zu können, als an Einigkeit im Operationsplan, letzteres in Folge von Mißverständnissen zwischen den beiden Befehlshabern. Ein seltsamer Zufall führte Tags darauf Karaiskakis mit Redschid und Omer Brione auf einem und demselben französischen Admiralschiffe (bei Hrn. de Rigny) zusammen. Der Seraskier, welcher den Befehlshaber der Hellenen achten gelernt und für Tapferkeit und moralische Kraft auch in den Gegnern Sinn hatte, machte bei dieser Gelegenheit Vergleichsvorschläge, welche Karaiskakis jedoch stolz zurückwies. Sein Entschluß, Rumelien zu befreien, stand fester als je. So dauerten denn Tag für Tag die Kämpfe fort, mit wechselnden Erfolgen. Außer Stande, seine Streit-

macht zu größeren Unternehmungen auf einen einzigen Punkt koncentriren zu können, weil es an hinlänglichen Mund- und Kriegsvorräthen gebrach, vertheilte er sie in einzelnen kleinen Abtheilungen durch ganz Livadien und nach wenig Wochen war der größte Theil Rumeliens für die Sache der Freiheit zurückgewonnen. Leider störten Zerwürfnisse mit Fabvier auf's neue diese glücklichen Fortschritte; letzterer war auf einem Zuge nach Theben in den ersten Tagen des Novembers nicht gehörig unterstützt worden, schob alle Schuld auf Karaiskakis und ging im Unwillen so weit, denselben eines förmlichen Einverständnisses mit Redschid Pascha zu bezüchtigen. Allein die eigensinnige Rechthaberei und der verwundete Ehrgeiz des Franzosen waren wohl mehr Ursache des Mißlingens gewesen, als die Gesinnung und das Benehmen des Griechenhäuptlings. Er widerlegte den empörenden Verdacht noch in den letzten Wochen des Jahres 1826 durch glänzende Thaten.

Karaiskakis hatte den Entschluß gefaßt, Redschid Pascha alle Verbindungen vom Norden her abzuschneiden, zu dem Ende (7. November) das Lager bei Eleusis verlassen und an der Spitze von 6000 Mann sich nach Ost-Livadien in Bewegung gesetzt, die vorzüglicheren Orte mit Besatzungen versehen und eine Heerabtheilung Omers bei Dobrena so lange blokirt, bis sie mit schwerem Verluste sich durchschlagen mußte. Um den wichtigen Posten von Arachova drehete sich bald darauf ein heißer Streit und ein noch heißerer, nach hier errungenem Sieg um eine felsichte Anhöhe, wo Omer Vrione mit dem Reste seiner Truppen von ihm eingeschlossen, und nach sieben Tagen erduldeter Angst, bei dem Versuche, sich durchzuschlagen, beinahe gänzlich aufgerieben wurde.

Ueber diese Thaten Karaiskakis, der nunmehr als der erste Held unter den Hellenen betrachtet wurde, erhob sich allgemei-

ner Jubel im Lande und man feierte die errungenen Siege durch öffentliche Dankgebete. In den Stand gesetzt, Größeres zu wagen und seine Unternehmungen auszudehnen, ließ er zu Dobrena und Arachova kleine Truppenabtheilungen zurück und drang unaufgehalten immer vorwärts. Zwei Siege bei Volizza und Lepanto verschafften ihm zahlreiche Transporte von Lebensmitteln; Salona wurde besetzt und schon stand er in der Gegend von Karavari, als das plötzliche Anrücken der Feinde wider Distomo ihn zur Rückkehr nach dieser Gegend nöthigte. Bei Karystos erlitt jedoch Omer durch Karaiskakis eine neue Niederlage und letzterer drang nun südlich in Attika ein, um der immer mehr in Gefahr schwebenden Akropolis Entsatz zu bringen. Dieß geschah gegen Ende Jänners 1827. Seine Ankunft erhob den Muth der Verlassenen wieder. Am 4. März wagte man einen gemeinschaftlichen Angriff auf Redschid Pascha's Lager; er mißlang in der Hauptsache, aber doch erlitt der Seraskier einen beträchtlichen Verlust. Zehn oder eilf Tage später kam es, nachdem Karaiskakis nördlich vom Piräus gelandet, zum zweitenmal zur Entscheidung bei dem Dorfe Keratia und auch hier blieb das Glück ihm treu. Alle Hoffnung war nun vorhanden, daß die Akropolis gerettet werden könne; aber der unselige Hader zwischen ihm und Fabvier, der in erneuerter Stärke wieder ausbrach, vernichtete sie. Die Anwesenheit Gordons, der auf eigene Rechnung in der Nähe des Piräus kämpfte und die Erscheinung Lord Cochrane's und Generals Church, welchen er, als Organen der englischen Partei und Kreaturen des ihm so verhaßten Maurokordatos, überaus gram war, brachte eine noch größere Zerstörung in die Operationen.

Karaiskakis hatte auch überdieß die wider ihn zu Nauplia gespielten Umtriebe erfahren. Der Krieg verwandelte sich daher in meist kleine Gefechte; allein obgleich dem Feinde immer noch

Schaden dadurch zugefügt wurde, und die Zerstörung St. Spiridions um schweren Preis eine rühmliche Trophäe genannt werden konnte, so kam man doch dem Hauptziele um keinen Schritt näher. Erst gegen Anfang Mai's wurde eine Uebereinkunft zu gemeinsamem Angriff auf Redschids Macht zwischen den verschiedenen einheimischen und fremden Befehlshabern zu Stande gebracht. Am 6. Mai sollte der Angriff ausgeführt werden; allein da Karaiskakis unglücklicherweise durch eine Krankheit in seinem Zelte zurückgehalten ward, so entspann sich durch einen Zufall das Treffen früher, als alle Anstalten hiezu förmlich getroffen waren, und zwar nur zwischen kleinen Abtheilungen der gegenseitigen Heere. Unwillkührlich der Schmerzensstätte sich entraffend und in den Kampf stürmend, schlug der Feldherr bald die Feinde zurück; aber in demselben Augenblicke, als er in's Lager zurückkehrte, traf ihn eine feindliche Kugel und die stärkste Hoffnung der Hellenen verschied mit ihm, auf einer Goelette Church's. Der Hauptangriff auf den Seraskier geschah nun dennoch; aber dem Heere war der Muth gewichen und nach einer vollständigen Niederlage der Hellenen ergab sich die Akropolis, glücklich genug noch, die vor Kurzem verschmäheten Bedingungen von dem tieferbitterten Redschid Pascha erhalten zu können. Blos die Vermittlung eines österreichischen Befehlshabers zur See, welcher zufällig hier angelegt und auf den Seraskier Einfluß übte, hatte eine minder schimpfliche Kapitulation erwirkt oder den allgemeinen Sturm auf die Burg und damit den Untergang der Besatzung, verhindert.

Große Trauer erweckte in und ausserhalb Griechenland der Tod der heldenmüthigen Frau des Gouras, welche von den Trümmern des eingestürzten Erechtheion mit ihren Kindern zumal erschlagen wurde. Es heißt, ihr Schwager Manouris, in Hoffnung reicher Erbschaft, habe ihre Rettung verhindert. Die

herrlichen Alterthümer selbst hatten fast sämmtlich einen neuen, unberechenbaren Schaden während der Belagerung erlitten.

Die republikanische Partei, obgleich den schweren Schlag erkennend, der sie durch Karaiskakis allzu frühen Tod getroffen, gab ihre patriotische Opposition gegen die fremden und fremdartigen Einflüsse auf die inneren Angelegenheiten ihres Landes nicht auf, sondern verfolgte ihr Ziel mit beharrlichem Eifer. Ihr Einfluß und ihr Ansehen stiegen; sie verstärkten sich durch die Inselrepräsentanten und namentlich durch die Coterie Kondouriotis. Man entwarf einen Plan zum Sturze aller Primaten des Peloponneses und zur Erzwingung eines Nationalkongresses, welcher gegen jede schimpfliche Wiedervereinigung mit der Pforte feierliche Verwahrung aussprechen und die Angelegenheiten von Hellas nach einem auf nationalere Grundsätze basirten Systeme leiten und regeln sollte.

Der republikanischen Partei gegenüber erhob sich die oligarchische mit aller Macht, um ihre Zwecke, im Interesse Englands, gleichwohl durchzusetzen. Der Kongreß von Epidaurus, im J. 1826 blos vertagt, war bereits zur Fortsetzung nach Poros ausgeschrieben worden; bald darauf konstituirte er sich auf Aegina, als nunmehrigem Regierungssitze. Andreas Zaimis, das Haupt der moreotischen Aristokratie und eines der vorzüglichsten Mitglieder der englischen Partei, damals Präsident der sogenannten Executiv-Deputation, hatte alle Minen springen lassen, um die Hydrioten gegen ihre Landsleute, die Familie Kondouriotis und deren Freunde, einzunehmen, und da ihm solches nicht gelungen, besonders an den Schutz des Kommodore Hamilton sich gelehnt. Dieser, welcher auf jede Weise in die inneren Angelegenheiten der Griechen sich mischte, suchte den nächsten besten Vorwand zu Händeln mit Hydra, so daß es zu förmlicher Intervention mit gewaffneter Hand kam, bis Kon-

douriotis die Sache begütigte. Die anti-englische Opposition, uneingeschüchtert durch diese Vorfälle, setzte den (1826 suspendirten) Kongreß von Hermione (Kastri) fort, in offenem Widerspruch mit der Nationalversammlung von Aegina, welche allerdings die Form der Gesetzlichkeit für sich hatte. So war also Hellas durch zwei Kongresse zugleich vertreten. Der von Hermione stellte an den englischen Bothschafter in Konstantinopel das Ersuchen: in Gemeinschaft mit den übrigen christlichen Gesandten daselbst künftig nur mit ihm in Verbindung zu treten; allein der Kommodore Hamilton, welcher die diesem Schritt zum Grunde liegende Absicht, von brittischem Protektorate sich durchaus zu emanzipiren, wohl durchschaute, erklärte nun, daß man keinen von beiden Kongressen anerkennen werde. Damit waren die Griechen sich selbst und ihren innern Zwistigkeiten überlassen. Das Parteigetriebe nahm von allen Seiten wieder überhand, und es war als ein großes Glück zu betrachten, daß Ibrahim noch immer allzu sehr geschwächt sich fühlte, um etwas Entscheidendes unternehmen zu können.

Durch die Vermittlung der Lords Cochrane und Church kam endlich, als das Bedürfniß der Aussöhnung dringender sich eingestellt, eine Verschmelzung beider Kongresse in einen einzigen auf Damala oder Trözene zu Stande. So wenig Uneigennützigkeit man jenen beiden Engländern auch zutrauen durfte, von denen besonders der erstgenannte abentheuernde Kondottieri zur See nach langem Markten erst für Griechenland gewonnen worden, und welcher den Lohn für die demselben zu leistenden Dienste sich nicht genug hatte assekuriren lassen können, so brachte doch ihre Ankunft einen Schwung der Dinge hervor, und ihre Rathschläge und Erfahrungen waren in vielen verwickelten Fällen fruchtreich. Neben ihnen leisteten baierische Philhellenen, welche der für Griechenlands Befreiung sehr en-

thusiastische König Ludwig mit bedeutenden Summen zugesendet und dadurch der griechischen Sache besonders auch eine neue moralische Kraft in der öffentlichen Meinung verschafft, in der ersten Zeit ihrer Wirksamkeit viel Nützliches. Ihre ersten Unternehmungen hatten zwar geringen Erfolg; doch war die Freundschaft eines Königes aus der Familie der Legitimität an und für sich der besten Eroberung ebenbürtig. Cochrane trat jetzt als Oberadmiral der See- und Church als Oberbefehlshaber der Landmacht, in Folge förmlicher Bestallung durch den Kongreß auf. Welchen Erfolg ihre Versuche in Attika gehabt, ist bereits erzählt worden. Das Wichtigste aber, was zur Begründung fester politischer Verhältnisse mit dem Auslande, so wie einer solideren Ordnung der Dinge im Innern geschah, war die Wahl eines Präsidenten als provisorisches Staatsoberhaupt, bis die christlichen Mächte in ihrer Gesammtheit oder die Ereignisse selbst das Weitere entschieden haben würden. Die Monarchisirung Griechenlands war von allen Kabinetten so ziemlich einstimmig beschlossen und schien eine ausgemachte Sache, ja eine Nothwendigkeit, welche die Mehrzahl der Griechen, theils aus freiem Antriebe, theils durch die Macht der Umstände dazu bestimmt, anerkannt hatte. Die vielen früheren Verdienste des Grafen Capo d'Istrias, welcher damals in der Schweiz sich aufhielt und abwechselnd mit den begeisterten Philhellenen Europa's, mit den aufrichtigen Patrioten Griechenlands und dem klug rechnenden Kabinette von St. Petersburg lebhaften Verkehr unterhielt, sprangen, so wie die Wichtigkeit seiner Verbindungen mit dem glaubensbefreundeten Kaiserstaate, Jedermann so lebhaft in die Augen, und es herrschte über die Reinheit seiner Absichten und die Großartigkeit seiner Gefühle, hinsichtlich Griechenlands, eine so mächtige Ueberzeugung, daß an keine ernsthafte Opposition gegen seine Wahl zu dem wich-

tigen Posten zu denken war, und das Ereigniß als ein hohes Glück betrachtet wurde, indem man von einem hervorragenden Talente und imponirenden Charakter wie Capo d'Istrias eine Beschwichtigung des Parteigeistes und eine Versöhnung aller Interessen mit Zuversicht erwartete.

Zu Anfang des Aprils 1827 wurde demnach die Ernennung des Grafen zum Präsidenten von Hellas feierlich ausgesprochen; die bisher bestandene Regierungskommission löste sich auf und machte einer provisorischen Platz, welche bis zur Ankunft des Präsidenten die ausübende Gewalt bekleiden sollte. Anfangs nahm sie ihren Sitz auf Poros, sodann zu Nauplia, später in Aegina. Der Kongreß, nach Bestallung des Präsidenten, eines Senats und einer obersten Justizbehörde, und nach Ermäßigung der Verfassung von Epidauros von 1822, löste sich auf, und alles erwartete frohen Muthes mit der Ankunft des Grafen einen neuen würdigeren Zustand der Dinge. In Ost- und Westhellas war eine Art stillschweigenden Waffenstillstandes eingetreten; nur im Peloponnese dauerten einerseits die Verwüstungszüge Ibrahim's, andrerseits die nicht minder verheerenden Fehden zwischen Rumelioten und Moreoten, Phanarioten, Fremdlingen, Oligarchen und Republikanern fort. Der Tod Cannings, dessen Pacificationsversuche bei allem selbstischen Interesse, welches England außer dem philantropischen hiebei verfolgte, immerhin als eine große Wohlthat gelten konnten, wurde von allen Parteien lebhaft gefühlt, so wie die Folgemächtigkeit dieses Ereignisses. Der russische Einfluß überflügelte allmählig den englischen ganz. Eine wichtige Rolle spielte in der Zwischenzeit die Seeräuberei, welche von den Griechen unter Konnivenz der Behörden auf eine Art ausgedehnt wurde, welche von Seite der christlichen Seemächte endlich strenge Repressalien herbeiführten. Doch ist es, ehe wir auf diese interessante, für den Ruhm des

aufgestandenen Volkes gerade nicht die ehrenvollste Episode zu sprechen kommen, nothwendig, zur Geschichte der diplomatischen Verhandlungen und der dadurch herbeigeführten Ereignisse zwischen der Pforte und den großen Mächten, so wie zur Ansicht des innern Zustandes der Türkei um jene Periode, zurück zu kehren.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Lage Mahmud's II. im Innern seines Reiches. — Reformen und Revolutionen zu Konstantinopel. — Geschichte der diplomatischen Verhandlungen über die griechische Frage. — Das Protokoll vom 4. April. — Die Konvention von Akjermann. — Der Londoner Vertrag.

In dem Gemälde von den Leiden, Wagnissen und Thaten der Griechen sind die Person Mahmud's II., die Art seiner Regierung, seine Stellung zu den Muselmännern und die mit denselben vorgenommenen Reformen in den Hintergrund getreten, und wir holen demnach in gedrängten Umrissen das Wesentliche davon und damit die Geschichte der Türkei übersichtlich nach.

Der Kampf mit den Griechen hatte seinem bis zu dieser Periode nicht klar genug hervorgetretenen Charakter ein bestimmteres Gepräge gegeben, das vergossene Blut seinen Grimm geweckt, seine Kraft gestählt. Er suchte und fand die Ursachen des über sein Reich eingebrochenen Uebels in den innern Ver-

hältnissen, in den veralterten Einrichtungen, in den morschen Gebräuchen auf. Plane zu durchgreifenden Veränderungen und Reformen in denselben, im Geiste seines Oheims Selim III. stiegen immer mehr in ihm auf; aber er kannte auch genau, was er dabei auf das Spiel setzen würde, und der doppelte Kampf mit dem Feinde von Innen und dem Feinde von Aussen, stellte sich mit allen seinen Gefahren und Möglichkeiten ihm vor die Seele. Die Janitscharen bildeten den Gegenstand seiner Sorge bei Tag, und bei Nacht seine ängstigenden Träume. Sie drohten unablässig mit Brand, Mord und Raub; sie forderten das schwerste Opfer seines Herzens, den Liebling Khalet Effendi, denselben, welcher ihn zu den blutigen Maaßregeln gegen die Griechen gereizt und die Seele aller bisherigen Handlungen seiner Regierung gewesen. Ihm und seinem Anhange schrieben sie den Geldmangel und die Theurung zur Last, welche das Volk so sehr drückten, während das Serail in Luxus, Ueppigkeit und Wollust schwelgte. Auch die Favoritsultanin, die schöne Khasnadar-Usta, welche mit Khalet in seine Liebkosungen sich theilte, und von der man behauptete: sie koste dem Sultan mehr, als der Unterhalt einer Armee, blieb von ihrem Hasse nicht unverschont. Spottlieder auf den Herrscher und auf die Günstlinge fand man jeden Tag an den Straßenecken, an den Wachthäusern angeschlagen. Mahmud suchte den Zorn der Unausweichlichen zu stillen durch Hinrichtungen und Verbannungen von Feldherren und Staatsmännern, denen die Unfälle in Griechenland beigemessen, oder von reichen und vornehmen Griechen, die als Verräther und Agenten der Revolution oder Rußlands bezeichnet wurden. Er streute Gold mit reichlicher Hand unter die Meuterer und unter das Volk. Vergebens; jene blieben unerbittlich, und eifersüchtige Nebenbuhler Khalets arbeiteten mit an seinem Falle. Man legte dem Reis-Effendi den

Plan unter, insgeheim, in Verbindung mit dem Großvesir Salik Pascha, dem Mufti und dem Berberbaschi, an Untergrabung der Religion, des Throns und der alten Reichsverfassung gearbeitet zu haben; die Einführung des Nizam Dgedid, welche mit Bestimmtheit jeden Tag erwartet wurde, galt für ihr Werk, und die Sultanin sollte mit im Komplotte gestanden haben.

Im November 1822 brach der längst vorbereitete Aufruhr in hellen Flammen aus; Mahmud vermochte dießmal noch nicht zu widerstehen; er verbannte Khalet mit allen übrigen Hauptmitgliedern der Verschwörung; viele Beamte, die man als ihre Anhänger und Werkzeuge betrachtete, wurden hingerichtet oder abgesetzt. Die Khasnadar-Usta erhielt von dem Obersten der Verschnittenen nach alter Weise schimpfliche Ruthenstreiche und wanderte mit einer großen Anzahl der reizendsten Odalisken in's Zuchthaus des Harems, wo fortwährende Mißhandlungen ihrer harrten; ja ein Theil wurde eingesackt und in's Meer geworfen. Bald traf den Khalet, zu dem die alte Neigung mit der Person im Herzen des Sultans verschwunden war und dessen großes Vermögen ihn reizte, in Ikonium, dem Orte seines Exils, das Todesurtheil, und viele Anhänger und Freunde desselben theilten dies Loos.

Die Janitscharen waren nunmehr Meister des Schlachtfeldes; aber sie mißbrauchten ihren Sieg auf solche ungebührliche und ungestüme Weise, daß das Gefühl der Rache über alle anderen Rücksichten endlich siegte und der Sultan ihre Ausrottung beschloß. Die Begebenheiten des Jahres 1824, die Langmuth der europäischen Diplomatie, die errungenen Trophäen über die Insurrektion, die Hoffnung naher Versöhnung mit Rußland, der Beistand Mehmed Ali's, und namentlich Ipsara's blutiger Untergang erfüllten Mahmud mit ungewöhnlichem Selbst-

gefühle und mit einem Bewußtsein seiner Kraft. Er zeigte sich gegen die Janitscharen plötzlich strenger als bisher, und ihr Aga, Hussein Pascha, sein Schwiegersohn und neuer Günstling, arbeitete in seinem Sinn. Das gegen sie eingeschlagene System, in Verbindung mit allerlei Unglücksfällen auf dem Kriegsschauplatz, steigerte ihre Wuth auf's höchste; man beschuldigte den Sultan verbrecherischer Plane wider den eigenen Sohn, um durch die Hoffnungslosigkeit der Erbfolge sich desto sicherer auf dem Throne zu erhalten. Noch einmal mußte jener den Empörern weichen, Hussein verbannte er, um das Volk durch ein feierliches Schauspiel in der großen Moschee, in welche er seinen Sohn Abdul-Hhamid führte, zu beruhigen. Der Pascha von Silistria, Freund und Beschützer der Janitscharen, kam an Ghalibs Stelle als Großvessir. Allein die Zeit der Züchtigung war für die vermessenen Orta's angebrochen. Stille brütete der Sultan über die Ausführung seines großen Gedankens.

Er begann mit Polizeireformen durchgreifender Natur; Maaßregeln für Verbesserung des Seewesens und Umgestaltung der Landtruppen folgten. Redschid Pascha's und des Kapudans Khosrew's Siege, sodann die Unterstützung Mehmed Ali's setzten ihn in den Stand, mit einer bisher noch nie gesehenen Energie aufzutreten. Um sein Werk im Innern durchzusetzen gab er selbst in den auswärtigen Verhältnissen vielerlei nach und nahm die Konvention von Ackjerman an.

Als am 3. bis 5. Jänner Feuersbrünste in Galata ausbrachen und vielleicht nach geheimer Abrede von Werkzeugen des Padischah selbst angelegt worden waren, wurden die Janitscharen als Urheber derselben, so wie aller im Reiche bestehenden Unordnungen, bezeichnet. Ein Hattischerif verfügte ihre Disciplinirung und die Umbildung des Heeres nach europäischem Zuschnitte. Am 14. Juni erfolgte ein allgemeiner Aufstand der

in ihrer Macht und in ihren Vorrechten hart angegriffenen Orta's zu Konstantinopel; aber Mahmud pflanzte die Fahne des Propheten auf, zog in Person gegen die Rebellen, zersprengte ihre Schaaren, ließ ihre Kessel zerschlagen und ihre Kasernen und Baracken mit Feuer verbrennen. Ein Fetwa des Sultans und ein Ferman des Muffti erklärten den Orden der Janitscharen für immer aufgelöst und mit dem Fluche belegt. Tag und Nacht rathschlagte Mahmud auf dem Almeidan mit seinen Ministern und Generälen. 15,000 Janitscharen wurden ungestraft nach ihrer Heimath entlassen; 8000 hatten durch das Blutbad, den Brand oder die Urtheile der Kommission das Leben verloren. Auf die Vernichtung der Janitscharen folgte auch die Auflösung der mit ihnen meist befreundeten und zum Aufruhr verbündeten Reiterkorps, ferner die der Jamaks und endlich selbst die der Begtaschi's, deren Mitglieder fast sämmtlich ein hartes Loos traf. Der Nizam Dgedid wurde beharrlich durchgesetzt und eine Reihe von Reformen folgte hinter einander, welche wir später im Zusammenhange aufzählen werden.

Der Sultan legte sich sofort den Namen „Fethy" (der Eroberer) bei und ließ durch ein gut geschriebenes Werk (im Geiste einer früheren, von Chelibi-Effendi unter Selims III. Regierung verfaßten Schrift) betitelt: „die Grundlage des Sieges", das blutig Vollbrachte rechtfertigen.

Dieß die Uebersicht der inneren Zustände im osmanischen Reich; nunmehr folge die Geschichte ihres Kampfes mit der europäischen Diplomatie.

Die Verhältnisse zu Rußland waren bis zum Jahre 1826 dieselben geblieben. Der Klubb des Hussein Aga, der Janitscharen Aga's, des Mufti's und des Dschanib Effendi's hatte auf Mahmud II. so großen Einfluß in politischen Fragen ge-

übt, daß jede Dazwischenkunft christlicher Mächte in die inneren Angelegenheiten der Pforte auf die entschiedenste Weise abgelehnt und die Erklärung dahin gegeben wurde, daß die Räumung der zwei Fürstenthümer, zu welcher man doch früher, auf Oesterreichs Betreiben, Miene gemacht, nicht früher erfolgen würde, ehe und bevor Rußland die asiatischen, bisher immer noch zurückgehaltenen Festungen herausgegeben habe. Lord Strangford brachte sonst nichts vom Divan heraus, als einen Handelsvertrag zwischen der Türkei und dem Könige von Sardinien, so wie einige Zugeständnisse für den Handel. Mit leeren Versprechungen, hinsichtlich der Räumung, fortwährend hingehalten, verließ er endlich (am 18. Oktober 1824) Konstantinopel, um auf seinen neuen Posten nach St. Petersburg sich zu begeben. Die Geldnoth machte die Herrschaft des Sultans über jene Hospodarate noch drückender und die außerordentlichen Steuern und Erpressungen vielfältiger. Alle Klagen der Hospodare wie der Einwohner fanden jedoch kein Gehör. Der Abzug einiger Truppenkorps aus der Moldau und Wallachei gaben der Pforte den Schein, die an sie gestellten Forderungen erfüllt zu haben. Die Diplomatie, ob dieses Umstandes hoch erfreut, stellte sich ganz beruhigt, drängte Rußland seinerseits ebenfalls Wort zu halten und schon kündigte Hr. von Minciaky, welcher vorläufig blos mit dem Charakter eines Geschäftsträgers bekleidet war, die nahe Ankunft eines Großbotschafters, in der Person des Marquis von Ribeaupierre, eines artigen, aber seiner Natur nach in zu subalterner Stellung gehaltenen Mannes, an. Allein die Pforte, den Russen nimmermehr vertrauend, oder aus verkehrtem Eigensinn, änderte ihr System bald wieder, sendete neue Truppen in die Fürstenthümer und ließ an die 100,000 Mann an den Gränzen marschbereit stehen. Das war es gerade, was Rußland,

wo in des Kaisers Gesinnungen, hinsichtlich der Griechensache, seit einiger Zeit eine Veränderung vorgegangen war, nicht ganz ungern sehen mochte, um für gewisse Fälle wiederum freiere Hand zu haben.

Die ziemlich bestimmte Anerkennung der Blokade und des Schiff-Untersuchungsrechtes zu Gunsten der Griechen von Seite des brittischen Ministeriums, ferner die Anleihegeschichte und die offen getriebenen und geduldeten Hülfleistungen der Philhellenen erbitterten den Divan sehr, so daß Hr. Canning, um ihn zu beschwichtigen, zu einer in bestimmten Ausdrücken abgefaßten Neutralitätserklärung und zum Verbote von Expeditionen nach Griechenland sich genöthigt sah. Dadurch wurde man zu Konstantinopel in etwas beruhigter. Dagegen machten die Unterredungen des neuen englischen Botschafters mit Maurokordatos und andern Chefs auf Hydra, welches er im Vorübergehen berührte, so wie das veränderte Benehmen des Sir Frederik Adams, welchen seine Gemahlin, eine schöne und geistreiche, für ihre Landsleute enthusiastische Griechin, leitete, viel Aufsehen.

Bald nach Stratford-Cannings Ankunft in der türkischen Hauptstadt (in den letzten Tagen des Februars) begab sich der Herzog von Wellington, wie früher erzählt worden ist, nach St. Petersburg, um gemeinsam mit Lord Strangford daselbst die orientalische Frage zu verhandeln.

Diese Ankunft des berühmten Feldherrn machte tiefen Eindruck auf das russische Kabinet, und die Sendung war ganz aus dem richtigen Gefühle des Hrn. Canning hervorgegangen, daß die Tory's, deren Macht er in den innern Verhältnissen Englands so muthig bekämpfte, für Leitung der diplomatischen Geschäfte und Regulirung der Verhältnisse mit dem Ausland geschickter als die Whigs wären. So wenig der edle Herzog den Hrn. Canning auch liebte, und so sehr seine Sympathieen,

denen der Staatsmänner des Kontinentes begegneten, so war er doch Engländer genug, um mit ihm zu fühlen, wie hohe Zeit es sey, Rußland nicht ganz im Besitze der orientalischen Frage zu lassen. Die großen Dienste, welche er dem Kaiserstaate geleistet, sicherten ihm mehr, denn irgend einem andern Diplomaten, eine freundliche oder doch minder frostige Aufnahme bei Nikolai I. und dessen Ministern zu. Dem Herzog wurden alle möglichen Ehren erwiesen und über die griechische Angelegenheit die genügendsten Erklärungen gegeben. Der Kaiser zeigte sich bereit, der ausschließlichen Leitung derselben und jeder Art von künftigem Protektorate zu entsagen, sobald England darin eine Hinneigung Rußlands zu überwiegendem Einfluß auf den Orient erblicken sollte. Die Streitigkeiten mit der Pforte jedoch, in so fern sie die beiden Fürstenthümer und andere Punkte, die auf Griechenland keinen Bezug hatten, berührten, wollte Nikolai I. als eine russische Frage betrachtet und von allem fremden Einfluß über die Art und Weise ihrer Lösung unabhängig wissen. Man wies auf feierliche Verträge, die England selbst, wie z. B. zu Bucharest, unterhandeln geholfen, auf die Stimmung im Heer und Volk, welche des Hohnes roher Barbaren müde, durchaus Genugthuung forderten, und auf allerlei mehr hin, wogegen Wellington wenig Erhebliches einzuwenden im Stande war. Das Protokoll vom 4. April, welches das Einschreiten der vier Mächte zur Pacification Griechenlands vorbereitete, war somit das einzige Resultat der Sendung des edlen Herzogs; die übrigen Differenzen sollten zu Ackjerman zwischen der Pforte und Rußland allein in's Reine gebracht werden.

Sir Stratford Canning, zufrieden mit der Erklärung Nikolai's, die unterbrochene diplomatische Verbindung mit der Pforte wieder anknüpfen und einen letzten Versuch zur Ausgleichung der obwaltenden Zwiste auf dem Wege der Güte ver-

sachen zu wollen, unterstützte kräftig die Forderungen des russischen Kabinettes in Konstantinopel. Dieselben waren in dem an den Reis-Effendi unterm 5. April 1826 übergebenen Ultimatum des Hrn. von Minciaky enthalten, bezogen sich meist auf den einfachen Inhalt des Friedens von Bucharest, und drangen auf Absendung türkischer Bevollmächtigter an die russische Gränze, um daselbst mit Kommissären des Kaisers Nikolai alle streitigen Punkte zu schlichten.

Der Divan that, als ob es ihm ungewöhnlich Ernst wäre, solch' billigem Ansinnen zu entsprechen; er entließ die wider Völkerrecht, Vertrag und Billigkeit seit längerer Zeit in Haft gehaltenen Abgeordneten des Fürsten Milosch von Serbien, welche den Sultan durch die Bitte um Rückgabe der sechs abgerissenen Distrikte so sehr erzürnt; er verhieß, die beiden Fürstenthümer geradezu in den Stand zurück zu versetzen, in welchem sie sich vor Ausbruch der Insurrektion Ypsilanti's, Wladimiresko's und der Griechen befunden; endlich ernannte er Seid Mehemed Hadi Effendi, den Generalkontrolleur von Anatolien, und Seid Ibrahim Iffet Effendi, den Kadi von Sophia, zu Bevollmächtigten bei den mit Rußlands Kommissären abzuhaltenden Konferenzen.

Diese letzteren waren Graf Michael Woronzoff, Militär-Obergouverneur von Neu-Rußland, und der Marquis Alexander von Ribeaupierre. Die türkischen Diplomaten ließen Wochen lang auf sich warten, da die Pforte gleichsam das Schimpfliche des eingegangenen Schrittes fühlte und zugleich Zeit für kriegerische Rüstungen auf jeden möglichen Fall gewinnen wollte. Erst am 5. August trafen sie, die bereits am 9. Juni abgereist, am Orte ihrer Bestimmung ein. Nach mehreren Sitzungen, bei denen es nicht an Umschweifen jeder Art fehlte, und die Türken ihre Verlegenheit in ihren

Gesichtern über gemachte oder widerlegte Einwürfe gewöhnlich durch Verbreitung dichter Tabakswolken aus ihren langen Pfeifen zu verbergen suchten, gaben die der Sache überdrüssigen russischen Bevollmächtigten ihre Erklärung dahin, daß, wenn bis zum 7. Oktober keine befriedigende Antwort auf sämmtliche Fragen, die man den Abgeordneten des Sultans vorgelegt und die nicht weniger denn 82 Punkte berührten, eingetroffen seyn würde, die russische Armee Befehl erhalten sollte den Pruth zu überschreiten und die Moldau und Wallachei in Besitz zu nehmen. Diese Erklärung ward alsbald durch Tartaren nach Konstantinopel gesandt. Der Senator Minciaky erließ fast um dieselbe Zeit ebenfalls eine Note, dringlichen Inhalts, an das türkische Ministerium und drang auf kategorische Entscheidung.

Der Reis Effendi, überaus beleidigt durch solch' barsche Manier, erklärte, einer feinern Sitte zu huldigen, in ziemlich herben Ausdrücken und behauptete, den Bevollmächtigten in Akjerman hinreichende Vollmachten zugesandt zu haben; dieß aber gerade hatten dieselben standhaft geläugnet. Der Reis Effendi verstand das Komödienspielen nicht minder, als die europäischen Diplomaten, und Zeitgewinn däuchte ihm das Wesentlichste unter den gegenwärtigen Umständen. Den beiden Agenten wurde daher eingeschärft, die Sache so lange als thunlich in die Länge zu ziehen, stets nur das Unvermeidliche zuzugestehen, in der Voraussetzung, daß nach dem heiligen Gesetze des Propheten den Ungläubigen nicht Wort gehalten zu werden brauche und man alles wieder umstoßen oder ermäßigen könne, sobald die Zeiten günstiger sich erwiesen.

Am 6. Oktober (25. September) verständigte man sich endlich über eine „Zusatz-Akte" zum Frieden von Bucharest; am 14. (26.) Oktober unterzeichnete dieselbe Kaiser Nikolaus, am 24. der Sultan Mahmud. Am 7. November geschah die Ueber-

gabe des großherrlichen Instrumentes, am 8. die Auswechslung der gegenseitigen Ratificationen. Die Convention additionnelle sicherte Rußland die freie Schifffahrt für seine Flagge auf dem schwarzen Meere, und Sicherheit gegen die Angriffe der Barbaresken, die Errichtung von Divans in den zwei Fürstenthümern und die Wiederwählbarkeit der dortigen Hospodare nach siebenjähriger Amtsdauer; die Herstellung der Privilegien Serbiens, in welchem Lande künftig blos die Festungen von türkischen Truppen besetzt gehalten werden sollten; ferner die Anerkennung der durch eine gemischte Kommission in's Reine zu bringenden Privatforderungen russischer Unterthanen an die Pforte. Auch die am 2. September 1817 beschlossene Gränzbestimmung an der Donau ward von letzterer anerkannt. Die asiatischen Festungen belangend, sollte alles im bisherigen Zustande, d. h. Rußland im Besitze derselben verbleiben. Nach Abschluß der Konvention ging der Marquis von Ribeaupierre als ein neuer russischer Botschafter nach Konstantinopel ab, um daselbst in Verbindung mit den Gesandten Frankreich's und Englands die ferneren Unterhandlungen, hinsichtlich der Pacification Griechenlands zu betreiben.

Das St. Petersburger Protokoll, als es in seinem näheren Inhalte zu Konstantinopel bekannt geworden, machte auf den Sultan zwar einen mächtigen Eindruck, jedoch mehr des Unwillens, als der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit seiner Annahme. Von den Gesinnungen des Wiener Hofes genau unterrichtet und an ein inniges Zusammenwirken der in ihren Hauptinteressen so sehr verschiedenen Kabinette Englands und Rußlands durchaus nicht glaubend, änderte er sein System auf keine Weise. Von dem griechischen Aufstand hegte er, wie mehrere andere Staatsmänner, die sichere Hoffnung, daß derselbe

ſich in ſich ſelbſt verzehren werde, wenn auch Ibrahims und Redſchids Waffen hiezu nicht hinreichten.

Die Diplomatie zu Pera ſetzte ihr mühſames Geſchäft von Neuem fort. Zuerſt übergab Stratfort Canning (Anfang Februars) eine auf das St. Petersburger Protokoll Bezug habende Note, in welcher auf vorläufige Einſtellung der Feindſeligkeiten wider Griechenland, zum Behufe der ferner zu unterhandelnden Pacifikation dieſes Landes, gedrungen wurde. Ohngefähr gleichen Inhalts war die Zuſchrift von Minciaky; doch drückte ſie auch in beſtimmten Worten aus: Rußland könne den etwaigen Untergang der im Inſurrektionszuſtande fortverharrenden Griechen nicht mit gleichgültigen Augen betrachten. An beide Staatsmänner ſchloß Hr. von Ribeaupierre ſich an, als er endlich (in den letzten Tagen des Februars) mit glänzendem Aufzug in Konſtantinopel erſchien. Gleich in der erſten Konferenz mit dem Reis Effendi führte er eine ſehr hohe Sprache und erklärte, durchaus nur auf die Grundlage der von Stratford Canning und Minciaky übergebenen Anträge mit der Pforte unterhandeln zu können; er rieth den türkiſchen Miniſtern zu beförderlicher Annahme und äußerte die Drohung, daß Rußland im entgegengeſetzten Falle noch eifriger als bisher, auf dem Vollzuge der Konvention von Akjerman beſtehen würde. Der Reis Effendi vertheidigte dagegen kalt und ruhig das Recht ſeines Herrn, rebelliſche Unterthanen nach beliebiger Weiſe zu behandeln, beſtritt die Befugniß europäiſcher Mächte in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates ſich zu miſchen und ein Pacificationsgeſchäft ſich anzueignen. Auch Graf Guilleminot, welcher gleichlautende Inſtruktionen erhalten hatte *), war nicht glück-

*) Das franzöſiſche Kabinet hatte eine ziemlich paſſive Rolle geſpielt, und Alles war bisher ohne ſeine Mitwirkung oder Zuziehung,

licher in seinen Bemühungen, und eben so scheiterten die vereinigten Vorstellungen der Gesandten sämmtlicher europäischen Mächte, welche zu einem gemeinsamen letzten Schritte sich entschlossen hatten; Mahmud wurde vielmehr über die Geduld Saida Effendi's und die Zahmheit seiner Antworten auf solche, für die Majestät der hohen Pforte so beleidigende Ansinnen dermaassen aufgebracht, daß er ihn seiner Stelle entsetzte und den kräftigern Pertew Effendi zu seinem Nachfolger wählte. Statt aller Resultate der Unterhandlung, gingen geschärfte Befehle zu Verstärkung des Heeres von Redschid in Thessalien ab.

Da der neue Reis Effendi mit den Gesandten fortwährend Spiel trieb und abwechselnd mit ironischen und trotzigen Bemerkungen jede bestimmte schriftliche Erklärung verweigerte, so verständigten sich jene in vertraulicher Zusammenkunft, eine kategorische, schriftliche Antwort des Divans auf die Ansinnen ihrer respektiven Höfe zu verlangen. Pertew erwiederte diese Botschaft auf nichts weniger als höfliche Weise, überhäufte sie wegen geduldeter Erscheinung Lord Cochrane's in Griechenland mit Vorwürfen und drohete geradezu mit dem Abbrechen jeder diplomatischen Verbindung mit europäischen Mächten. Dieses Benehmen erfüllte den Hrn. von Ribeaupierre mit solchem Unwillen, daß er, in diesem Augenblick mehr Russe, denn Diplomat, dem Reis Effendi die lakonisch-bedeutungsvollen Worte zurücksagen ließ: Die Dazwischenkunft wird

---

zwischen Hrn. Canning und Kaiser Nikolai allein verhandelt worden. Karl X. war jedoch nicht eifersüchtig darauf und hatte dem Fürsten Polignac ausdrückliche Ordre nach London zugeschickt, die griechische Sache kräftig zu unterstützen. Sie war bei ihm Sache religiösen Gefühls und nicht der Berechnung.

vor sich gehen, entweder durch fünf Mächte, oder durch drei, oder durch eine einzige.

Der Divan, weit entfernt, hierüber zu erschrecken, ließ statt aller Antwort (am 9. und 10. Junius) den Dragomans der fünf großen Mächte eine Art Denkschrift übergeben, welche eine Darlegung ihres bisherigen Benehmens in der griechischen Sache, eine Schilderung ihres Verhältnisses zu den christlichen Mächten und eine Berufung an die öffentliche Meinung enthielt und nach Inhalt und Form als ein Meisterwerk von diplomatischem Aktenstücke von allen Unbefangenen betrachtet worden ist. Die Begriffe von der Natur und Wesenheit des gesellschaftlichen Zustandes und den Vorzügen des unumschränkten Herrscherthums, die Rechte der Staaten in Bezug auf ihre äußeren und inneren Verhältnisse, die engen Beziehungen, in welchen Religion und Staat im türkischen Reiche zu einander stünden, die vielen Wohlthaten, welche die Griechen von Seite der hohen Pforte genossen, und welche sie mit Undank durch den gegenwärtigen Aufstand vergolten, die Unterstützungen, welche vorzüglich eine der christlichen Mächte (das Memorandum nannte sie nicht mit Namen) diesem zum Umsturz der Gesetze und Verträge auf hinterlistige Weise eingeschwärzten Aufstande geleistet, endlich die Erklärungen des Kongresses von Verona und namentlich Lord Strangfords bei seiner Rückkehr von demselben, über die Natur der griechischen Frage, waren mit so strenger Logik, mit solchem politischen Scharfsinn und solch' gewandter Dialektik auseinander gesetzt und berührt, daß viele Personen in Europa das Dokument ursprünglich nicht in dem Bureau des Reis Effendi, sondern in dem der österreichischen Staats-Kanzlei zu Stande gekommen, betrachten wollten.

Die unmittelbare Antwort darauf war der Vertrag

vom 6. Julius 1827 unter Hrn. Cannigs Aegide; er wurde von dem Viscount Dudley and Ward, von dem Fürsten Polignac und dem Fürsten Lieven unterzeichnet. Sein erster Artikel bestimmte, daß gleich nach der Genehmigung durch die respektiven Höfe der Entschluß der drei Mächte mittelst gemeinschaftlicher Erklärung der Gesandten in Konstantinopel mitgetheilt und zunächst ein Waffenstillstand als Präliminar-Bedingung fernerer Unterhandlungen vorgeschlagen werden sollte. Der zweite Artikel enthielt die wesentlichen Punkte des St. Petersburger Protokolls vom 14. April 1826 hinsichtlich des künftigen Schicksales von Griechenland. Der dritte setzte die Gränzen dieses zu errichtenden Quasi-Staates fest, jedoch auf nicht bestimmtere Weise, als jenes Protokoll. Der vierte verhieß, die Gesandten zu Konstantinopel mit allen zu Vollziehung des Traktates nothwendigen Vollmachten zu versehen. Der fünfte gab die feierliche Beruhigung, daß bei gegenwärtig Beschlossenem weder eine Gebietsvergrößerung, noch irgend ein Handelsvortheil gesucht werde. Der sechste ließ die Frage: wer die zur Pacifikation Griechenlands getroffenen Uebereinkünfte zu gewährleisten haben sollte, vorläufig noch in suspenso.

Ausser diesen sechs Hauptartikeln waren noch drei geheime unterzeichnet worden, welche die allerwichtigsten waren; durch den ersten verpflichteten sich die drei Vertragsmächte zur ungesäumten Ergreifung von Maaßregeln, welche eine Annäherung mit den Griechen einleiten würden; die Annäherung selbst sollte durch Anknüpfung von Handelsverhältnissen und durch Absendung und Annahme von Konsular-Agenten vor sich gehen; in dem zweiten erklärten sie, den verlangten Waffenstillstand, selbst gegen den Willen der Türken und Griechen, durch alle ihnen, den drei Mächten, zu Gebote stehenden Mittel zu erwirken und alle ferneren Kollisionen

zwischen den streitenden Parteien zu verhindern; dem gemäß sollten an die Admiräle der drei Geschwader in der Levante die erforderlichen Instruktionen überschickt werden. Der dritte Artikel drückte den Entschluß der fraglichen Mächte aus, die Pacification Griechenlands auch gegen den Willen der streitenden Parteien auf den verabredeten Grundlagen fortzubetreiben, und in dieser Hinsicht sollten die gehörigen Instruktionen an ihre Botschafter bei der hohen Pforte abgehen.

Der Abschluß des Vertrages vom 6. Juli, ohne welchen schon im Jahre 1827 Griechenlands Schicksal sich entschieden hätte, war in Wien vorausgesehen worden. Das österreichische Kabinet, obgleich es die Mitwirkung Englands und Frankreichs in einer Hinsicht wünschen mußte, hielt dennoch die europäischen Interessen durch diesen Vertrag, welchem ebenfalls beizutreten es sich weigerte, nicht geschirmt; vielmehr erklärte Fürst Metternich geradezu mit feierlicher Prophezeihung: „Den Krieg, den ihr verhindern wollt, werdet ihr gerade herbeiführen. Ihr glaubt gebunden zu haben und seyd selbst gebunden!"

Am 16. August wurde die in Gemäßheit des Vertrages vom 6. Juli abgefaßte Note durch die Dragomans der Gesandtschaften der drei Mächte dem Reis Effendi überreicht und ein Termin von 15 Tagen zur Abgabe einer kategorischen Antwort von Seite der hohen Pforte anberaumt. Pertew, den Inhalt nicht kennend, aber ahnend, weigerte sich, das Aktenstück anzunehmen, ehe er es gelesen. Die Ueberbringer legten es demnach versiegelt auf dem Sopha nieder und entfernten sich. Der preußische Minister, in diesen Tagen von Einfluß auf den Divan und seiner versöhnenden Stellung willen beliebt, versuchte die Bedenklichkeiten des Reis Effendi's zu besiegen; aber vergeblich; derselbe bemerkte mit trocknen Worten: „Das soge-

nannte Ultimatum ist ein Wechsel, welchen der Padischah nicht acceptiren wird." Als am 31. August die Dragomans wieder bei der hohen Pforte erschienen, um die Antwort zu holen, erklärte Pertew: es bedürfe keiner Antwort; das übermachte Manifest drücke alles Nöthige aus; niemals werde der Großherr die Dazwischenkunft fremder Mächte in einem Streite zwischen ihm und empörten Unterthanen annehmen. Ein letzter Versuch zu Erlangung schriftlicher Antwort war nicht glücklicher. Da rüsteten sich die christlichen Botschafter zur Abreise, oder dachten vielmehr vorerst an Sicherstellung ihrer Familien, da die sieben Thürme lebhaft ihrer Phantasie vorschwebten; doch wurden sie hinsichtlich dieses Punktes von den türkischen Ministern beruhigt; auch hierin hatte der Zeitgeist einige Fortschritte gemacht.

Die Pforte wurde zu ihrem Benehmen sowohl durch die Einwirkungen eines in standhafter Freundschaft ihr ergebenen Kabinettes, welches mit Entsetzen die immer größere Nähe eines Bruches im Osten sah, als auch durch allerlei Täuschungen über die den Muselmännern noch inwohnende moralische Kraft, so wie durch Berichte über die steigende Noth und Entzweiung der Griechen bestärkt. Jene Freundschaft und diese letzteren Berichte flüsterten ihr auch zu, einen Meisterstreich zu versuchen, bei welchem es mehr des Geldes und der Ueberredungskünste, als der Waffen, bedurfte. Er bestand in nichts Geringerem, als darin, daß die griechische Nation, oder eine Anzahl Leute, so dieselbe zu vertreten schienen, durch einen feierlichen Akt freiwillig ihre Unterwerfung einsende, wodurch denn natürlich alle Dazwischenkünfte christlicher Höfe überflüssig geworden seyn würden. Zu einem solchen Experimente fand sie wirklich Werkzeuge unter den Kapitänen, welche nach dem Falle der Akropolis ohnehin sehr entmuthigt und durch die

Gefahr für noch andere bedrohte Punkte verwirrt worden wären, und den Anlaß begierig ergriffen, auf so vortheilhafte Weise für sich selbst ihren Frieden mit dem Sultan schließen zu können. Aus Trikala, Janina, Akarnanien, Lepanto und Negroponte kamen deßhalb Adressen an den Patriarchen zu, worin ihre Reumüthigkeit über die Theilnahme an der Empörung ausgedrückt, unverbrüchlicher Gehorsam gegen den rechtmäßigen Oberherrn für die Zukunft gelobt, und die Vermittlung jenes Prälaten bei dem Padischah angerufen wurde. Sie zeigten in der von ihnen sämmlich unterschriebenen Bittschrift auch an, wie sie bereits in's Lager des Seraskiers nach Theben sich verfügt, dem großmüthigen Feldherrn dieselbe Bitte vorgetragen und die huldvolle Zusicherung seines Beistandes empfangen hätten.

Am 18. September wurde der Patriarch, welcher mit in der Komödie spielte, an der Spitze des ganzen griechischen Klerus der Hauptstadt, im Pfortenpallaste gnädig zugelassen und überreichte dem Kiaja Bei jene Bittschrift; zugleich hielt er eine sehr eindringliche Anrede, wobei selbst Thränen flossen. Der Kiaja Bei, vom Reis Effendi wohl instruirt, antwortete auf angemessene, überaus tröstliche, Weise und verhieß die Verzeihung des Padischah, wobei er jedoch besonders auf die Bemühungen der hochwürdigen Priesterschaft zählte, auch die übrigen verführten Landsleute noch zum Gefühl ihrer Pflicht zurückzubringen. Verschiedene, seit längerer Zeit gefangen gehaltene Griechen, so Laien als Geistliche, wurden jetzt frei gegeben. Tartaren überbrachten den Amnestieferman des Sultans, sowie einen Hirtenbrief des Patriarchen, welcher alle seine Amtsbrüder aufforderte, kräftig zu Beendigung des Aufstandes mitzuwirken, nach verschiedenen Punkten dieses letzteren. Während dem setzte der blutgierige Ibrahim seine blutigen Vorle-

fungen über die Lehre des Gehorsams im Peloponneſe weiter fort.

Eine Flotte mit neuen Verstärkungen (etwa 5000 Mann) steuerte zugleich aus dem Hafen von Alexandrien nach der Halbinsel; sie war 89 Segel stark und eine der bestausgerüstetsten, die man jemals während der griechischen Revolution erblickt. Noch in der ersten Woche des Septembers landete sie vor Navarin und Modon. Die erste Abtheilung befehligte der Kapudan Bey und bestand aus 2 Linienschiffen und 5 großen türkischen Fregatten, welche von Konstantinopel aus geschickt worden; sodann aus 3 Fregatten von Tunis, 9 Korvetten, ebenfalls aus Konstantinopel und einer tunisischen Brigg; die zweite Abtheilung, unter Moharrem Bey (dem Gouverneur von Alexandrien), war aus lauter ägyptischen, jedoch auf europäischen Fuß gebildeten, Schiffen zusammengesetzt und zählte 4 Fregatten, jede von 64 Kanonen, 11 Korvetten, 4 Briggs, 6 Goeletten und 6 Brander. Die Abtheilung der Transporte dagegen bestand aus 11 bewaffneten ägyptischen Briggs, 25 türkischen Transportfahrzeugen und 5 europäischen (meist österreichischen) Kauffahrern. Somit war die ganze Seemacht 92 Segel stark und mit ohngefähr 3000 gutgeübten Matrosen (sämmtlich Arabern von Geburt) bemannt. Sie brachte dem Pascha viele Lebensmittel, neue Munition und eine Million spanischer Piaster mit.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Schlacht bei Navarin und die Ereignisse nach derselben bis zur Kriegserklärung Rußlands an die Pforte.

Die Seemacht der drei Mächte im Archipel bestand damals aus folgenden Fahrzeugen. Admiral Codrington befehligte die Linienschiffe Asia, Genua und Albion, die Fregatten Cambrian, Dartmouth, Seringapatam und Driad (von 42 — 48 Kanonen), sodann die kleineren Schiffe von verschiedenen Größen: Talbot, Zebra, Rifleman, Raleigh, Rose, Brisk, Philomele, Jasper, Mastiff, Racer, Ariadne, Pelikan und Alacrity (von 10, 18, 24 und 28 Kanonen). Admiral Rigny die Linienschiffe Trident, Breslau = Provence und Scipio, nebst einer Anzahl Fregatten, Briggs und Korvetten von verschiedenem Kaliber. Admiral van der Heyden (Holländer von Geburt) ebenfalls einige Linienschiffe, einige Fregatten und verschiedene kleinere Fahrzeuge.

Am 25. September frühe Morgens begaben sich Codrington und Rigny, nachdem sie sechs Tage zuvor eine unter dem Befehle des Kapudana Bey von Navarin ausgelaufene türkisch-ägyptische Schiffsabtheilung in den Hafen zurückgewiesen, zu

Ibrahim Pascha und erklärten ihm, daß die Absicht ihrer respektiven Regierungen sey, jedes fernere Blutvergießen in Griechenland, sowohl zu Wasser als zu Lande zu verhindern, und gegen diejenige der kriegführenden Parteien, welche sich hiezu nicht verstehen würde, Gewalt zu gebrauchen. Die Admiräle setzten den Pascha in Kenntniß, daß die Griechen bereits solcher Aufforderung Folge geleistet, wie aus einem Aufrufe der provisorischen Regierung derselben hervorgehe und ersuchten ihn, ein Gleiches zu thun; am Schlusse ihrer Anrede machten sie ihn verantwortlich für alle Folgen und legten ihm das Schicksal seiner Flotte und die Interessen seines Herrn, des Sultans, eindringlich an's Herz.

Ibrahim hörte sie mit großer Ruhe an und erwiderte eben so gelassen: ohne bestimmten Befehl seines Herrn werde er niemals auf Schiffe der Verbündeten feuern; komme aber ein solcher ihm zu, so werde er unbedingt Folge leisten, ohne die mindeste Rücksicht auf daraus entstehende Gefahren und Folgen. Er äußerte zugleich nicht geringes Befremden über das seltsame Benehmen der drei Mächte, so wie über die Parteilichkeit, mit welcher man ihn selbst zur Unthätigkeit zwingen wolle, während doch Lord Cochrane gestattet sey, mit einer griechischen Flottille, (wie ihm bestimmt gemeldet worden,) bei Patras eine Landung zu bewerkstelligen. Als die Admiräle hierauf ihn beruhigten und ihm die Versicherung ertheilten, Cochrane ebenfalls von dem Uebereinkommen zu verständigen und zu gleicher Einstellung der Feindseligkeiten zu bestimmen, erklärte Ibrahim, bis zur Rückkehr der nach Konstantinopel und Alexandrien abgesendeten Kouriere nichts ferneres unternehmen zu wollen. Damit glaubten die Admirale Alles in Ordnung; die verbündeten Geschwader verließen die Gegend

von Navarin und blos eine englische und eine französische Fregatte blieben zur Beobachtung der türkisch-ägyptischen Seemacht zurück. In der Nacht vom 2. auf den 3. Oktober ließ jedoch Ibrahim unter dem Vorwand einer ausgebrochenen Meuterei unter seinem Heere 45 mit Munition und Kriegsvorrath versehene Fahrzeuge nach Patras und Messalonghi aufbrechen, um diese Punkte gegen Angriffe der Griechen sicher zu stellen. Kaum hatte Codrington Kunde hievon, als er mit einigen Schiffen nachsetzte und den Befehlshaber jenes Geschwaders zum Umkehren nöthigte, trotz seiner Verwahrung, daß die Uebereinkunft blos Einstellung der Feindseligkeiten wider Hydra, nicht aber im Allgemeinen und noch viel weniger die Verhinderung des Verkehrs und die Verproviantirung türkischer Festen zum Gegenstande gehabt.

Ibrahims ganze Wuth entbrannte auf diesen Vorfall; er verstärkte das zurückgewiesene Geschwader mit neuen Fahrzeugen und gedachte in eigener Person es an den Ort seiner Bestimmung zu führen. Er fand jedoch die Britten in Schlachtordnung und schon begann ihr Feuer zu spielen, so daß er eines Besseren sich besann und zur Rückkehr nach Modon sich bequemte, nicht ohne den Entschluß, bei der nächsten Gelegenheit glänzende Rache für diese unerwartete Censur, wenn auch nicht an den Verbündeten, doch an ihren Schützlingen, zu nehmen.

Wie ein wildgereizter Tieger ließ er gleich nach seiner Ankunft in jener Feste den Kiaja Bei mit 6000 Mann nach Messenien aufbrechen; eine zweite Abtheilung mit 3 — 4000 Mann drang in Arkadien ein, und er selbst mit etwa 6000 Mann und 800 Reitern setzte sich gegen die Maina in Bewegung. Sengend und mordend durchzogen sämmtliche drei Abtheilungen nunmehr den Peloponnes und hausten darin auf die abscheulichste Weise. Mit der Vernichtung von Leben und

Gut des gegenwärtigen Geschlechtes nicht zufrieden, suchten sie auch jede Hoffnung für die Zukunft zu zerstören und raffinirt-barbarisch wurden ganze Städte und Dörfer in Trümmer gelegt, Oliven- und Fruchtbäume niedergehauen und Frevel jeder Art verübt. Die verbündeten Geschwader sahen die aufsteigenden Flammen und alle Zubereitungen, das Land, an dessen Befreiung gearbeitet wurde, in einen einzigen Schutthaufen und großen Kirchhof zu verwandeln. Die Admiräle, scheinbar entrüstet von dieser nutzlosen Schlächterei, welche den Londoner Vertrag so schimpflich kompromittirte, oder auch froh des willkommenen Anlasses, einmal losschlagen und durch eine entscheidende That sich auszeichnen zu können, trafen Abreden und Maaßregeln für den nachdrücklichsten Ernst. Der englische Admiral, als dem Alter nach der erste, ward mit der Ober-Leitung beauftragt. Dieser Seemann stand in besonderer Gunst des Großadmirals, Herzog von Clarence, und war (so wie auch Sir Stratford Canning als Botschafter nach Konstantinopel) vorzüglich durch russischen Einfluß, nemlich durch die Intriguen der schönen und geistreichen Fürstin Lieven, auf diesen Posten gebracht worden. Der Admiral van Heyden war, nicht ohne Absicht, bei den Seeoperationen stets der Letzte und gerne schmeichelte er der Eitelkeit der Franzosen, welche auch zur See sich bemerkbar zu machen vor Ungeduld brannten. Doch blieb dem Hrn. de Rigny selbst, einem Manne von feinen Sitten, klarem Geiste und wohlwollendem Sinne, welcher die Griechen, ohngeachtet er sie, wo er's vermochte, schützen half, genau kannte, ein richtiges Gefühl von der Lage der Dinge; er konnte jedoch nicht wohl anders handeln. Alles war prächtig in einander gegangen und gefügt worden. Codrington und Stratford Canning als Vordermänner, Ribeaupierre zu Konstantinopel, Lieven und Matuscewicz zu London, und Pozzo di Borgo zu Paris

handelten nach einem und demselben Plane. Nur wenn die Geschichte der russischen Diplomatie dieser Tage einmal vollständig gegeben worden ist, kann auch die Schlacht von Navarin gehörig begriffen und gewürdigt werden.

Am 20. Oktober ertönten die Signale und die drei Geschwader rückten keilförmig vor. Jedes bezog den ihm angewiesenen Posten. Die Asia segelte an der Spitze der Gesammtmacht; ihnen folgten der Albion und die Genua; darauf die Sirene Rigny's und die französischen Linienschiffe und Fregatten; Heyden mit seinen drei Linienschiffen und vier Fregatten machte den Beschluß. Wohlweislich ließ er die Ehre des Tages den Fahrzeugen der übrigen zwei Mächte.

Die Seemacht der Turko-Aegyptier zählte drei Linienschiffe, ein rasirtes größeres Schiff, fünf Fregatten von sehr schwerem Kaliber, zwanzig Korvetten, zwölf Briggs und etwa sechs Brander. Sie war in Form eines Hufeisens aufgestellt und bildete eine dreifache Linie im Umkreise des Meerbusens. Die Hauptmacht, bestehend aus den größten Schiffen und Fregatten, lag rechts, nahe am Strande, vor Anker und ward in zweiter Linie durch die Korvetten und Briggs verstärkt. An den Enden des Hufeisens lagen die Brander, jeden Augenblick gerüstet, bei einer feindseligen Bewegung auf die Gegner anzulaufen. Die Batterien der Feste von Navarin und der Insel Sphakteria deckten überdieß die Flotte. Der Renegat Selves, oder Soliman Bey, war über Marine und Landmacht als Oberbefehlshaber gesetzt; viele andere Fahrzeuge kreuzten als Nachhut in einiger Entfernung im Innern der Bucht.

Diese Schlachtordnung litt jedoch an vielen Fehlern, worunter die allzu dichte Aufstellung der größeren Schiffe an einander und der Mangel an hinlänglichem Raum zu freier Bewegung und Operirung, so wie die Neutralisirung der Fahr-

zeuge zweiten Ranges als unmittelbare Folge davon, vor allem bemerkt werden müssen.

Gegen 2 Uhr Nachmittags lief die Asia ungehindert in die Bucht an den türkischen Batterien vorüber und warf im Angesichte des Admiralschiffs Anker; die übrigen englischen Schiffe hielten sich in der Nähe. Bald darauf erschien auch die französische Syrene und hielt gegenüber der ersten Fregatte von der türkischen Linie. Als ein Unterhändler der drei Admiräle bei dem Schiffe des türkischen Befehlshabers anlegen wollte, erscholl ihm ein „Zurück!" entgegen. Noch immer jedoch geschah nichts Feindseliges von einer Seite. Erst gegen 3 Uhr Nachmittags tödtete ein Flintenschuß von einem Brander den Kapitän eines Bootes der Fregatte Dartmouth und eine ägyptische Fregatte feuerte zwei Kanonenschüsse auf die Fregatte Syrene, obgleich de Rigny durch ein Sprachrohr sie hievor gewarnt; endlich geschah auch ein Schuß auf das von Codrington abgeschickte Parlamentärboot von Seite des türkischen Admiralschiffes am Eingange des Hafens.

Nunmehr ließen, in Folge gegebenen Signals, die englischen und französischen Schiffe ihr Geschütz auf nachdrückliche Weise spielen; und als die eben in den Hafen steuernden russischen Fahrzeuge von Navarin und Sphakteria her ebenfalls mit Kanonen begrüßt wurden, entwickelte der Kampf sich allgemein. Bald waren die Batterien des Schlosses zum Verstummen gebracht, und fünf der größeren feindlichen Schiffe, so wie viele Transportschiffe vor der Insel, standen in Flammen. Die Türken fochten ohne Kriegskenntniß, aber mit dem Muthe der Verzweiflung, und die drei Geschwader litten nicht wenig; allein nach einem vierstündigen Kampfe war die gesammte türkisch-ägyptische Armada fast gänzlich zerstört. Ein Theil ging in Flammen auf und flog in die Luft, ein anderer scheiterte an

Klippen, der dritte versank oder lief an den Strand; noch andere Fahrzeuge wurden von dem Geschütze der Verbündeten in Grund gebohrt oder verbrannt. Am 25. Oktober waren nur noch eine einzige Fregatte und 15 Korvetten und Briggs flott; aus Mitleid blieben sie von den Siegern verschont. Navarin, dessen Batterieen unbrauchbar geworden, ergab sich ohne Säumniß an die Admirale. Dieselben ließen ihre (meistens stark) beschädigten Schiffe nach heimischen oder befreundeten Häfen zur Ausbesserung bringen, das Geschehene nach Smyrna und von da aus an die Botschafter, Konsuln und Residenten der christlichen Mächte berichten, um die Glaubensgenossen gegen mögliche Rückwirkungen des türkischen Fanatismus zu schirmen. Auch an den gesetzgebenden Körper Griechenlands richteten sie eine Zuschrift mit der Kunde des Ereignisses, nicht ohne denselben bittere Vorwürfe über den steigenden Unfug der Seeräuberei und die Nothwendigkeit seiner Ausrottung zu richten. Sie zeichneten den Griechen die künftigen Gränzen ihrer Thätigkeit und die Regeln ihres Verhaltens, vor, und erklärten den von ihrer Regierung eingesetzten Prisengerichtshof für unzuständig und dessen Beschlüsse, ohne Mitwirkung der drei Admiräle oder ihrer Bevollmächtigten für null und nichtig; von der jetzigen griechischen Regierung selbst behaupteten sie, daß dieselbe weder Kraft noch Moral besäße und daher kein Zutrauen einflöße u. dgl. m., was zu Napoli di Romania scheinbar zwar mit Respekt aufgenommen, aber wenig beachtet wurde, als etwas, das blos der Form willen und zur Abwendung von Vorwürfen auffallender Parteilichkeit gegen sie erlassen worden sey.

Die Schlacht bei Navarin wurde in ganz Europa als ein Ereigniß von welthistorischer Bedeutung und als das Programm von der nun unzweifelhaften Rettung und Selbstständigkeit Griechenlands aufgenommen. Alle Herzen wurden weit

bei der Kunde hievon und die Namen der drei Helden des Tages, Codrington, Heyden und Rigny, die man in der ganzen Glorie christlichen Heldenthums sah, bis zu den Sternen erhoben. Ein Jubel von beinahe wahnsinniger Art ertönte von einem Ende Europa's bis zum andern und es schien nicht nur eine Entscheidungsschlacht für Griechenland gegen die Türken und des Christenthums über den Islam, sondern auch ein Sieg der Kultur über die Barbarei, der Freiheit über den Despotismus, der öffentlichen Meinung über die Kabinettspolitik. Der Fürst von Metternich wurde als der Varus dieser letzteren, Sir Codrington als der Hermann jener betrachtet. Seit den Tagen von Leipzig und Waterloo hatte keine That so mächtig den Enthusiasmus der Massen angesprochen.

Und dennoch gab es Staatsmänner in Europa von erleuchtetem Geiste und selbst warmer Theilnahme für das Schicksal der Griechen, welche den errungenen Sieg nicht als einen „Triumph der Philanthropie und des Christenthums, sondern als eine für Rußland erfochtene Trophäe und als den Kulminationspunkt der Phrenesie" ansahen und aufrichtig beklagten. Eben so fanden sich selbst Publizisten von liberaler Farbe*), welche die Begebenheit als das non plus ultra der Schändlichkeit und Treulosigkeit, weil mitten im tiefsten Frieden mit der Türkei, somit gegen eine befreundete Macht vollbracht, erklärten. Das schneidendste Urtheil von allen aber dürfte wohl dasjenige eines der drei Helden der Schlacht selbst, des Herrn de Rigny, seyn; denn als einige Tage nach der Affaire zwischen ihm und einem österreichischen Offiziere von Auszeichnung über dieselbe ein Gespräch sich entsponnen, äußerte er sich ganz

*) Zum Beispiel: A. Benda in seiner merkwürdigen Schrift: Der Krieg im Osten ꝛc.

unbefangen: „c'est l'action la plus infâme qu'on ait jamais commise.“

Die hohe Diplomatie zu Pera, von Seite der verbündeten Admirale noch in den letzten Tagen des Oktobers von dem Vorgefallenen unterrichtet, ehe der Pforte selbst etwas bekannt geworden, rathschlagte, nicht ohne einige Furcht für ihre persönliche Sicherheit und das Leben der christlichen Bevölkerung in der Hauptstadt, wie in der Umgegend, nunmehr über ihr künftiges Benehmen gegenüber dem Divan. Sie stellten, in Folge gemeinsamer Abrede, am 1. November an den Reis Effendi, welchem das Ereigniß immer noch verschwiegen wurde, nachstehende drei Fragen zur Beantwortung: 1) Welches sind die Instruktionen, die Ibrahim Pascha von der Pforte erhalten hat? 2) Wie würde die Pforte eine feindliche Handlung betrachten, welche möglicherweise von Seite der verbündeten Geschwader vorgenommen werden könnte, auf den Fall, daß Ibrahim sich weigerte, dem ausgesprochenen Willen der drei Mächte Folge zu leisten? 3) Besteht die hohe Pforte noch auf ihrer Weigerung, die Forderungen der verbündeten Mächte, hinsichtlich Griechenlands, zu erfüllen?

Pertew Effendi erwiderte diese drei Fragen auf eben so trockene als vernünftige Weise folgendermaßen: 1) Die Pforte habe die verbündeten Mächte nicht um die Instruktionen befragt, welche dieselben ihren Admirälen ertheilt, somit sey sie auch nicht verpflichtet, die an Ibrahim Pascha übermachten Instruktionen den betreffenden Höfen mitzutheilen. 2) Was von Seite der Pforte geschehen würde, falls Feindseligkeiten vorfielen, könne sie nicht zum Voraus erklären, denn ein Kind erhalte keinen Namen, ehe und bevor es geboren und sein Geschlecht bekannt sey. 3) Hinsichtlich der Forderungen der verbündeten

Mächte, die Griechen betreffend, verharre die Pforte stets bei ihren bereits zur Genüge ausgesprochenen Grundsätzen.

Noch am Abende des 1. Novembers erhielt man zu Konstantinopel die ersten Berichte von den Vorfällen bei Navarin; sie versetzten den Sultan Mahmud in solche Wuth, daß zwölf Stunden lang Niemand an ihn eine Anrede wagte. Der österreichische Internuntius und der preußische Gesandte thaten ihr Möglichstes, ihn und seine Minister von einem übereilten Schritte abzuhalten. Am 3. November erst wurden die Dragomans der Gesandtschaften der drei Vertragsmächte zu dem Reis Effendi berufen. Er empfing und entließ sie wild und stolz, Treubruch und Treulosigkeit ihnen vorwerfend, und in höhnischen Worten das Bedauern des Sultans ausdrückend, daß man den Einflüsterungen und Vorspiegelungen der nach ihrer Behauptung „pacisirenden" Höfe auch nur einen Augenblick Gehör geliehen habe; auch erklärte Pertew: der Pforte sey ihre, der Gesandten, Anwesenheit zu Konstantinopel völlig gleichgültig und deßhalb rathe er ihnen weder zu gehen, noch zu bleiben.

Zwei Tage darauf wurde großer Divan gehalten und da in diesem Augenblick die gereizte Nationalstimmung die Oberhand über alle andere Rücksichten behielt, so verlangte die Mehrheit mit großem Ungestüm, daß alle mit England, Frankreich und Rußland eingegangenen Verträge, vor allem aber die Konvention von Akjerman, für null und nichtig erklärt, die Bewaffnung aller waffenfähigen Muselmänner angeordnet, die Fahne des Propheten aufgesteckt, die Gesandten jedoch unter den Schutz der hohen Pforte gestellt werden sollten, so lange sie sich noch im Gebiete derselben befänden. Die mündlichen Berichte des um diese Zeit in Konstantinopel persönlich eingetroffenen Kapudana Bey's über Navarin, verbunden mit den

Bulletins über Fabviers und Cochrane's Landung auf Chios vermehrten noch den Grimm des Sultans; er erklärte, alle Muselmänner unter die Waffen rufen und, sobald die Russen den Pruth überschritten, an der Spitze derselben mit der heiligen Fahne in's Feld ziehen zu wollen. Unverzüglich ward auf die Schiffe aller christlichen Nationen ohne Unterschied Embargo gelegt. Engländer, Franzosen und Russen schickten sich zur Abreise aus Konstantinopel an.

Die türkische Regierung spielte nun, wie natürlich, die Rolle des Beleidigten, somit im Vortheil Befindlichen, fort, und, mit Ausnahme des österreichischen Internuntius, war jede diplomatische Verbindung mit den großen Mächten abgebrochen. Aber auch dieser hatte Noth genug, um nur ein paar vernünftige Rathschläge bei dem Divan anzubringen, welchen er gern von jeder Uebereilung abgehalten hätte; so groß plötzlich war das Mißtrauen gegen Alles, was Christ oder Politik hieß. Man fing an, alle fränkischen Kabinette als Meuchelmörder und Verräther zu betrachten, welche mit dem Vertrauen der Pforte mehr oder minder gröbliches Spiel getrieben.

Als der Herr von Ottenfels nichts desto weniger sein Vermittlungsgeschäft beharrlich fortsetzte, erklärte Pertew Effendi auf kategorische Weise: eine Herstellung des Friedens sey schlechterdings nicht zu hoffen, ausser für den Fall, daß der Londoner Vertrag vernichtet, der Pforte für den bei Navarin angerichteten Schaden Ersatz und überdieß für den schimpflichen Friedensbruch gehörige Genugthuung geleistet würde; Tartaren mit Depeschen nach der Gränze abzuschicken, sollte jedoch blos dem österreichischen Internuntius noch gestattet seyn.

Die Botschafter der drei Vertragsmächte gaben hierauf, ebenfalls durch das Organ des Hrn. von Ottenfels, folgende Erwiderung ab: es sey der unerschütterliche Entschluß ihrer

Höfe, den zur Pacifikation Griechenlands geschlossenen Vertrag aufrecht zu erhalten und für die Vollziehung der gemeinsam dafür aufgestellten Maaßregeln zu wachen. In die von der Pforte geforderte Entschädigung für Navarin könne aus dem Grunde nicht eingegangen werden, weil eine Entschädigung nur dann gedenkbar sey, wenn sie auf einem unbestrittenen Recht beruhe; dieser Fall aber treffe hier nicht ein, weil durch Uebereinstimmung aller Berichte erwiesen worden, daß der erste Angriff von Seite der Türken geschehen. Den dritten Punkt, die Genugthuung betreffend, könne bei der, seit drei Jahren gegen die Pforte von Seite der verbündeten Höfe bewiesenen Langmuth und deren aufrichtig freundschaftlichem Benehmen, welches die Pforte hartnäckig zurückgewiesen, davon gar keine Rede seyn.

Reiferes Nachdenken über den Stand der Dinge und die mit Energie und Schonung zugleich gemachten Vorstellungen des Hrn. v. Ottenfels bewirkten in dem Sultan eine gemäßigtere Stimmung; er ließ sich bereden, das Embargo aufzuheben und den Botschaftern der Vertragmächte die Landcommunication mit ihren respektiven Höfen wieder zu gestatten. Eben so auch erhielt der Kapudan Pascha den Befehl, sich in der Hauptstadt nicht öffentlich sehen zu lassen, damit nicht durch seine Person an das große Unglück erinnert und das Volk, durch den ganzen Inhalt der ihm abgenöthigten Berichte über das Geschehene zur Wuth gegen die Franken gereizt würde.

Die Unterhandlungen der Pforte mit den einzelnen Gesandten wurden nach dem 10. November wieder aufgenommen, und endlich ging man sogar von der alten Regel ab und ließ gemeinschaftliche Konferenzen mit dem Reis Effendi zu, denen auch die Dragomans, Dolmetscher und Sekretäre beiwohnten. Drei Punkte bildeten den Vorwurf der Debatten: 1) Die von

den Gesandten verlangte Wiederanknüpfung der abgebrochenen diplomatischen Verhältnisse, 2) die Verwilligung eines Waffenstillstandes für die Griechen von Seite der hohen Pforte und 3) die zu ertheilende Amnestie, wobei also natürlich die Unterwerfung der Nation vorausgesetzt würde. Man enthielt sich sorgfältig, einerseits der Vorfälle bei Navarin, anderseits der Intervention zu erwähnen. Auf solche Weise verständigte man sich leicht über die zwei ersten Punkte, bei denen der Reis Effendi keine besonderen Schwierigkeiten sah, aber desto härter hielt es mit dem dritten, der Bestimmung des Looses der Griechen. Pertew verhieß zwar im Namen des Großherrn eine uneingeschränkte Amnestie, Zurückgabe alles konfiscirten Eigenthums, Wiederherstellung der alten Rechte und Immunitäten, eine milde Verwaltung für die Zukunft und endlich nicht nur Erlassung des Ersatzes für sämmtlichen, von Seite der Griechen dem osmanischen Reiche zugefügten Schaden, sondern auch aller seit sechs Jahren rückständigen Steuern, ja selbst die Befreiung von Abgaben für das nächste Jahr nach ertheilter Amnestie; damit glaubte das türkische Ministerium das Möglichste zugestanden zu haben; allein die Botschafter bestanden kategorisch auf unverweilter Annahme des Waffenstillstandes, der Vermittlung der drei Mächte und sodann auf Verwilligung der den Griechen im Vertrage vom 6. Julius stipulirten Rechte; für den Weigerungsfall baten sie um die nöthigen Fermans zu ihrer Abreise.

Der Divan rathschlagte in einer großen Sitzung, ja in der zahlreichsten, die jemals gehalten und wozu erfahrene und einflußreiche Männer aus allen Klassen der Bevölkerung beigezogen worden, diese Ansinnen der drei Botschafter; der Beschluß lautete auf runde Verwerfung derselben, aus politischen und religiösen Gründen zugleich.

Die Gesandten hielten nun Wort und verlangten ihre Päße; der Reis Effendi, zum Unglauben an solche Drohungen durch lange Erfahrung gestimmt und in allen europäischen Diplomaten blos kunstgeübte Lügner erblickend, sah auch dieß nur als affektirten Ernst und verabredetes Spiel an, welches man nicht weiter treiben würde; er erklärte, solchem Schritte durchaus keine Hindernisse in den Weg legen, aber auch keine amtliche Kunde davon nehmen zu wollen, indem die hohe Pforte jede Theilnahme daran ablehne. Die Gesandten zeigten hierauf dem österreichischen Internuntius an, daß sie bei ihrer Entfernung ihre zurückbleibenden Landsleute dem Schutze des niederländischen Gesandten van Zuylen van Nyeveld, zu empfehlen entschlossen wären. Doch nahm der Reis Effendi keine Notiz hievon, sondern er behauptete einfach: daß die Pforte, den Grundsätzen des von ihr selbst übernommenen Schutzrechtes getreu, all' den Individuen, welche in die fragliche Kategorie fielen, die gehörige Sorge angedeihen lassen würde.

Am 8. Dez. ging die Abreise der Herren Stratford-Canning und Guilleminot wirklich vor sich und sie segelten ohne Hinderniß nach den Dardanellen; einige Tage später schiffte sich auch Hr. v. Ribeaupierre, durch widrige Winde bisher aufgehalten, nach Odessa ein. Auf solche Weise endigte nach sechs Jahren schmachvoller Nachgiebigkeit und gegenseitiger Täuschung die merkwürdige Geschichte der Ultimatums, und die verwickelte Frage, welche der Scharfsinn und die Kunst der Diplomaten nicht zu lösen vermocht, sollte durch das Schwerdt nunmehr entschieden werden.

Der Sultan sah mit stoischer Ruhe der nächsten Zukunft entgegen, und froh, des lästig-trügerischen Unterhandlungsgeschäfts endlich quitt zu seyn, erhob er sich in der ganzen

Energie seines Wesens und in der vollen Glut seines persönlichen Hasses wider Rußland zu Bestehung der Probe, in wie fern der alte Geist der Osmanen noch in seinem Volke wohne. Ein Hattischerif, welcher alle streitbaren Moslemins zu den Waffen rief, wiederhallte von diesen Gesinnungen und Gefühlen. Nicht nur athmete er die Sprache des National- und Glaubenshasses ohne Schminke und Zurückhaltung, sondern er strömte auch die bittersten Beleidigungen gegen den russischen Hof, wie gegen die russische Nation, aus, Strafe und Rache denselben verkündend, und selbst an naiven Geständnissen über die bisher beobachtete Politik sowohl dieser Macht als den übrigen christlichen Höfen gegenüber, gebrach es keineswegs. So war z. B. Mahmud ehrlich genug, den Muselmännern zu erklären: die hohe Pforte habe sich nur gestellt, als glaube sie dasjenige, was die Minister der drei Mächte ihr gesagt und Jedermann werde es nun einleuchten, daß dieselbe nur um Zeit zu gewinnen, bisher noch freundschaftlich zu Werke gegangen sey.'

Unmittelbar nach Erlaß des in allen Moscheen öffentlich verlesenen Hattischerifs wurden alle nöthigen Vertheidigungsmaaßregeln zur Sicherung der Hauptstadt, zu Instandsetzung der Dardanellenschlösser, zur Ausbesserung, Verproviantirung und Besetzung der Donaufestungen getroffen.

Adrianopel war der Hauptwaffenplatz, wo die von allen Seiten entbotenen Truppen sich versammelten. Der Sultan ernannte Hussein Pascha zum Oberbefehlshaber, Tahir Pascha aber vertraute er die Dardanellenschlösser und die daselbst stationirte Seemacht an. Kontrakte mit fremden Gesandten und Kaufleuten sicherten der Pforte die nothwendigen Lebensmittel und man traf die nützliche Verfügung, das auf die christlichen Handelsschiffe gelegte Embargo wieder aufzuheben, unter der Bedingung, daß stets ein Theil der Ladungen

gegen baare Bezahlung an die türkische Regierung abgegeben werden mußte.

Der Hattischerif, in Wien als ein Werk großer Uebereilung betrachtet, hatte den Bruch unvermeidlich gemacht und an eine Zurücknahme der darin ausgesprochenen Vorwürfe und Kränkungen war, trotz aller angestrengten Versuche des österreichischen Internuntius, des preußischen Ministers v. Kanitz und des niederländischen Gesandten van Zuylen (welche beide Männer auf die edelste Weise während dieser Periode wirkten), bei der nunmehrigen Gereiztheit der Gemüther, zu St. Petersburg, wie zu Stambul, eine Unmöglichkeit geworden. Das russische Kabinet säumte nicht, den trotzig hingeworfenen Handschuh aufzuheben, und obgleich es sich das Ansehen der größten Ruhe und Gelassenheit gab, so trugen doch alle Aktenstücke, welche sofort aus der Feder des Grafen Nesselrode flossen, das Gepräge verwundeten Stolzes und zeichneten sich durch vornehm hohen Ton aus. Das russische Kabinet hatte jetzt die günstigste Stellung, die es sich wünschen konnte; es war der herausgeforderte Theil und die öffentliche Meinung von Europa, nemlich diejenige, welche mehr mit dem Gemüthe als mit dem Verstande rechnete und die großen Angelegenheiten des Tages im Interesse der Menschheit und nicht der Politik, behandelte, blieb seine weithinreichende, furchtbar mächtige Alliirte.

Am 28. April 1828 sendete Graf Nesselrode das Ultimatum seines Monarchen an den Großvesier; es war darin von dem Entschluß der ottomanischen Pforte die Rede, nach einer Reihe feindseliger Maaßregeln das von Rußland empfangene Gute durch Böses zu vergelten und feierlich beschworene Verträge brechen zu wollen. Nach solch' einem Benehmen könne die Erklärung des Kaisers den Sultan nicht befremden, daß

unmittelbar auf den Abgang dieses Aktenstückes der Einmarsch russischer Truppen in das Gebiet der hohen Pforte erfolgen werde. Noch am gleichen Tage erschienen zu St. Petersburg ein Manifest und eine Deklaration des Kaisers Nikolai, wodurch der Krieg an die Pforte in gehöriger Form erklärt wurde. Alle Beschwerden Rußlands gegen den Sultan waren in langer Reihe darin aufgezählt und ihre Erledigung für um so ungerechter hingestellt, als das türkische Reich seine Fortexhaltung blos dem Schutze des öffentlichen Rechts zu verdanken gehabt habe, unter welchen die so schnöde gebrochenen Verträge von Kainardgy, Jassy und Bucharest geschlossen worden. Das Benehmen der Pforte seit Anfang der griechischen Insurrektion, und wie sie alle gutgemeinten Rathschläge und Vermittlungsanträge der großen Mächte barsch von sich gewiesen, fand sonach seine Beleuchtung. Als Hauptgründe des gegenwärtigen Krieges standen die nicht erfüllte Konvention von Akjerman, die Aufhetzung Persiens wider Rußland und die Proklamation an alle muselmännischen Bewohner des osmanischen Reiches voran. Der Kaiser erklärte, *nur mit Bedauern* diesen Kampf zu eröffnen; er verwahrte sich gegen den Vorwurf des Hasses gegen die Pforte, weil in diesem Falle es an Veranlassungen nicht gefehlt hätte, schon früher zu den Waffen zu greifen. Alle Folgen sollte die Pforte allein zu tragen haben; Rußland werde den Bestimmungen des Vertrages vom 6. Juli getreu sich zeigen und von den verbündeten Mächten stets bereit erfunden werden, ein Werk zu unterstützen, welches sowohl die Religion als alle sittlichen Gefühle seiner regsten Sorgfalt anempfohlen.

Als der Sultan durch den Großvezier von dem Schritte des Kaisers von Rußland in Kenntniß gesetzt wurde, rief er trocken aus: „Gut! so müssen wir denn fechten!“ Auch die

Kriegserklärung, welche später eintraf, machte keinen größeren Eindruck auf sein Gemüth; und in gleicher Stimmung, wie sein Herr, zeigte sich der Reis Effendi, an welchen gerade während einer Konferenz mit Hrn. von Ottenfels die verhängnißvollen Depeschen eingekommen waren. Mahmud zeigte sich zu jedem Schritte für eine Versöhnung ungeneigt, und alle ferneren Versuche des niederländischen wie des preußischen Gesandten, ihn hiefür zu stimmen, blieben fruchtlos. Dagegen ließ er, den Bitten des Hrn. von Ottenfels nachgebend, durch den Reis Effendi die Botschafter Englands und Frankreichs, mittelst eines nach Korfu, ihrem damaligen Aufenthaltsorte, ihnen zugesendeten Schreibens, einladen, sich nach Konstantinopel zurückzuverfügen, um daselbst die Unterhandlungen wegen Griechenland wieder aufzunehmen. Der Sultan sah diese Angelegenheit als genau getrennt von seinen Verwicklungen mit Rußland an, worin er mit dem Kaiser Nikolai ganz übereinstimmte. In dem Schreiben Pertews fand sich jedoch der Londoner Vertrag mit keiner Sylbe erwähnt.

Am 4. Juni erließ die Pforte ihr Kriegsmanifest wider Rußland und der Hauptinhalt stimmte mit den obenbeschriebenen Hattischerifs so ziemlich überein, wenn auch die Ausdrücke milder und gemäßigter waren und hier die Aufrichtigkeit ihres Betragens in ihren Verhältnissen zu den christlichen Mächten betheuert wurde, über welche Eigenschaft sie nach ihren eigenen Erklärungen in jenem Aktenstücke zweifeln ließ. Die Hinterlistigkeit der Politik Rußlands, erst Serbien, sodann Moldau und Wallachei, endlich Griechenland betreffend, bildete das vorzüglichste Relief ihrer Anklagen; sie stellte sich als gezwungen von Rußland zu einem eben so ungerechten als unnöthigen Kampfe, und in denselben blos zu ihrer Selbstvertheidi-

gung nach den Vorschriften des heiligen Gesetzes tretend, hin; alle Folgen davon überließ sie Rußland. Der Schluß des Manifestes, bei welchem man den Ausdruck bemerkte: daß sie, die Türken, unter sich einig seyen, enthielt einen bedeutungsvollen, — wie man damals glaubte — von Wien aus soufflirten Wink auf die in Europa herrschenden Parteistimmungen und das daraus, in Verbindung mit diesem gegenwärtigen, unnöthigen, Kriege möglicherweise für das monarchische Prinzip hervorgehende Verderben.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Feldzug Rußlands wider die ottomanische Pforte in Europa und Asien während der Jahre 1828 und 1829. Erste Abtheilung: Von dem Uebergang über den Pruth bis zum Uebergang über den Balkan. *)

In der Frühe des 7. Mai's hatten die Russen den Pruth überschritten und bald erschienen die ersten Heeresabtheilungen in den beiden Hauptstädten Jassy und Bucharest. Der Hospo-

*) Die vollständigsten Berichte über diesen Feldzug, welchen wir, des beschränkten Raumes willen, nicht so ausführlich beschreiben können, als wir gewünscht, findet man im Journal de St. Petersbourg, im Hamburger Korrespondenten, im polit. Journal und in Brans Minerva, wozu die kritischen Beleuchtungen in den verschiedenen englischen Blättern gehören. Eben so vergl. Venturini 1828 u. 1829 und v. Schirach 1829.

dar der Moldau, Fürst Stourdza, ward gefangen genommen und nach Bender gebracht; der Hospodar der Wallachei, Ghika, flüchtete sich, unter dem Schutze des österreichischen Generalkonsuls Fleischhacker, nach Siebenbürgen. Beide Fürstenthümer wurden im Namen des Kaisers Nikolai provisorisch in Besitz genommen und unter eine besondere Verwaltung gestellt; Graf Pahlen kam an die Spitze derselben für die Moldau, Senator Minciaky für die Wallachei. Etwas später ward ersterer als gemeinschaftlicher Generalgouverneur für beide Länder bestallt; er errichtete Divans von vornehmen Beamten und Individuen der Eingebornen. Zu Bucharest erhielt darin der Staatsrath Stourdza (Verfasser des berufenen Memoire's über Teutschland), zu Jassy der Staatsrath Pisani den Vorsitz. Eine Centralbehörde, aus Russen und Eingebornen zugleich gebildet, hatte für die Bedürfnisse des Heeres zu sorgen. Die Fürstenthümer mußten dieselben bestreiten und überdieß eine bedeutende Kriegssteuer liefern, wozu ihnen, da es an Geld gebrach und eine Anleihe zu Aufbringung derselben nöthig wurde, die russische Regierung gegen „angemessene Zinsen" eine Summe von fünf Millionen türkischer Piaster vorschoß. Diese Opfer drückten schwer auf den ohnehin sehr mißhandelten Einwohnern, welche noch immer an den Nachwehen der Ypsilantischen Schilderhebung litten. Darum die Flucht vieler Bojaren und gemeinen Leute in's Oesterreichische. Viele, die der Mangel nicht erreicht, fielen durch die Pest, welche zu allem Ueberfluß von Neuem in diesen Gegenden zu wüthen begann. Allein, wenn auch in finanzieller und ökonomischer Beziehung die Moldauer und Wallachen sich der Anwesenheit jener glaubensbefreundeten Heere nicht erfreuten, in welchen sie bisher ihre Beschützer und Befreier erwartet hatten, so ward ihnen doch darin ein unschätzbares

Glück, daß eine geregeltere Verwaltung an die Stelle der bisherigen oligarchischen Anarchie trat, und für Rechtspflege, Unterricht und Kultur manche Reformen und heilsame Maaßregeln theils ausgeführt, theils vorbereitet wurden.

Die hier angedeutete Lage und Stimmung der Fürstenthümer, verbunden mit dem überaus hohen Wasserstande der Donau, hinderte die Raschheit der Kriegsoperationen und ließ den Türken Zeit, die wichtigen Festungen längs dieses Stromes in gehörigen Stand zu setzen. Solche Zögerung, bis zwischen Ismail und Tomarowa, Gallacz und Ibrail, Silistria und Giurgewo haltbare Schiffbrücken geschlagen worden, war auch überdieß von mancherlei andern nachtheiligen Folgen für die Russen begleitet. Die Ueberschwemmungen und Versumpfungen des Erdreichs verpesteten die Atmosphäre und das kalkartige Trinkwasser, so wie die kalten, feuchten, nebelichten Nächte wirkten zerstörerisch auf die Gesundheit. Das Heer litt daher nicht wenig in kurzer Zeit, und da die Verpflegung der Kranken mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, so riß eine Sterblichkeit ein, welche, weil gleich im Beginne des Feldzugs, erschrecken mußte.

Die erste Waffenthat geschah bei Gallacz; die Türken wurden hier geworfen und von der russischen leichten Reiterei eine Strecke Weges verfolgt. Das Ganze war jedoch unbedeutend, da die Stadt ein offener und nur dünnbevölkerter Ort ist. Wichtiger wurden die Operationen vor Ibrail oder Braila. Die Einschließung und Belagerung dieser Feste ward alsbald vorgenommen; aber wegen der so eben beschriebenen Donauüberschwemmungen konnte der Obergeneral Graf Wittgenstein, welcher um die Mitte Mai's sein Hauptquartier ganz in der Nähe aufgeschlagen hatte, wenig ausrichten. Doch wurden inzwischen die Vorstädte mit Sturm

genommen. Wirksamer waren die Anstrengungen der Russen, als der Großfürst Michael mit schwerem Geschütz und endlich (am 21.) der Kaiser Nikolai selbst mit seinem Gefolge eingetroffen. Die Gegenwart des Herrschers steigerte den Muth der Truppen; gleichwohl brauchte die Belagerung, da die eigenthümliche Bauart der Festung alle Versuche, Bresche zu schießen und der sumpfige Boden Minen anzulegen, vereitelte, längere Zeit, als man geglaubt hatte. Die Türken befanden sich in äußerst vortheilhafter Stellung; sie hatten auf dem entgegengesetzten Ufer Schanzen aufgeworfen, deren Geschütz den Strom bestrich; den rechten Flügel deckte ein Sumpf; der linke lehnte sich an die Batterien der kleinen aber haltbaren Festung Isaktschi. Die Russen bereiteten den Uebergang über die Donau auf drei verschiedenen Punkten vor. Nachdem sie in feierlichem Gottesdienste den Gott der Schlachten angerufen, vollführten sie (am 7. Juni) den Angriff auf die Batterien am dießseitigen Ufer. Die Donauflottille unterstützte die Bewegungen des Heeres. In wenig Stunden waren die Batterien theils genommen, theils zersprengt. Acht Bataillone setzten nun über den Strom; die Türken flohen nach Isaktschi und ließen ihr Geschütz im Stiche; die Russen aber schlugen ihr Lager bei Samunow auf.

Ein wüthender Angriff der Feinde auf ihre Vorhut am folgenden Morgen wurde abgeschlagen; das Heer theilte sich nun in zwei Hauptmassen; die eine nahm ihre Richtung nach Oglu Basartschick, wo die Straßen von Schumla und Varna sich kreuzen; die andere rückte die Donau aufwärts gen Matschin vor, um die Verbindung Ibrails mit dem rechten Donauufer abzuschneiden. Während dieser Zeit wurden von zwei kleineren Abtheilungen Isaktschi und Tuldscha berannt. Am 11. Juni kapitulirte ersteres, in welchem die Besatzung größere

Tapferkeit, als die befehligenden Pascha's Treue bezeigt; beträchtliche Kriegsvorräthe fielen den Russen in die Hände. Schwerer wurde ihnen der Kampf auf der Donau, wo die beiden Flottillen auf einander gestoßen; aber die russische Taktik gewann dennoch zuletzt die Oberhand. Die Wasserverbindung war jetzt Ibrail abgeschnitten; sein Befehlshaber, Soliman Pascha, jedoch, obgleich immer mehr gedrängt, entwickelte Tapferkeit und Einsicht zugleich und täglich fielen hitzige Gefechte unter den Mauern der Festung vor, welche die Russen sehr ermüdeten. Noch immer war keine Bresche geschossen und der Sturm eine Unmöglichkeit. Man kam daher auf die Minen zurück und legte deren drei zur Sprengung der Festungswerke an; aber nur eine von ihnen hatte den gewünschten Erfolg und wie beharrlich und muthvoll auch die Russen den Sturm unternahmen, so sahen sie sich doch zuletzt mit schwerer Einbuße zurückgeschlagen und waren glücklich genug, nicht ohne große Anstrengung, ihre Werke auf dieser Seite gerettet zu haben, zu deren Zerstörung die Belagerten einen wüthenden Ausfall gemacht. Das Raketenfeuer erst, welches unaufhörlich unterhalten wurde und die Stadt an mehreren Orten in Brand steckte, entmuthigte den Pascha und bestimmte ihn zur Kapitulation. Sie ward auf sehr ehrenvolle Bedingungen für ihn abgeschlossen; die Besatzung zog nach Silistria. Der Großvessier überbrachte die Botschaft an den Großherrn mit den Worten: „Herr, noch drei Verluste, wie Ibrail, und du bleibst im großen Kampfe Sieger!“ Mahmud II., obgleich die bewiesene Tapferkeit Solimans anerkennend und das Unglück auf die Uebermacht der Feinde schiebend, verbannte ihn, des Beispiels halber, nach Mytilene. Die Pascha's dagegen, durch deren Schuld Isaktschi verloren gegangen und der Fall Ibrails

somit vorbereitet worden war, büßten ihre Untreue oder Feigheit mit dem Leben.

Ibrails Verlust zog unmittelbar auch den von Matschin und Tulbscha, von Wichtigkeit für den Gang der Kriegsoperationen, nach sich; ferner ergab sich an Fürst Mabatow Hirsowa, wo Einwohner und Befehlshaber mit einander in Zerwürfniß gerathen und endlich öffnete auch Kustendzia nach einigem Widerstande die Thore. Der Hafen, welcher ihm Bedeutung giebt, erleichterte dem Heere sofort die Zufuhren.

Nach diesen Vortheilen, welche an dem glücklichsten Verfolg und Ausgang des Kampfes nicht zweifeln ließen, verließ der Kaiser das Heer für eine Weile, um nach Odessa, zu diplomatischen Verhandlungen, sich einzuschiffen. Es war merkwürdig anzusehen, wie viele ausgezeichnete Personen aus verschiedenen Ländern Europa's in seinem Hauptquartiere sich eingefunden hatten, unter dem Vorwande, theils als Zuschauer, theils als Freiwillige, den Feldzug gegen die Türken mitzumachen. Wir nennen darunter vorzüglich den Herzog von Mortemart, Lord Heytesbury, den Landgrafen von Hessen-Homburg (General in österreichischen Diensten) und den General von Dörnberg. Viele wollten in ihnen mehr politische Späher und Beobachter der Plane Nikolai's, denn Leute, die der Anblick eines kriegerischen Schauspiels trieb, ja solche, geheim-bevollmächtigte, Agenten wahrnehmen, welche in gewissen Fällen gegen weitere Fortschritte des russischen Adlers ein Veto einzulegen hätten.

Die Politik der Höfe von England und Frankreich war nach der Schlacht bei Navarin endlich, wiewohl fast zu spät, über Rußlands Rolle im Orient enttäuscht worden. Denn der schwache Lord Goderich hatte sich in manches gefügt, was Canning, wäre er noch am Leben und Ruder geblieben, vermieden

haben würde, trotz dem, daß auch er längere Zeit hindurch in diesen Angelegenheiten nicht seinen ganzen sonstigen Scharfblick an den Tag gelegt hatte. Die türkische Flotte, welche der russischen bisher noch Stich gehalten, war zerstört und jene beiden Mächte hatten die Brandwerkzeuge selbst hiezu geliefert.

Griechenland war durch die Capo d'Istrias für Rußland, welches nunmehr im schwarzen Meere den Meister spielen konnte, soviel als in Besitz genommen. Zu London und Paris war die Verzweiflung schon früher losgebrochen und die Männer des Vertrauens dieser Kabinette mit dem Jammer und dem Sündengeständnisse nach Wien gekommen. Allein sie befanden sich, als die Enttäuschung statt gefunden, bereits in einer so verwickelten und unheilbaren Lage, daß sie die größten Kränkungen einstecken mußten und zu keiner kräftigen Handlung sich entschließen konnten. Sie heuchelten nun und eifersüchtelten abwechselnd gegen Rußland, welches kaum mehr Notiz von ihnen zu nehmen schien und in der Meinung des Orientes waren sie sehr tief, ja in einem Grade wie noch nie, gesunken.

Die Russen und ihre Anhänger hatten in dem gegenwärtigen Feldzuge viel von der Mitwirkung der christlichen Bulgaren und der Serbier sich versprochen; allein Hussein Pascha hatte die Thätigkeit der Ersteren durch allerlei theils kluge, theils kräftige Maaßregeln zu neutralisiren, Fürst Milosch aber den russischen Einfluß gleich sehr, als die türkischen Anmaaßungen, von sich abzuhalten gewußt, während er, ganz den Verträgen gemäß, fortfuhr, durch Pünktlichkeit in den Tributzahlungen und Beobachtung der nöthigen Ehrenbezeugungen gegen die Majestät des Großherrn, der Pforte jeden Vorwand zu Beschwerden zu benehmen und zugleich mit den christlichen Mächten auf gutem Fuße zu bleiben. Er reinigte die Karavanenstraßen nach Ungarn von dem wilden Raubgesindel, das

oftmal sie unsicher gemacht und übte sein Volk beständig in den Waffen, um zu jeder Zeit gegen ungebührliche Gewalt, komme sie woher sie wolle, gerüstet zu stehen. Die Pforte glaubte einen wunderklugen Streich gemacht zu haben, indem sie die Hut der Festungen und Gränze Bosniaken und Albanesen, den alten Todfeinden der Serbier übergab, um dieser letzteren völlig sicher zu bleiben. Dieser Schritt setzte die serbische Nation in nicht geringe Wuth und Viele glaubten den Augenblick gekommen, wo man von jedem Verhältnisse zum Sultan sich lossagen müsse. Milosch theilte diese Meinung nicht, sondern hielt die bisher behauptete Stellung für die den Umständen und den wahren Interessen Serbiens angemessenste. Er beruhigte das Land, belehrte es über Rußlands Absichten, und wiewohl er den Entschluß kund gab, die Bosniaken bei irgend einer feindseligen Aeußerung derb zu züchtigen, so sprach er sich doch entschieden gegen jede Idee eines Aufstandes aus. Die Bosniaken, zu einem Kampf mit den Serbiern begieriger, als zu dem mit den Russen, welchen sie für einen ungerechten erklärten, hatten ein Hauptunternehmen wider jene vor und schon stand man schlaggerüstet einander gegenüber, als der Widerwille gegen die neue Kriegsregel und Uniform, welchen die hier noch einflußreiche Janitscharenpartei für ihre Zwecke zu steigern wußte, einen Aufstand im eigenen Lager des Bosniakenheeres herbeiführte, welcher mit blutigen Scenen und Gräueln endigte. Mit Mühe entrann der Kapidgi Baschi, welcher den Ferman aus Konstantinopel überbracht, dem Gewürge. Die Empörer schlachteten nun nach Willkühr und zogen in ungeordneten Banden im Lande Bosnien selbst, wie in den serbischen Gränzbezirken, mordend, plündernd und sengend umher, bis sie später den verdienten Lohn für ihre Thaten erhielten.

Die Hauptmacht der Russen, welche zu Anfang Juli's

bei Karaſſu ſtand, und im Ganzen 54 Bataillone, 48 Eskadronen, 6 Koſakenregimenter und ohngefähr 250 Stück Geſchützes zählte, bewegte ſich wegen Waſſermangel nur langſam vorwärts, gegen Bazardſchik, während General Roth, wie es hieß, mit 40,000 Mann, bei Hirſowa über die Donau ſetzte, und die Feſtungen Siliſtria und Giurgewo umſchloß. Das Hauptziel der Operationen aber war Varna. Die wenigſten Kriegsverſtändigen in Europa, und die türkiſchen gar nicht, glaubten an die Wahrſcheinlichkeit eines Marſches der Ruſſen durch die bulgariſchen Wüſten, wo Mangel an Lebensmitteln und anſteckende Seuchen nur allzu ſicher ſie zu Grunde richten würden; vielmehr erwartete man plötzliche Landungen in der Nähe Konſtantinopels, um durch irgend eine kühne That dieſe Hauptſtadt zu ſchrecken und die Entſcheidung näher herbeizuführen. Der Sultan hielt es daher für das gerathenſte, ſeine Hauptſtärke auf der gefährlichſten und ſchwächſten Seite ſeines Reiches beiſammen zu behalten, um einzelne Heerabtheilungen des Feindes, welche ein Unternehmen, wie das ſoeben angedeutete, wagen würden, alsbald mit überlegener Macht vernichten zu können. Den Paſcha's, welche an der Donau befehligten, wurde jede entſcheidende Schlacht, die das Schickſal einer größeren Truppenmaſſe auf das Spiel ſetzte und durch die moraliſchen Folgen einen übeln Einfluß auf die Fortſetzung des Krieges üben konnten, ſtrenge unterſagt.

Um die Mitte des Heumonds ſtanden die Ruſſen bereits an den erſten Eingängen des Balkans bei Bazardſchik, 30 teutſche Meilen von Iſaktſchi, eben ſo viele von Adrianopel, 12 Meilen von Schumla und nur noch 5 Meilen von Varna. Nicht weniger als fünf feſte Plätze, nemlich Alt-Schumla, Jeni Bazar, Parawadi, Aladin und Varna, zwiſchen den Flüſſen Varna und Kamtſchi gelegen, mußten genommen werden.

General Benkendorf erhielt den Auftrag, mit einem kleinen Corps wider Parawadi zu ziehen, um die Verbindung mit dem Belagerungs-Corps vor Varna zu unterhalten. Am 19. Juli stand die Hauptmacht in Jeni Bazar, welches man ohne großen Widerstand erobert, im Angesichte des türkischen Lagers bei Schumla. Bald fielen mörderische Treffen vor, in welchen zwar die Russen meistentheils siegten, aber eine Menge Leute verloren. Bösartige Seuchen und selbst Anzeichen der Pest zeigten sich unter dem Heere und seine Lage war nichts weniger als glänzend zu nennen. Hiobsposten, die der Parteigeist natürlich übertrieb, verbreiteten sich allmählig in Europa. Den türkischen Stolz erfreuete und erhob zu Stambul der Anblick von 3000 Gefangenen, welche Hussein Pascha und andere Generale bei verschiedenen Anlässen gemacht und ohne Verzug nach der Hauptstadt geschickt hatten. Man hielt jedoch die Wuth des Pöbels gegen diese Individuen auf kluge Weise im Zaum; dagegen fehlte es nicht an politischen und religiösen Reizmitteln, um die günstige Stimmung zu unterhalten. Der Großvessier selbst zog jetzt, begleitet von den Segenswünschen des Padischah, nach Daud aus, um sich später mit allen Ministern nach Adrianopel zu begeben. Man befestigte die Vorstädte Ejud und Daud mit Hülfe europäischer Ingenieure, um die Hauptstadt von dieser Seite her gehörig zu schützen und die Anfänge zu einem großen befestigten Lager zu bilden; denn Mahmud war entschlossen, in einem solchen persönlich, an der Spitze eines großen Aufgebotes, zu verweilen und für die Ruhe Konstantinopels von da aus zu sorgen. Auch die Flecken Belgrad und Baschik Kenil wurden mit Redouten umgeben, die Eingänge des Bosphorus aber durch starke Batterien, unter denen zehn Kriegsschiffe lagen, in Vertheidigungsstand gesetzt. Nach drei Wochen zog der Sultan in der That mit der

Fahne des Propheten nach Ramiz Tschiflik und schlug daselbst sein Lager auf.

Inzwischen war auch das schwarze Meer der Schauplatz von allerlei wichtigen Ereignissen gewesen und Vice-Admiral Greigh, ein in russische Dienste getretener Britte von Geburt, hatte sich durch Einsicht, Raschheit und Muth, gegenüber dem Kapudan Pascha, ausgezeichnet. Der erste Angriff, nachdem er mit der zu Sebastopol ausgerüsteten Eskadre und vielen Landtruppen ausgelaufen, war gegen Anapa gerichtet gewesen; nach vierzigtägigem tapferen Widerstand ergab sich die Besatzung an den, bei dieser Belagerung besonders verdienstvollen Fürsten Mentschikoff. Im Besitze des wichtigen Punktes, konnte man mit mehr Hoffnung des Erfolges wider Varna sich bewegen und die Operationen der Landarmee unterstützen. Die Russen machten sich Meister von den nordwestlich gelegenen, durch die Türken hartnäckig vertheidigten Anhöhen; Mentschikoff und Greigh, nach hergestellter Verbindung mit der Flotte, wendeten ihr Möglichstes an, um dem Kaiser, welcher in diesen Tagen auf seiner Reise nach Odessa vorüber gefahren kam und mit ihnen eine Unterredung gepflogen hatte, die kostbare Perle zu verschaffen. Sie fanden jedoch an dem Kapudan einen an Tapferkeit und Ausdauer ebenbürtigen Gegner. Bei einem wüthenden Ausfalle der Türken am 27. August fiel Fürst Mentschikoff, tödtlich durch einen Kanonenschuß verwundet; ihn ersetzte Graf Woronzoff im Oberbefehl des Belagerungsheeres. Bald erschien auch der Kaiser selbst wieder, begleitet vom preußischen General von Nostiz, um durch seine Anwesenheit einen rascheren Gang der Operationen zu bewirken. Allein Varna hatte mittlerweile Verstärkungen an Truppen und Kriegsbedürfnissen erhalten, ohne daß die Feinde es zu hindern vermocht, und der Großvessir, unterstützt

von einem ſtarken Corps Albaneſen (an die 12,000 Mann), die ihm Omer Vrione zugeſendet, war zum Entſatz im Anzuge. Omer Vrione ſelbſt ſchien ſeine ganze alte Tüchtigkeit im Dienſte des Großherrn bei dieſem Anlaſſe erproben zu wollen und man hoffte viel von ſeinen und des Großveſſirs vereinigten Bemühungen.

Leider gingen ſolche Hoffnungen keineswegs in Erfüllung; ehe noch Omer Varna erreichen konnte, ſah er ſich, während der Großveſſir viel zu langſam anrückte, von einem ſtarken Ruſſen-Corps unter Anführung des Prinzen Eugen von Würtemberg, bei dem Flecken Kaar angegriffen und nach einem hitzigen Treffen zum Rückzuge gezwungen. Darauf erfolgten mörderiſche Stürme, zu denen Kaiſer Nikolai ſelbſt ſeine Krieger begeiſterte. Im September war er von Odeſſa zurückgekehrt, hatte aber, da die allerungünſtigſten Winde ſeine Fahrt nach Varna begleiteten, mit ſo vielen Gefahren zu kämpfen, daß dunkle Gerüchte ihn ſelbſt vom Sturme verſchlagen und in die Hände der Türken gerathen ſeyn ließen. Die Eroberung einer Redoute, der Einſturz einer Baſtei entſchieden über das Schickſal des Platzes. Der Kapudan war zwar entſchloſſen, den Sturm auf den Hauptwall ebenfalls abzuwarten und ſuchte, als der Kaiſer ihm eine Kapitulation antrug, durch Unterhandlungen blos einige Zeit zu gewinnen; allein ſein Unterbefehlshaber, Juſſuf Paſcha, war friedliebenderer Natur. Beſtochen durch die Freundlichkeit Nikolai's bei einer der ſtattgefundenen Unterredungen und, wie die Sage ging, noch mehr durch den Reiz einer großen Geldſumme, erklärte er den Platz für nicht länger haltbar. Seine Truppen, dem Kapudan Gehorſam verweigernd, legten die Waffen nieder und Juſſuf begab ſich in des Kaiſers Schutz. Der Kapudan, mit einem kleinen Haufen getreuer Muſelmänner, warf ſich in die Zitadelle,

sah aber bald die Unmöglichkeit ein, wider die Macht der Umstände etwas auszurichten. Er unterhandelte deßhalb eine ehrenvolle Kapitulation und erhielt freien Abzug nach dem Lager Omer Vrione's bei Aidos. Juſſuf Paſcha fand zu Odeſſa bei den ruſſiſchen Behörden eine glänzende Aufnahme; der Sultan, in ihm einen Verräther an Religion und Vaterland verfluchend, ließ all ſein Gut in Beſchlag nehmen. Der Fall von Varna war verhängnißvoll für den ganzen Feldzug; aber gleichwohl gingen die Sachen auf andern Punkten nicht ſo raſch, wie man ſich dieſelben vorgeſtellt. Bei Schumla wehrte ſich Huſſein Paſcha wie ein Löwe und ſetzte den Ruſſen in einer Reihe von blutigen Ausfällen und Gefechten zu; ganze Bataillone wurden ihnen oft in Stücke gehauen; bei Eski Stambul konnte man nur mit vereinigter Macht die Muſelmänner nach ihrem Lager zurücktreiben. Zweifelhaft und wechſelnd in ihren Erfolgen waren die Gefechte um Siliſtria; viele Leute glaubten nur halb an die Wahrheit der hierüber veröffentlichen Berichte. Die Hauptmacht der Türken bei Schumla ſtand ungebrochen und der Paſcha von Widdin bedrängte den General Geismar nicht wenig bei Kalefat. Die Gegend zwiſchen dieſem Orte und Krajova wurde gräßlich verwüſtet. Die Streifzüge in der kleinen Wallachei beſchränkten ſich mehr auf Fütterung und Beute; es war ein bloßer Parteigängerkampf. Siliſtria und Giurgewo trotzten allen Anſtrengungen des Generals Roth; die Ausfälle der Türken und die Ueberſchwemmungen verſetzten die Ruſſen mehr als einmal in unbeſchreibliche Noth; die Belagerung von Siliſtria mußte zuletzt förmlich aufgegeben werden.

Dem Kaiſer Nikolai galt vorerſt die Behauptung Varna's für die allerwichtigſte Aufgabe; dahin beorderte er Roth mit ſeinem Corps und übertrug ihm in den gemeſſenſten Befehlen

die Instandsetzung und Ausbesserung des zertrümmerten Platzes. Der Sultan, im Innersten über diesen Verlust betrübt, entsetzte den Großvessier (Mehmed Selim Pascha), dessen Säumniß und Untüchtigkeit derselbe zugeschrieben wurde, seiner Stelle und übergab sie Redschid Pascha, welcher in Person das Heer befehligen sollte, nebst allen Feldgeräthschaften und Schätzen seines Vorgängers. Um jeden Preis sollte die Festung dem Feinde wieder entrissen werden und man sparte daher weder Geld, noch Menschen, um dieses Vorhaben durchzuführen.

Die Russen befanden sich zu Varna, der Stürme auf dem schwarzen Meere willen, welche die Zufuhr der Lebensmittel sehr erschwerten, in gar nicht erfreulicher Lage; aber noch trostloser war ihre Stellung bei Schumla gegen Anfang Novembers. Geschwächt und entmuthigt durch Mangel, Krankheit, Kampf und Frost, beschloß man den Rückzug von Schumla zum Belagerungscorps bei Silistria; General Rudzewitsch mit dem ebenfalls sehr geschwächten dritten Corps deckte ihn nur mühesam und erlitt, da Hussein Pascha kräftig sie verfolgte, eine ziemlich fühlbare Niederlage, welche von den Russen selbst nicht geläugnet worden ist. Bei Silistria und Giurgewo erreichte die Noth den höchsten Grad und die Truppen, welche die Belagerungen dieser zwei Plätze betrieben, kamen in einem Zustande förmlicher Auflösung in den Fürstenthümern wieder an, als die Nothwendigkeit eines Rückzuges auch auf dieser Seite sich eingestellt hatte. Zum Empfange wurden sie von der immer heftiger hausenden Pest begrüßt. Die Verpflegänstalten, Spitäler und Feldapotheken waren mit äußerster Nachlässigkeit eingerichtet worden; die Fürstenthümer selbst aber sahen sich allzu sehr erschöpft, um hinreichende Hülfe gewähren zu können. Mit militärischen Zwangmaaßregel wider die unglücklichen Bewohner mußte das Allernöthigste herbeigeschafft werden.

Die lauten Klagen über den schlechten Gang der Kriegsoperationen, wie über jene Verpflegsanstalten und die daraus hervorgehenden, beklagenswerthen Verwicklungen suchten den Oberbefehlshaber der Armee, Grafen Wittgenstein, als vorzüglichstes Ziel. Seinem verkehrten Feldzugsplane wurde alles Schlimme, was sich ergeben, zugeschrieben. Die Vorwürfe häuften sich mit jedem Tage und hörten nicht eher auf, bis der Befehlstab ihm abgenommen und dem Grafen Diebitsch anvertraut worden war. Das kaiserliche Reskript verhüllte zwar in ehrenvollen und zärtlichen Ausdrücken die zugefügte Kränkung; aber der ausgezeichnete Feldherr fühlte dennoch das ganze Gewicht eines Wechsels, welcher seine in den Befreiungskämpfen erworbenen Lorbeeren auf so schimpfliche Weise zerknickte.

Der Jubel von Rußlands politischen Gegnern in Europa war nicht gewöhnlich, als so manche böse Gerüchte, welche mit Fug nicht widerlegt werden konnten, welche durch alle künstliche Verschleierungen sich Raum machten und mit Vorbedacht noch vielfach übertrieben wurden, sich durch Zeitblätter, Flugschriften, vertraute Briefe und geheime Berichte überall hin verbreiteten *). Selbst Viele, die im Interesse Griechenlands und der Civilisation den russischen Waffen Sieg in diesem Kampfe wünschten, freuten sich aus anderen Beweggründen über die temporäre Demüthigung des Riesen. Bei weitem am rücksichtslosesten spritzten die englischen Blätter ihr Gift aus. Doch auch auf dem Angesichte mancher sonst befreundeter

*) Ein ausgezeichneter Aufsatz von ziemlicher Länge, aus der Feder eines hochgestellten russischen Offiziers in dem St. Petersburger Journal vom 6. Jänner 1829, unter dem Titel: „Betrachtungen über den letzten türkischen Feldzug," war bestimmt, all' diese Dinge zu widerlegen.

Staatsmänner der Kontinental-Kabinette nahm man ein sardonisches Lächeln wahr, welches vom Kaiser Nikolaus nicht so leicht vergessen wurde, und selbst der österreichische Beobachter hatte seine unbewachten Augenblicke, wo er, wie im Traume zu reden und in dem politischen Vaterunser kleine Abänderungen vorgenommen zu haben — kurz wo er mehr das Organ Oesterreichs, Teutschlands und Europa's, als ein Organ der heiligen Allianz noch zu seyn schien.

Die von Rußland angekündigte Blokade der Dardanellen reizte den Aerger der Engländer mehr als irgend etwas seit langer Zeit; sie ließen sich über die Person und die Absichten Nikolai's mit harten Worten aus und tadelten eben so stark die Leichtgläubigkeit und Ohnmacht ihrer von dem russischen Kabinette getäuschten Minister. Da man Rußland nicht genug Seekräfte zuschrieb, um jene Blokade wirksam durchzuführen, so bezüchtigte man es des Planes, durch Ertheilung von Kaperbriefen an die in diesem Punkte ohnehin schon überaus thätigen Griechen, nicht nur den Rest der türkischen Seemacht, sondern auch den Handel der neutralen Nationen in der Levante, mittelst Beförderung der Seeräuberei, zu Grunde richten zu wollen.

Das russische Kabinet kannte diese Stimmung wohl; allein es vertraute so sehr auf die Schwäche der übrigen Mächte, daß es in seinen Unternehmungen weder durch die zahmen Noten der Kabinette, noch durch die wilden Ergüsse der Tribüne und der Publizistik sich stören ließ. Die Sprache in den Depeschen des Grafen Nesselrode lautete, wie gesagt, stolz und würdevoll, während seine Publizisten von der „dummen Eifersucht gegen ein christliches Volk redeten, welche der Pforte schon die Waffen der Kultur in die Hände gegeben, ohne ihr den Geist

schenken zu können." So tief hatte Rußland seine und fremde Interessen und Plane in einander zu verwurzeln gewußt, daß um jene Zeit sogar eine große politische Intrigue, welche man ein Jahr vorher noch für unmöglich gehalten hätte, den denkenden Köpfen nicht wenig zu schaffen machte; eine Intrigue, welche aus dem Haupte der Herren von Martignac und Pozzo di Borgo entsprang und von der kriegslustigen, bonapartistisch-liberalisirenden Partei in Frankreich mit großem Enthusiasmus aufgegriffen wurde. Sie betraf ein enges Bündniß zwischen Frankreich und Rußland, als den natürlichsten Alliirten, welche hinfür in die Leitung der europäischen Angelegenheiten sich theilen, Belgien ersterer Macht zurückverschaffen, den König der Niederlande durch Hannover entschädigen und Preußen, den unbequemen Nachbar, auf die eine oder andere Weise zufrieden stellen würden. Der ganze Plan, von der französischen Plauderhaftigkeit durch Kératry und Richemont in Zeitungen, durch Sebastiani und Bignon auf der Tribüne voreilig kund gemacht, scheiterte an dem beharrlichen Widerwillen Karls X., doch würde er auch unter jeden Umständen an der Kraft des unbequemen Nachbars, so wie an der Stimmung der teutschen Nation, über welche damals Preußen einen ungewöhnlich starken moralischen Einfluß übte, sicherlich gescheitert seyn.*)

Während dies in Europa sich begab, wurde nicht minder hitzig in Asien zwischen Russen und Türken gestritten. Kaum hatte der Obergeneral, Graf Paskiewitsch-Eriwanski, die Nachricht von dem Bruche seines Hofes mit der Pforte

*) Vgl. Mémoires du Général Richemont réproduits en partie par M. Kératry, dans le Courrier Français; nebst der triftig sie beleuchtenden Lettre à un Diplomate (teutsch mit Glossen in der Alétheia von E. Münch) von Dr. E. Wiedemann.

und den Befehl zum Einrücken in die asiatische Türkei erhalten, als er die verfügbare kaukasische Heermacht bei Gumry, am Flusse Arpatschai, versammelte, mit den neuen Ereignissen sie bekannt machte und nach abgehaltenem feierlichem Gottesdienste den Marsch wider die feindlichen Provinzen antreten ließ. Der erste Punkt, welcher sich den Russen darbot, war die Gränzfestung Kars, jenseits des Arpatschai. Die ungeregelten türkischen Reiterschaaren, welche sich leichten Sieg träumten, weil die den Vortrab bildenden donischen Kosaken alsbald (der Abrede nach) sich umgewendet, hielten vor dem Ungestüm der Uhlanen des Generals von Osten-Sacken nicht Stand; und als erst noch das Geschütz von einer rasch in Besitz genommenen Anhöhe herab in ihren Reihen wüthete, erfolgte allgemeine Flucht nach der Festung zurück: die Russen rasch hinter ihnen her und die Mauern hinauf in die Stadt. Nur die Citadelle hielt noch; aber der Befehlshaber, Mehmed Janni Pascha wartete den Sturm oder die Belagerung derselben nicht erst ab, sondern kapitulirte mit 5000 Mann. Blos 2000 Reiter hieben sich männlich durch die russischen Schwadronen und gewannen so das sie sichernde Gebirg.

Der Obergeneral ernannte eine provisorische Verwaltung für das Paschalik Kars unter dem Vorsitze des Fürsten Bekowitsch-Tscherkassy und sorgte für die Bedürfnisse der Festung, welche für die ferneren Operationen von größter Wichtigkeit war. Während dieser Zeit hatte auch der Befehlshaber des Reserve-Corps, Graf Sipiaghin, von Tiflis aus sich in Bewegung gesetzt und das feste Poti, welches auf einer Insel an der Mündung des Phasis, den Handel und die Schifffahrt nach Trebisonde, Batume und anderen Küstenplätzen des schwarzen Meeres beherrscht, nach kurzen Anstrengungen, mittelst Kapitulation, gewonnen. Die Reste der Janitscharenpartei

hatten auch hier zum Nachtheil des Sultans mitgewirkt, und Paskiewitsch hielt es die ganze Dauer des Feldzuges hindurch für klug, so oft eine ähnliche Gelegenheit sich darbot, um ohne großes Blutvergießen neue Trophäen zu erwerben, jenes Mittel. In wie fern jedoch das russische Ministerium oder Graf Paskiewitsch von vorn herein Einverständnisse mit dem durch Türkisch-Asien zerstreuten Janitscharen-Rumpfe zur Erleichterung der Kriegsoperationen gepflogen, bleibt zur Zeit noch unermittelt und die darüber vernommenen Behauptungen müssen zum mindesten als voreilig betrachtet werden.

Achalkalaky hatte dasselbe Schicksal, wie Kars und Poti, doch fielen dabei blutigere Scenen vor und die Feste wurde den Russen nicht ohne beträchtlichen Menschenverlust. Noch blutiger wurde der Kampf, als eine größere Truppenzahl (im Ganzen etwa 25,000 Mann mit 15 Feldstücken) endlich unter dem Befehle der Pascha's Mustapha und Kios Mehmed zum Entsatze von Achaltzyk herbei eilten und am Ufer des Kur ein festes Lager bezogen. Nach einer vollständigen Niederlage der Türken, in welcher einerseits Mehmed Pascha schwer verwundet worden, anderseits der ausgezeichnete General Kovolkoff mit vielen wackeren Offizieren und Soldaten geblieben war, besetzten die Russen dieses Lager und stürmten unter gräßlichem Gewürge den Platz, bis auf die Citadelle, welche durch Kapitulation (mit 66 Kanonen, 5 Roßschweifen und 32 Fahnen) sich ergab. Die wichtigste Beute (vielleicht des ganzen Krieges) war ein in Achaltzyk gefundener Schatz von mehreren hundert seltenen und kostbaren Manuscripten, welche der Oberfeldherr ungesäumt nach St. Petersburg sendete. Aythour, Bajazet, zwei kleine Felsenfesten, fielen nun ebenfalls. Die armenische Bevölkerung schien nicht minder als die Janitscharenpartei überall viel zu den Fortschritten der Russen beigetragen zu

haben. Bald waren nun drei Paschaliks in der Gewalt derselben. Der Weg nach der großen Stadt Erzerum stand ihnen offen. Doch bezog Paskiewitsch, um für die ferneren Unternehmungen sich zu stärken, bereits im Oktober die Winterquartiere, und gleichwie in Europa also auch in Asien ward des folgenden Jahres (1829) der Kampf mit neuen Streitkräften begonnen.

Der Seraskier von Erzerum hatte ein Heer von mehr denn 50,000 Mann gesammelt, von denen er 30,000 selbst befehligte, den Rest aber seinem Unterfeldherrn, Hagki Pascha, anvertraute. Er bezog mit jenen im Junius, denn fast so lange hatten die Operationen geruht, eine feste Stellung am Fuße des Gebirges Saganlou; Hagki Pascha aber sollte auf dem Wege nach Kars die Offensive ergreifen. Paskiewitsch, entschlossen, keine Opfer zu scheuen, um den Feldzug in möglichst kurzer Frist zu beendigen, zog unter großen Schwierigkeiten über die waldigen Höhen, umging das feindliche Lager und dieses durch einen kühnen Angriff (am 2. Julius) gesprengt, fiel mit dem Pascha in seine Gewalt. Jetzt rückte er ohne Verweilen an der Spitze seiner Hauptmacht wider Erzerum an. Seine Einverständnisse mit den Armeniern und Janitscharen und die von diesen gesponnenen Umtriebe paralysirten die Anstrengungen der Vertheidiger, und als am 8. Julius der Sturm begann, entfloh der Befehlshaber der Stadt mit dem größten Theile seiner Besatzung, die Einwohner aber öffneten die Thore. Der Seraskier selbst und alle mit ihm in Erzerum befindlichen Pascha's geriethen in Gefangenschaft. Der Widerstand einzelner Arnautenbanden war bald bezähmt. Die Sieger fanden unermeßliche Kriegsbeute. Der Graf zeigte sich den Janitscharen für die geleisteten Dienste dankbar; er erklärte ihre Körperschaft für wieder her-

gestellt und gab den neugebildeten Ortas die alten Rechte, Freiheiten und Auszeichnungen zurück. An die Spitze der Verwaltung des Paschaliks kam Generalmajor Pankratieff; zum Befehlshaber der Stadt ward Fürst Tscherkassy ernannt. Inzwischen hatte die Vorhut des russischen Hauptheeres die bedeutende Festung Baiburd erobert und rückte auf der Straße nach Trapezunt vor; Paskiewitsch folgte ihr, hatte jedoch auf seinem Marsche, der beschwerlichen Wege halber, mit so vielen Schwierigkeiten zu ringen, daß er zum Rückzuge sich genöthigt sah. Ueberdieß drohte dem kaum gewonnenen Erzerum große Gefahr, denn die Türken hatten sich von ihrem Schrecken erholt und mehrere Pascha's waren mit einer beträchtlichen Truppenmasse zur Wiedereroberung dieser Hauptstadt Armeniens aufgebrochen. Schon hatten sie Baiburds, trotz aller Tapferkeit seiner Besatzung, sich bemächtigt; durch den blutigsten Kampf erst konnte es ihnen von den Russen wieder entrissen werden.

Die Nachricht von dem zu Adrianopel geschlossenen Frieden, welche am 11. Oktober im Lager des Grafen eintraf, machte glücklicherweise einem weiteren Blutvergießen ein Ende. Wir kehren somit zu den Begebenheiten in Europa zurück, welche dieses Resultat herbeigeführt haben.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Zweite Abtheilung: Von dem Uebergange über den Balkan bis zum Adrianopler Frieden.

Es ist erzählt worden, daß an die Stelle des Grafen von Wittgenstein Graf Diebitsch den Oberbefehl der russischen Armeen erhielt und ein ganz neuer Plan zu Herstellung des Kriegsruhms und Kriegsglücks derselben für nöthig erachtet wurde. Diebitsch, geboren aus einer preußischen Familie, welcher ein ausgezeichneter militärischer Ruf vorangegangen war, und welche später in russische Dienste trat, ein Zögling des Semenow'schen Grenadier-Garde-Regiments, von unscheinbarem Aeußeren und jener Art von Gestalt, welche in Eugenius und Laudon selbst erfahrne Menschenkenner getäuscht, aber desto lebhafterem, thätigerem Geiste, wissenschaftlich gebildet, thatendurstig, kühn, ehrgeizig, intriguant, in früheren Kriegen der Russen mit den Franzosen bekannt geworden und emporgestiegen, eine Zeit lang unter Alexander I. in Schatten gestellt, darauf in den glorreichen Feldzügen von 1812 — 1814 von Neuem thätig als Unterhändler, wie als General, bald darauf ein enger Vertrauter der Gedanken und Entwürfe Alexanders,

endlich von Nikolaus I. mit gleicher Gunst beehrt — dieser Mann hatte eine der schwierigsten Aufgaben übernommen, von deren Lösung der fernere Ruhm seines Lebens nun abhing. Die Nationaleifersucht der Russen sah ihn, den Ausländer, nur ungern auf den hohen Posten gestellt, auf welchem er sich befand; aber er besaß so sehr das ganze Vertrauen des Monarchen, daß, dem Vernehmen nach, selbst Paskiewitsch seinen Plan für die persischen Feldzüge seiner Prüfung unterwerfen mußte. Der Erfolg rechtfertigte solches Vertrauen; da er über ebenfalls in russische Dienste getretene Landsleute, die Generale Toll, Roth und Geismar besser, als über eingeborne Russen verfügen konnte, so erhielten seine Maaßregel mehr Bürgschaft für Zusammenhang und Zusammenwirkung, ein Umstand, welcher viel zu dem Gelingen des Hauptplanes beitrug.

Roth hatte für die Befestigung, Vertheidigung und Verpflegung Varna's während der eingetretenen Pause auf dem Kriegstheater bestens gesorgt und manche der bisherigen Versäumnisse in Verproviantirung der Armee für Wiederherstellung des Gesundheitszustandes und Erhaltung des Verkehrs zwischen derselben und der Flotte waren durch ihn gut gemacht worden. Bald gewann die Lage der Truppen auf dem rechten Donauufer eine beruhigendere Gestalt. Auf dem linken Ufer beschäftigte Geismar den Pascha von Widdin, führte durch Pandurenbanden mit Glück den kleinen Krieg und versah sich von Zeit zu Zeit mit Beute und Lebensmitteln.

Die Vorkämpfe im Winter und Frühling 1829 hatten die Einnahme der Festungen Turno und Kalé, gleichsam des Brückenkopfes von Nikopolis, (wie es hieß, vorzüglich durch Verrath der beiden Befehlshaber Ibrahim Pascha und Ayan Achmed), als Hauptresultat, worüber in St. Petersburg große

Freude herrschte, da nun gegen Giurgewo, Rutschuk und Silistria mit mehr Erfolg operirt werden konnte. Die Russen gaben sich besonders gegen den letzteren Platz ausserordentliche Mühe; er ward immer enger eingeschlossen; die Kanonade ward Tag und Nacht fortgesetzt und auf den beschwerlichsten Wegen führte man immer neues Belagerungsgeschütz herbei. Doch waren die Besatzungen von Giurgewo und Rutschuk keineswegs lässig und zahlreiche Wägen von Verwundeten bezeugten dieß deutlich, sowie die vielen Opfer, welche die Fortsetzung des Kampfes kostete.

Graf Diebitsch's Hauptplan ging nunmehr dahin, durch eine Reihe partieller Landungen und Eroberungen an den Küsten des schwarzen Meeres Konstantinopel in Schrecken zu setzen und den Sultan zu bestimmen, daß er, zu Sicherstellung seiner Residenz, die am Balkan concentrirte Hauptmacht schwäche. Die Seemacht im Archipel wie auf dem schwarzen Meere mußte mit dem Landheere in genauestem Einverständnisse wirken. Erstere bestand aus 8 Linienschiffen, 7 Fregatten, 4 Briggs und 1 Korvette und hatte im Ganzen an die 1602 Kanonen an Bord; letztere aus 2 Oorlogs von 220 Kanonen, 3 von 84 — und 4 von 74 Kanonen; sodann aus 5 Fregatten von 36 — 56 Kanonen und 28 Korvetten. Neue Fahrzeuge von verschiedenen Größen wurden nun unablässig auf den Schiffswerften des schwarzen Meeres erbaut und folgten von Zeit an den Ort ihrer Bestimmung nach.

Obgleich man nun immer noch von gewisser Seite her die russische Seemacht seit der Schlacht bei Navarin als durch den Sieg selbst ungemein angegriffen hinstellte, so waren doch Schiffe genug vorhanden, sowohl um die Blokade der Dardanellen wenigstens theilweise, als die beabsichtigten Landungen auszuführen. Eine der kühnsten war die wider Sizeboli im

Meerbusen von Mesembria, ganz in der Nähe Konstantinopels und des großen Lagers von Aidos, in den letzten Tagen des Februars; Stadt und Besatzung unter Halil Pascha ergaben sich auf Gnade und Ungnade an den Contre-Admiral Kumany. Darauf kam an Mesembria und andere Plätze die Reihe, und Schiffe und Küstenbatterien wurden zerstört. Der panische Schreck, welcher über solche Erscheinung die Hauptstadt ergriff, bestimmte den Großherrn, mit verdoppeltem Eifer die Vertheidigungsmaaßregeln und eine Gegen-Expedition auf dem Bosphorus zu betreiben; und auf der Landseite rückte Hussein Pascha von Burgas aus, mit einer Heerabtheilung von 4000 Mann und 1500 Reitern wider Sizeboli an. Aber der Handstreich, den er zu vollführen gehofft und mit großem Muthe begonnen hatte, scheiterte, besonders da die Mitwirkung des Geschützes der russischen Flotte ihn allzu sehr in Nachtheil versetzte.

Auch Admiral Greigh und der Kapudan Pascha begannen allmählig auf dem schwarzen Meere ihre Streitkräfte zu messen. Eine Flotte von 6 Linienschiffen, 8 Fregatten und vielen kleineren Fahrzeugen lief am 20. Mai von Bujuktere aus, um den Feind aufzusuchen. Der Admiral war schon am 13. April von Odessa nach Sebastopol abgesegelt, um von dort mit der großen russischen Flotte in die See zu stechen. Als der Kapudan vernommen, daß vier Schiffe Greighs an der Küste von Anatoli kreuzten, wendete er sich nach der Bucht Ereckli, woselbst er sie wirklich traf und ungesäumt angriff. Ein hitziger Kampf entspann sich, worin die Russen, trotz aller Tapferkeit, den Kürzeren zogen. Ihre Fregatte, der „Raphael" gerieth in des Kapudans Gewalt; gleiches Schicksal hätte auch beinahe die Brigg „der Merkur" erfahren, wenn nicht ein glücklich auf das türkische Admiralschiff gerichteter Schuß, der den Hauptmast

zerschmetterte und die dadurch unter der Flotte entstandene Unordnung ihm Zeit verschafft, zu entwischen und Greigh noch zu rechter Zeit mit seiner Flotte hülfreich erschienen. Die Türken brachten die eroberte Fregatte im Triumphe nach Konstantinopel. Unter dem Namen „Allah Vermisch" (Gott gab sie) war sie bestimmt, gleich wieder mit der Flotte des Kapudans in das schwarze Meer zurück zu segeln; allein derselbe wagte, als er noch im Bosphorus der achtunggebietenden Haltung Greighs ansichtig geworden, keinen entscheidenden Kampf, sondern beschränkte sich darauf, im Kanale zu kreuzen. Aber auch, nachdem die Witterung Greigh genöthigt, die Nähe von Konstantinopel zu verlassen, und jener noch einmal in's schwarze Meer gesteuert, unternahm er dennoch nichts. Die strenge Wache der russischen Marine im Archipel, besonders bei Kandia, verhinderte das Auslaufen und Zusammenwirken der längst mit Sehnsucht erwarteten ägyptischen Flotte mit der des Sultans.

Während dieser wechselreichen Kriegsbegebenheiten blieb auch die europäische Diplomatie in Betreff der griechischen Frage nicht müßig. Die Botschafter der drei Vertragsmächte hielten zu Neapel neue Konferenzen und suchten über einen neuen Operationsplan auf die Entschließungen des Divans sich zu verständigen. Ihre Ansichten wichen um jene Zeit mehr von einander ab; Ribeaupierre begehrte die größtmöglichste Ausdehnung Griechenlands, natürlich im Interesse seines Staates, welcher nunmehr durch die Capo d'Istrias in dem zu gründenden Staate Meister zu bleiben hoffte; Stratford Canning war von dem Herzog von Wellington blos für Morea und die Inseln des Archipels bevollmächtigt; Guilleminot spielte zwischen beiden den Vermittler, und so wie die Politik seines Hofes in den auswärtigen Angelegenheiten nicht ganz festen Fußes und

von bestimmter Richtung war, eben so trat auch der Bevollmächtigte im Orient in nicht sehr entschiedener Haltung auf. Das türkische Ministerium kannte die Lage der Dinge und die Verwicklung der Interessen in Europa ziemlich genau, und zwischen den Phrasen der Thronreden und den Depeschen der Minister und den geheimen Gefühlen und Gedanken der Souveräne wußte es einen Unterschied zu machen. Die Sprache des Reis Effendi war daher dem alten Systeme getreu; er wollte schlechterdings nichts von Annahme des Londoner Vertrages hören. Eben so verwarf der Sultan standhaft die inzwischen ihm übermachten Friedensanträge Rußlands; er ersah darin nicht das Werk der gemäßigten Gesinnung, sondern der Nothwendigkeit, weil er glaubte, daß Oesterreich, England und Frankreich auf den Kaiser Nikolai durch gebieterische Vorstellungen eingewirkt; ein ungeheurer Irrthum; denn dieser Monarch achtete die Opposition der zwei konstitutionnellen Kabinette gegen seine orientalische Politik seit der Schlacht bei Navarin nicht mehr, aus Ursachen, die wir früher angeführt; und Oesterreich, welches, anderer gemeinsamer Interessen und Rücksichten willen, nicht geradezu feindlich gegen Rußland auftreten konnte, hatte sich mißmuthig zurückgezogen und nur noch sparsam die vielverschmähten Rathschläge ertheilt.

Mahmud II. war des festen Glaubens, daß in der Hauptsache noch nichts entschieden, der türkische Muth vielmehr durch die Ereignisse an der Donau neu erprobt und von Redschid Pascha's Eifer und Kriegskenntniß das Beste für sein Reich zu hoffen sey. Er spielte auch den gebildeten Gemäßigten in der Art und Weise, wie die russischen Kriegsgefangenen behandelt wurden und gab selbst eine Auswechslung der gegenseitigen Gefangenen, jedoch nur in Masse, zu. Für die Verminderung der Brodtheuerung in seiner Hauptstadt und die

Erleichterung des Getreidehandels traf er geeignete Maaßregeln. Der Bairam ging in Ruhe und Ordnung vor sich und der Sultan wagte es, dabei, statt mit dem Turban, mit einer rothen Mütze zu erscheinen. Wenige Stellenveränderungen gingen, gegen die sonstige Gewohnheit, vor sich; selbst Pascha's und Befehlshaber, die im Kriege Versehen sich schuldig gemacht, durch welche die Pforte große Verluste erlitten, empfanden nicht den Zorn des Herrschers. Sein wilder Geist heuchelte Gleichmuth und Fortschritt zur Gesittung. Selbst Maskenbällen bei Gesandten befreundeter Mächte wohnte er in arabischer Tracht bei. So sehr hatte sich Vieles in Konstantinopel verändert.

Mittlerweile wurden die Kriegsoperationen an der Donau und am Fuße des Balkans fortgesetzt. Diebitsch hatte es, was erstere betraf, vor allem Andern auf Silistria abgesehen und musterte am 8. Mai sämmtliche, wider diese Festung bestimmten Truppen. Die Vorhut wurde von Generalmajor Nabel, das Hauptcorps von Generallieutenant Krassowsky, die Nachhut von Generalmajor Fürst Lubomirsky befehligt. Am 10. Mai begannen die Operationen; die Donauflottille wirkte thätig mit. Am 17. Mai war bereits, trotz der Gegenanstrengungen der Türken, Silistria von allen Seiten eingeschlossen und die Verbindung des Belagerungsheeres mit den Plätzen Kosludschi, Bazardschik und Parawadi gesichert. Noch am nämlichen Tage fand ein Kampf mit dem (inzwischen bei der Armee eingetroffenen) Großvesier und General Roth bei Parawadi statt, wobei die moralisch neu gekräftigten Türken große Ausdauer und Tapferkeit bewiesen und nur mit Mühe und unter großen Opfern nach dem Thale Neweza zurückgetrieben werden konnten; sie selbst schrieben sich jedoch unbedenklich die Ehre des Tages zu: Redschid Pascha, die nöthigen Maaßregeln gegen Diebitsch und Roth vernachlässigend, und über die Streitkräfte

des Feindes im Irrthum, dachte nun ernsthaft an die Belagerung Parawadi's. Roth sollte isolirt und geschwächt und zum Aufgeben von Varna und Sizeboli genöthigt, die russische Linie durchschnitten, Silistria dadurch sicher gestellt und das russische Heer natürlicherweise dann auch in die Unmöglichkeit eines Marsches über den Balkan versetzt werden. Leider hielt der Großvessier nur einen Punkt fest und wurde durch die tiefere Taktik Diebitschs, welcher alsbald zu Erhaltung der Verbindungslinien zwischen den verschiedenen Stellungen seiner Armee und zum Entsatze Parawadi's herbei eilte, überflügelt. Mit bedeutend mehr Volk, als Redschid geglaubt hatte, erschien er in der Nähe des türkischen Lagers, und da jener alsbald die Belagerung Parawadi's aufgehoben und zu seinem Empfange sich gerüstet hatte, so entbrannte (am 11. Juni) zwischen den beiden Feldherren eine der blutigsten Schlachten dieses Feldzugs. Die Entscheidung war lange schwankend und der Großvessier hatte sich, nur ermüdet, nicht besiegt, in eine vortheilhafte Stellung, die ein Wald schützte, zurückgezogen; aber der russische Obergeneral sorgte rasch für neue Truppen und griff mit unbezwinglichem Ungestüm die ganze Streitlinie der Muselmänner an. Dieselbe löste sich endlich, nachdem fast alle Munition verschossen, in wilder Flucht nach dem nahen Walde auf; 2000 Todte und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld; 1500 Mann geriethen in Gefangenschaft. Die Beute an Geschütz, Gepäck und Train war groß. Nur mit 15,000 Mann erreichte Redschid (welcher blos einem Zufall seine eigene Rettung während des Kampfes verdankt) Schumla wieder. Bald erhielt er hier ein Schreiben des russischen Oberfeldherrn mit erneuerten Friedensanträgen; derselbe betheuerte des Kaisers gemäßigte Gesinnungen und wies den Vessier auf die erlittene Niederlage. Allein Redschid erwiderte großartig: Sieg und

Niederlage hingen von Gott ab, und nicht in der Macht der Menschen sey es gelegen, eine Aenderung darin hervorzubringen. Ein Aufknallen der Munitionswägen habe für sein Heer das Unglück herbeigeführt. Der Graf möge immerhin einen Unterhändler senden, jedoch nicht um mit ihm, dem Großvessier, als der bisher blos mit Kriegssachen zu thun gehabt und der diplomatischen Unterhandlungen unkundig, sondern mit türkischen Bevollmächtigten, die hiezu gewählt werden sollten, das wohlthätige Friedenswerk zu besprechen; er selbst könne ohne genaue Kenntniß von dem Zustande der Dinge in der fraglichen Sache kein Wort der Entscheidung sprechen. Der Friedensversuch schlug also fehl, und zu Konstantinopel, wo die Hoffnung auf englisch-französische Vermittlung, oder zuletzt wohl gar auf bewaffneten Beistand dieser Mächte zur Zügelung des russischen Ehrgeizes neu erwacht war, wollte man nichts von der Sache hören. Das Unglück hatte die Geister stolzer, die Gemüther zähe gemacht. Der Mufti, die Ulema's, der Sultan selbst begeisterten allenthalben die Bevölkerung. Der Gleichmuth Mahmuds verscheuchte Zweifel und Bangigkeit. Das Lager von Therapia füllte sich mit freiwilligen Streitern.

Diese Stimmung schmolz in etwas, als die Kunde von dem Falle Silistria's eintraf. Am 30. Juni endlich hatte sich die von allen Seiten bedrängte, ermüdete, zusammengeschossene Festung noch kurz vor einem beschlossenen Hauptsturm ergeben; die Besatzung ward, da Diebitsch alle Bedingungen verworfen, kriegsgefangen; man fand fast nichts als einen einzigen großen Spital und einen Haufen von Trümmern.

Jetzt, nachdem eine bedeutende Heerabtheilung verfügbar geworden, und die längst erwarteten Reserven unter Witt (wenn gleich nicht im erfreulichsten Zustande) den Pruth über-

schritten, ward es dem Grafen Diebitsch möglich, den Zug über den Balkan, das Ziel seiner brennenden Wünsche, zu überschreiten. Redschid war auf die bloße Vertheidigung Schumla's beschränkt und hatte zu diesem Zwecke selbst wichtige Stellungen entblößt.

Der Balkan, im weiteren Sinne des Wortes heißt der hohe und lange Gebirgszug, welcher sich am südlichen Ufer der Save von den dinarischen Alpen her an den Quellen der Narenta und des Verbacs in Bosnien entspinnt und anfangs südlich, gegen Macedonien, unter verschiedenen Namen, sodann mehr östlich fortläuft, die Balkankette oder der Hämus. Er erhält an den Quellen der Morawa den Namen Skardo oder Skardus (Schartag, Karadog, sardische Berge), weiterhin gegen Morgen aber, nachdem mehrere Aeste von ihm nördlich und südlich ausgelaufen sind, von den Quellen des Eßcar (Isker) und des Ujd an, welche in die Donau fallen, und von den Quellen des Strimon und der Maritza an, welche sich südlich in das ägäische Meer ergießen, die Benennung Czengie Dag oder Bujuk Balkan, eigentlich großer Balkan und Emineh Dag. Der höchste Punkt dieser 2 — 3000 Fuß hohen Bergkette ist der Skomius oder Orbelus, auch Witoscha und Despoto-Dag (Rhodope-Gebirge der Alten), südlich von Sophia und ohngefähr 50 Meilen vom schwarzen Meere entfernt, dessen Höhe man mehr als 9000 Fuß über dem Meere angiebt. Fast eben so hoch sollen die höchsten Gipfel des gegen Südosten sich ziehenden Armes, die Perserin, sowie des hohen Balkans seyn. Der Hauptgebirgszug geht nun in östlicher Richtung etwas niedriger fort bis zu der Spitze oder dem Cap Emineh am schwarzen Meere. Dort stürzt sich das Vorgebirge unter dem Namen Emineh Burnu zwischen Varna und Burnas fast

senkrecht in den Pontus-Euxinus; ein niedriger sich abflachender Zweig folgt mehr nordöstlich dem Laufe der Donau.

Derjenige Theil des Balkans, welcher bei der alten Porta Trajani anfängt, bildet die eigentliche Scheidewand zwischen der europäischen Türkei von dem übrigen Kontinente, so wie zwischen Rumelien und Bulgarien. Der Fuß des Gebirges ist etwa 10 Meilen von der Donau entfernt. Die großen, fast undurchdringlichen Wälder auf den Gipfeln und die vielen tiefeingeschnittenen Gründe an den Abhängen, machen ihn an vielen Stellen ganz ungangbar. An der nördlichen Seite ist er schroff; Wege und Uebergänge sind leicht zu sperren. Folgende sind die Hauptpässe von der Porta Trajani, oder dem zuerst von Kaiser Trajan gegen die Thracier angelegten, jetzt Sulu Derbend benannten Wege an: 1) über Lowatzsch und Tartar Basardschik nach Philippopel; 2) durch den Grabowa- oder Gablowapaß in Bulgarien, wo man über Ternowa aus der Wallachei, über Kasanlik nach Adrianopel gelangt; 3) über Osman Bazar nach Karnabad; 4) über Schumla eben dahin, und 5) von der untern Donau aus über Basardschik gegen Aidos und Kurabunar. Die Päss von Karnabad und von Nadir sind die, durch welche die Hauptstraße aus der Moldau und Wallachei jederzeit nach Konstantinopel ging. Alle jene Wege sind jedoch nur als Saumstraßen und Karavanenwege zu gebrauchen; auf der Südseite sind die Waldungen mehr gelichtet und die Abhänge angebaut. Die vielen Zweige der Bergkette breiten sich nach allen Richtungen aus. Die Bergströme am Ausgange des niedrigeren Emineyberges, Bujuk- oder Akalükamtschik und Kavakamtschik, die sich bei Kinuprikoi vereinigen und sich unterhalb Varna in's schwarze Meer ergießen, so wie nördlich von ihnen der Pravodij und südlich der Nadir, bilden ziemlich parallel laufende Thäler mit dem Haupt-

bergzuge, in der Entfernung von 3 — 5 Meilen von schroffem Charakter. Gewaltige Felsenmassen erheben sich hier stufenweise*).

Bis zum gegenwärtigen russisch-türkischen Feldzuge hatte man den Balkan für ein fast unübersteigbares Hinderniß gehalten und traurige Erinnerungen aus der Kriegsgeschichte früherer Zeiten hatten in diesem Glauben bestärkt. Oft zeigen sich Thäler und Gründe verschneit und um den Zugang noch schwieriger zu machen, legten die Türken am nördlichen Rande auf einem Vorgebirge die Festung Schumla zwischen unfruchtbaren dornichten Hügeln an, einen in Form eines Hufeisens gebauten Ort von mehr als 20,000 Einwohnern, welchen zu erobern, oder hinter sich liegen zu lassen, gleich mißlich und gefahrvoll war. Nach den letzten blutigen Ereignissen, welche die Streitmacht des Großvesiers geschwächt, kamen für Diebitsch mehr die Hindernisse der Natur, als die Waffen der Feinde in Betracht. Die Zugänge zu den Gebirgen waren nur schlecht besetzt, die Päße wurden nur schwach vertheidigt; daher drang der Graf ohne große Mühe von Varna und Pravodij vor, um jenseits des Balkan Aidos und Karnabat, wo sich die Wege von Silistria, Schumla und Pravodij vereinigen und die Straßen bis Adrianopel und Konstantinopel fahrbarer werden, zu gewinnen.

Der Uebergang war nach all' dem Angedeuteten nur mit den ungeheuersten Schwierigkeiten zu bewerkstelligen; die Gegend mußte recognoscirt, die Wege durch Ingenieure, Sappeurs und Mannschaft erst in Stand gesetzt werden, ehe Truppen und Artillerie sie passiren konnten. Gleichwohl führte über

*) Nach der Beschreibung in dem militärischen Conversations-Lexikon, B. I.

dieſes noch niemals betretene Terrain der ruſſiſche Oberfeldherr ſeine Armee nach einer Reihe von Gefechten am 17., 18. und 19. Juli, mit deren ermüdenden und nur für die Militärgeſchichte wichtigen Einzelnheiten wir den Leſer verſchonen. Roth und Pahlen befehligten unter ihm; Rüdiger führte die Vorhut an; die Heerſäulen gingen über Arnautlar, Aspro und Derviſch Jouan. Am 20. ſetzten ſie über den Kamtſchik, am 22. überſtiegen ſie den höchſten Gipfel des großen Balkan bei dem Dorfe Erketſch nach Paliokano und Meſembria zu.

Vor dem Uebergange ſelbſt hatten ſich, wie zum Theil obbeſchrieben, Truppenabtheilungen, welche Admiral Greigh übergeführt, Meiſter der ſämmtlichen Plätze an dem Meerbuſen von Burgas gemacht, ſo daß dadurch die ſich zurückziehenden Türken im Rücken bedroht wurden. Zwar war Redſchid Paſcha noch einmal von Schumla herbeigeeilt, konnte aber nur bis Tſchenga gelangen, ſomit viel zu ſpät, um das Vordringen der Ruſſen aufzuhalten. Mehrere entſcheidende Gefechte waren noch gegen Abdul Rahmann bei Meſembria und gegen Ibrahim und Mehmed Paſcha bei Aidos vorgefallen; erſterer wurde von Roth, letzterer von Rüdiger geſchlagen. Die Ruſſen beſetzten die Stadt Aidos und fanden Kriegsbedarf und Mundvorräthe im Ueberfluß, was ihnen in ihrer damaligen Lage herrlich zu ſtatten kam. Am 26. Juli befand ſich das Hauptquartier des Grafen Diebitſch bereits zu Karnabat; die ganze Gebirgskette des Balkan lag ſomit im Rücken.

Am 6. Auguſt wurde das Hauptquartier nach Aidos verlegt; der Oberfeldherr hielt nunmehr Raſt und beſchloß, mit großer Vorſicht ſeinen Marſch durch Rumelien fortzuſetzen. Vorerſt mußten die Stellungen am Fuße des Balkans und die Küſtenplätze längs der ſchwarzen Meeresküſte ſämmtlich geſichert, auch die geeigneten Maaßregeln für Verpflegung und

Unterhalt des Heeres getroffen werden. Letztere Vorsicht wurde besonders durch das System der fliehenden Türken, alles hinter sich her zu verwüsten und die christlichen Mitbewohner vor sich her in die Wälder zu treiben, geboten. Die Aufrufe Diebitsch's, welcher solche Entvölkerung der Städte und Mißhandlung der Glaubensgenossen zu verhindern trachtete und den Muselmännern die beruhigendsten Bürgschaften für ihr Schicksal darbot, blieben fruchtlos; die Fanatisirten hofften von den moskowitischen Ghiaurs, welche ihnen alter Volkshaß und die künstliche Aufreizung der Ulemas als eingefleischte Teufel aus der Hölle, voll barbarisch-tückischer Rachsucht, hingestellt hatte, weder Treue, noch Schonung.

Der Schreck, nachdem man das Haupt-Bollwerk des Reiches von den Erbfeinden überstiegen sah, war so groß und die Entmuthigung so allgemein, daß die regulären Truppen überall die Waffen von sich warfen, die unregulären aber nicht mehr fechten zu wollen erklärten und ebenfalls, wie die Einwohner, nach allen Richtungen die Flucht ergriffen. Ueberall vernahm man Jammergeschrei; der Nation war zum erstenmal förmlich das Herz gebrochen. In solcher Stimmung und unter solchen Umständen wurde dem Helden des Balkans das Vorrücken sehr leicht. Während daher Kraffowsky den Großvessier zu Schumla fortwährend im Zaum hielt, brach Diebitsch mit der Hauptmacht, welche jedoch kaum 24,000 Mann zählte, am 19. August endlich auf, stieg die Höhen von Bujuk-Derbent herab und zog auf zwei Straßen wider die zweite Hauptstadt des Osmanenreiches und die alte Residenz der Amurathe an, wo zwar Leute genug zur Vertheidigung, aber wenig eifrige Hände zur Vollendung trefflich angelegter neuer Verschanzungen, sich vorgefunden hatten. Das zweite Corps lagerte sich unweit Eski Serai; links davon besetzte das Regiment Schlüsselburg

eine Anhöhe, welche die Umgegend beherrschte, unter die Heerstraße von Schumla hinläuft. Die zweite Linie wurde vom sechsten Corps eingenommen. Sein Hauptquartier aber schlug Graf Diebitsch bei Tschiflik an der Tundscha auf; hinter ihm stand das siebente Corps als Nachhut und dritte Linie. Die gesammte russische Streitmacht lehnte ihre rechte Flanke an die Tundscha.

Allein es bedurfte all' dieser äußerst zweckmäßigen Anordnungen keineswegs, denn der Muth war von den Osmanen gewichen und sie sannen blos noch auf die möglichste Erleichterung ihres Schicksals. Diebitsch war kaum von der ersten Recognoscirung in's Lager zurückgekehrt, als er schon Abgesandte Halil Pascha's darin traf, welche eine Kapitulation antrugen. Der Graf stellte folgende Bedingungen: Auslieferung aller Kriegsvorräthe und Staatsgüter, Entwaffnung der Truppen und Einwohner, und Entlassung der ersteren nach ihrer Heimath, insofern dieselbe nicht in der Richtung von Konstantinopel gelegen. Zur Annahme dieser unwiderruflichen Punkte gestattete er blos vierzehn Stunden Frist; nach deren Verlauf würde der Sturm beginnen.

Als hierauf keine Erklärung eintraf, ließ Diebitsch des folgenden Morgens gegen frühe 5 Uhr sein Heer in zwei Säulen sich in Bewegung setzen; Roth und Pahlen, an der Spitze der einen, zogen gegen den Mittelpunkt der Stadt, Toll, mit der andern aber, marschirte um dieselbe herum, den Muselmännern den Rückzug abzuschneiden. Das siebente Corps blieb als Nachhut zu Eski Serai zurück. In diesem entscheidenden Augenblicke traf eine neue Gesandtschaft bei dem Obergeneral ein, mit dem Ersuchen um gemäßigtere Bedingungen. Diebitsch lehnte jede fernere Unterhandlung ab und gab Befehl zum weiteren Vorrücken; da öffneten sich plötzlich die Thore, die

Einwohner erschienen als Flehende, die noch übrigen Truppen schleuderten die Waffen weit von sich und ohne einen Kanonenschuß nahm man Besitz von Adrianopel, kaum den Augen trauend, daß eine so wichtige Stadt so leichten Kaufes gewonnen worden. Eine Masse von Kriegsvorräthen erhöhte den Werth der Erwerbung. Bald legte sich die Angst der Bewohner und Alles nahm seinen Gang wieder, wie zur Friedenszeit, ausser daß die christliche Abtheilung auf Gedanken der Rache sann, welche jedoch durch die strenge Polizei der neuen Gebieter an ihrer Verwirklichung gehindert wurden.

Mittlerweile hatte an dem obern Donauufer der kleine Krieg fortgedauert, und Kisseleff und Geismar mit den Pascha's von Skutari und Widdin sich herumgeschlagen, ohne daß bedeutende Erfolge daraus für den einen oder andern Theil erwachsen wären. Giurgewo und Rutschuk hielten noch, Schumla war ebenfalls unerobert. Die physische Noth und Mangel an Truppen hinderten größere Operationen der Russen; Entmuthigung aber zeigte sich anderseits ziemlich sichtbar auf Seite der Muselmänner. Man fühlte beiderseits, daß nicht hier, sondern am Balkan der Kampf entschieden werden würde. Der Großvessier trauerte sehr über den eingebüßten Kriegsruhm; aber nicht er, sondern das Schicksal selbst hatte diesmal alle Berechnungen und Bemühungen der Menschen vereitelt.

So wie die Sachen standen, schien Alles für die Pforte verloren und ferner nichts mehr im Wege, was den Anmarsch des Siegers wider Konstantinopel und die Besitznahme dieser Hauptstadt hindern mochte.

Eine Art Freimaurergesellschaft, welche unter den Muselmännern sich verzweigt, bedrohte das Leben Mahmuds. Mit den Truppen von Therapia waren zahlreiche Haufen flüchtiger Landleute in die Hauptstadt eingedrungen und von den An-

hängern der Janitscharen zu einem Komplotte verwendet worden. Die sogenannten Astrologen, eine bedeutende Kaste, war die Seele dieser Bewegungen. Des Kapudan Pascha's mannhafte Treue allein schirmte in dieser gefahrvollen Krise das Leben und den Thron des Gebieters. Die Anstrengungen der Uebelgesinnten wurden vereitelt und blutig gerächt, die Milizen nach Asien zurück geschickt und blos die regulären Truppen mit der Bewachung der Hauptstadt beauftragt. Khosrew Pascha, als Dewlet Nasiri oder oberster Regierungsverwalter, leitete alle öffentlichen Angelegenheiten.

Alle Türkenfeinde in Europa hofften mit Zuversicht, daß Kaiser Nikolaus die günstige Gelegenheit sich nicht mehr werde entschlüpfen lassen, um den Traum seiner Großmutter Katharina zu verwirklichen und das Kreuz wiederum auf die Sophiakirche, sich selbst aber die griechische Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen. Zum mindesten erwartete man jetzt eine Ausdehnung des völlig emancipirten Griechenlands und die Herrschaft einer christlichen Dynastie in der europäischen Türkei, somit die Hinüberweisung Mahmud's II. und seiner Religionsgenossen nach Asien. Andere schlugen eine Theilung des Landes unter mehrere christliche Mächte in Europa vor; kurz es fehlte nicht an philantropisch-politischen Vorschlägen jeder Art und die ungereimtesten Behauptungen wurden während der Zwischenzeit von Besitznahme Adrianopels bis zum Abschlusse des Friedens daselbst, aufgestellt.

Allein alle diese Sachen hatten ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten. So kritisch auch die Lage Konstantinopels in jenen Tagen war und dessen Eroberung den von ferne Stehenden und mit der Zeitung in der Hand die Meilenstrecke auf der Landkarte Verfolgenden ein Leichtes schien, so besaß man doch in jener ungeheuern Stadt noch eine Masse von Hülfskräften,

welche eine kluge Anordnung, verbunden mit besonnener Haltung und unterstützt von dem Muthe der Verzweiflung und dem Fanatismus einer durch narkotische Mittel aufgereizten Bevölkerung in Bewegung setzen konnte. Auch fremder Rathschlag und Beistand, wie zu den Zeiten der Sebastiani und Dunkworth, konnte in Betracht gezogen werden. Daneben liefen bedenkliche Berichte im Lager zu Adrianopel über den schlechten Zustand eines Theils der Truppen am Pruth und an der Donau und über verdächtige Bewegungen des Pascha's von Scutari ein, eines Mannes von großer Energie und ungemeiner Kriegserfahrenheit, mit vielem Einfluß auf die Albanesenstämme. Diebitsch, mit seinem unverhältnißmäßig kleinen und durch die Strapatzen des Balkan-Ueberganges ziemlich geschwächten Heere, befand sich daher nichts weniger als in vortheilhafter Situation, so glänzend auch die Außenseite sich darstellen mochte. Vor Allem stand er in Gefahr zu verhungern; denn der schlimmste aller Feinde, mit denen man gegenwärtig zu kämpfen hatte, war im Russenlager der Mangel an Lebensmitteln.

All' dieß wurde von Diebitsch, welcher für sein kühnes Wagestück den ehrenvollen Beinamen des Sabalkanski's erhalten, selbst so lebhaft gefühlt, daß er, nach glaubwürdigen Berichten, welche freilich nicht in's Publikum gekommen sind, bereits zum Rückzug über den Balkan sich entschlossen hatte.

Eines solchen Schrittes überhob jedoch den Oberfeldherrn der Russen das Benehmen der beiden Mächte, England und Frankreich. Statt den Zustand der Dinge zur Demüthigung Rußlands, dessen Politik Jahre lang so schimpflich mit ihnen gespielt und welches sie so sehr haßten, so wie zur Erzwingung von Garantieen für die Zukunft zu benützen, bettelten sie jetzt förmlich bei Rußland um die Erlaubniß zur Vermitt-

lung des Friedens. Sie bedrohten den Sultan, den sie beschützen sollten, durch ihre Flotten den Durchgang durch die Dardanellen erzwingen und Konstantinopel in Brand schießen zu lassen, auf den Fall der Weigerung, durch sie sich retten zu lassen. So drängten sie sich also der Pforte als Hebammen des Friedensgeschäftes auf.

Eine bedeutend edlere und würdigere Rolle spielte das preußische Kabinet. Dem Könige Friedrich Wilhelm III., so sehr ihn die Lorbeeren seines kaiserlichen Eidams erfreuen mußten, fühlte aus innerem Drange die Nothwendigkeit, daß ein Zeichen der Mäßigung gegeben und ein mit der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts in genauem Zusammenhange stehender Staat gerettet werde und zwar unter Bedingungen, welche ihm eine Möglichkeit der Fortdauer gewährten. Die Sendung des Generals von Müffling, eines Freundes von Diebitsch, in's Lager desselben, hatte diesen Zweck. Seine Anträge: daß der König dem Großherrn die Integrität seines Reiches verbürge, wenn er den billigen Forderungen des Kaisers Nikolaus sich fügen, den Traktat von Akjerman anerkennen und einen mäßigen Ersatz der Kriegskosten leisten werde, fanden Eingang. Graf Diebitsch, für alle Fälle mit hinreichenden Vollmachten versehen, erklärte sich ebenfalls geneigt, auf solche Bedingungen (die bei der einige Zeit vorher stattgefundenen persönlichen Konferenz beider Monarchen beliebt worden) zu unterhandeln. Durch den General von Müffling hatte der Oberfeldherr auch mancherlei erfahren, was diese Nachgiebigkeit erklären mochte. Inzwischen waren die russischen Armeekorps in der Art vorgeschoben, daß der rechte Flügel bereits mit der Flotte des Admirals van Heyden, ohnweit der Dardanellen, der linke aber mit der Flotte des Admirals Greigh in Verbindung stand. So schien er für den Fall, daß die

Unterhandlungen sich zerschlagen würden, in den Stand gesetzt; auf die türkische Hauptstadt den entscheidenden Schlag zu vollführen.

Nachdem Müffling, mit großer Auszeichnung von der Pforte behandelt und mit Geschenken reich versehen, nach Berlin zurückgekehrt war, wurden die Unterhandlungen von Seite Englands und Frankreichs frisch betrieben und durch jene Ursachen, die wir oben angedeutet, die Entschließungen des Sultans herbeigeführt, welche die Annahme des Friedens, der am 14. September in Adrianopel von zwei türkischen Abgeordneten (dem Defterdar und einem Ulema) einer- und von den Grafen Pahlen und Orloff anderseits in's Reine gebracht wurde, zur Folge hatten. Seine Bestimmungen waren im Wesentlichen folgende: die Fürstenthümer Moldau und Wallachei, so wie alle Plätze und Distrikte, welche in Bulgarien und Rumelien durch die Russen erobert worden, werden von diesen der Pforte zurückgestellt. Der Pruth, bis zu seinem Ausfluß in die Donau, bildet die Grenzscheide beider Reiche. Auch das rechte Donauufer bleibt im Besitz der Pforte, doch sollen die russischen Schiffe gleich den türkischen das Recht der freien Fahrt auf dem ganzen Laufe des Stromes genießen. In Asien wird zwischen den osmanischen und russischen Besitzungen eine scharfe Gränzlinie gezogen, auf deren süd- und östlicher Seite Alles der Pforte, auf deren nord- und westlicher Seite Alles Rußland gehören soll. Ein Theil des Paschaliks Akhalzik und die ganzen Paschaliks von Kars, Bajazet und Erzerum kommen somit an den Sultan zurück. Die Pforte macht sich zu gewissenhafter Erfüllung der Konvention von Akjerman, in Betreff der von Serbien abgerissenen sechs Bezirke verbindlich. Ferner wird für Rußland im ganzen Umfange des türkischen Reiches die Handelsfreiheit, und vom mittelländischen in's schwarze,

und vom schwarzen in's mittelländische Meer freie Handelsschiffahrt, für alle mit der Pforte befreundeten Mächte aber der freie Schiffzug durch die Dardanellen ausdrücklich festgestellt. Sodann verpflichtet sich auch in einem weiteren Artikel die hohe Pforte, den russischen Handelsstand durch eine Summe von 1,500,000 holländischer Dukaten für alle seit 1806 durch Maaßregeln ihrer Behörden erlittenen Verluste zu entschädigen; eben so soll, von dieser Entschädigung unabhängig, Rußland, ausser einem kleinen Gebiete in Asien, für die Kriegskosten Ersatz mit einer erst noch zu bestimmenden Summe erhalten. Sobald die stipulirten Bedingungen erfüllt, räumt Rußland alle von ihm besetzten Provinzen und Distrikte, doch bleiben inzwischen alle darin getroffenen Verwaltungsmaaßregeln in Kraft, ohne Einmischung von türkischer Seite. Alsbald nach unterzeichnetem Frieden werden Befehle an alle gegenseitigen Truppenbefehlshaber zu Einstellung der Feindseligkeiten erlassen und alle nach diesem Zeitpunkte gemachten Eroberungen als nicht gemacht betrachtet werden. Eine allgemeine Amnestie wird ertheilt für alle Personen, welche sich für die eine oder die andere der beiden kriegführenden Parteien erklärt, und den gegenseitigen Unterthanen eine Frist von achtzehn Monaten gewährt, binnen welcher es ihnen freistehen soll, sich mit ihrem Vermögen von dem einen auf das andere Gebiet zu begeben. Sämmtliche Kriegsgefangene werden unmittelbar nach Genehmigung gegenwärtigen Friedens-Instrumentes, ohne Ranzion, auf freien Fuß gestellt, und eben so alle in Gefangenschaft gerathenen Unterthanen der beiden Mächte. Alle Stipulationen, die zwischen Rußland und der Pforte zu verschiedenen Zeiten stattgefunden und durch diesen Friedenstraktat nicht ausdrücklich abrogirt sind, treten von Neuem in Kraft.

Dem Traktate von Adrianopel wurde jedoch auch noch unter dem nemlichem Datum (14. September) ein Separatartikel beigefügt, betreffend die genauere Feststellung der Verhältnisse und inneren Verwaltung der beiden Fürstenthümer, indem die Bestimmungen der Konvention von Akjerman allzu allgemein und unsicher geschienen. Nicht mehr auf die Dauer von sieben Jahren blos, sondern auf Lebenszeit sollten hinfür die Hospodare gewählt, auch die inneren Angelegenheiten mit Zuratheziehung der Divans jener Provinzen, vorbehaltlich die Unverletzbarkeit der stipulirten Privilegien, behandelt werden. Die türkischen Behörden in den benachbarten Paschaliks sollten sich jeder Einmischung enthalten. Als Gränze der beiden Fürstenthümer nahm man den Thalweg der Donau, von deren Eintritt in das Gebiet der Pforte bis zum Zusammenflusse mit dem Pruth, an, und somit verpflichtete sich der Sultan, sowohl jeden befestigten Punkt auf dem linken Donauufer aufzugeben, als auch seinen sämmtlichen Unterthanen zu verbieten, an jenem Ufer sich anzusiedeln. Den Türken, welche dies bereits gethan, ward eine achtzehnmonatliche Frist zur Veräußerung ihrer Grundstücke an Eingeborne anberaumt. Für die Quarantäneanstalten mußten künftig besondere Wächter angestellt werden. Die Pforte entsagte dem Recht, ihre Donaufestungen und die Hauptstadt selbst aus den Fürstenthümern zu verproviantiren und Frohndienste zu Festungsarbeiten zu requiriren; hiefür erhielt sie ausser dem jährlichen Tribute eine noch näher zu bestimmende Geldentschädigung und eine derselben gleichkommende Summe beim Tode, bei der Absetzung, oder der Verzichtleistung der Hospodare. Wichtig war die Stipulirung der Handelsfreiheit für alle Erzeugnisse ihres Bodens und ihrer Industrie an die Bewohner der Moldau und Wallachei; überdieß schien eine große, durch die Verwüstung und das

Elend der Gegenwart jedoch hinlänglich gerechtfertigte Wohlthat der Nachlaß des zu zahlenden Tributes für die nächsten zwei Jahre nach Abzug der russischen Truppen aus jenen Gegenden und die Bestätigung aller von der provisorischen Regierung getroffenen Verwaltungsmaaßregeln.

Diese Punkte sämmtlich, so hart und verletzend sie an und für sich dem osmanischen Stolze schienen, fanden weniger Anstand, als die Bedingungen mehrerer andern Separatconventionen hinsichtlich der Geldentschädigung. Der Termin der an den russischen Handelsstand zu entrichtenden anderthalb Millionen Dukaten ward auf achtzehn Monate verlängert und die Art und Weise der Ratenzahlung gehörig festgestellt. Die geforderte Entschädigung für die Kriegskosten ward auf nicht weniger denn auf die Summe von 10 Millionen Dukaten angesetzt. Die Pforte, von England unterstützt, suchte eine Ermäßigung zu erwirken. Auf dem Artikel, daß Silistria und die Fürstenthümer erst nach vollständig entrichteter Entschädigung geräumt werden sollten, bestand das russische Kabinet fest; eben so wollte es sich zur Rückgabe der asiatischen Eroberungen nicht eher, als im achten Monate nach Auswechslung der Friedensratifikationen, verstehen. Die Pforte mußte, ob sie wollte oder nicht, in den sauren Apfel beißen. Nach einer großen Divanssitzung, welcher der Sultan selbst und sämmtliche Minister und Ulemas beiwohnten, gingen die Friedensherolde nach Asien und nach dem Kriegsschauplatze in Europa ab. Die Blokade der Dardanellen wurde eingestellt; auf christlichen, besonders österreichischen Kauffahrteischiffen wurden die russischen Kriegsgefangenen nach Sizeboli gebracht.

Noch drohete eine unerwartete Erscheinung dem glücklich vermittelten Friedenswerke nicht geringe Gefahr, und dieselbe würde, wenn der Zeitpunkt glücklicher gewählt und das Unzer-

nehmen beschleunigt worden wäre, den Stand der Dinge vielleicht wesentlich verändert haben. Der Pascha von Scutari, Mustapha, in Verbindung mit dem Pascha von Widdin, von glühendem Russenhasse erfüllt und insgeheim auch vielleicht von verschiedener Seite her bearbeitet, hatte den Plan entworfen, mit der unter seinen Befehlen stehenden Macht, die 30,000 — 35,000 streitgeübte Albanesen zählte, über den Balkan zu ziehen und die russische Armee im Rücken anzugreifen. Der Pascha schlug zu Sophia in der Hauptstadt Bulgariens, sein Lager auf und meldete sogar dem Grafen Diebitsch in stolzen Worten diesen seinen Entschluß. Die russischen Feldherren an der Donau erkannten die große Gefahr und ahneten ein geheimes Einverständniß der Pforte mit diesem Statthalter, so wie die Möglichkeit, daß man durch die Unterhandlungen und Annahme der Friedensbedingungen nur Zeit zur Erholung vom ersten Schrecken und Ausführung eines wohlkombinirten Angriffs gesucht habe. General Geismar setzte sich daher in Bewegung und stand um die Mitte Oktobers bereits im Angesichte der festen Stellung Mustapha's bei Arnaut Kalesi. Der begehrte freie Durchzug ward von diesem abgeschlagen und alsbald entwickelte sich ein hitziger Kampf, der bis tief in die Nacht währte und am folgenden Morgen fortgesetzt wurde. Zum Glücke für Geismar brach unter den ungezähmten Albanesen selbst Uneinigkeit aus und dieser Umstand schwächte ihre Operationen. Der Pascha, noch einmal von dem Friedenschluß in Kenntniß gesetzt, entschloß sich, als er einen Theil seiner Leute abziehen sah, das Schwert einzustecken. Viele Leute witterten Bestechung, wenn auch nicht des Pascha's, doch derjenigen Häuptlinge, welche die Unordnungen und die Spaltung unter seinem Heere veranlaßt. Der Großvessier, welcher von Silistria heranzog, erklärte das Benehmen Mustapha's für ein toll-

kühnes und die Sachen kamen auch hier nach Wunsch in's Gleichgewicht.

Wider die Erwartung mancher Kriegsverständigen, welche den Schauplatz, die Stellungen, die Kräfte, die möglichen Fälle und anderes mehr bei beiden Theilen, im Jahre 1828 und auch noch im Jahre 1829, mit kritischem Auge betrachtet, ging Rußland siegreich, und politisch wie moralisch in der öffentlichen Meinung gemehrt, aus dem mörderischen, lange Zeit so zweifelhaften, Kampfe hervor. Es hatte das Wichtigste erreicht, was es unter den vorwaltenden Umständen erreichen konnte, und dabei noch den Schein ungewöhnlicher Mäßigung und Großmuth gewonnen. Die gedemüthigte Pforte, im Hinblick auf ihre jetzige Lage und auf ihre Preisgebung von Seite Englands und Frankreichs, sah sich jetzt gezwungen, dem alten Erbfeinde sich unbedingt in die Arme zu werfen. Der Friede von Adrianopel, welcher in England und Frankreich als eine unerträgliche und illiberale Mißhandlung eines zu Boden getretenen Gegners galt, befriedigte anderseits die Philanthropen eben so wenig, indem man dafür hielt, daß in der Hauptsache nichts geschehen und der, wie sie wähnten, für die Interessen der Civilisation begonnene Kampf wie ein gemeiner Kabinetskrieg geendigt habe. Allgemeiner Unwille erhob sich auch darüber, daß die griechische Sache völlig mit Stillschweigen übergangen und zum Gegenstande völlig gesonderter Konferenzen gemacht wurde, bei welchem man nicht sobald ein erquickliches Ende zu erwarten berechtigt seyn dürfte. Allein Kaiser Nikolai hatte ja gleich Anfangs die russische Frage für unabhängig und getrennt von der griechischen erklärt; deßhalb war den Griechen und ihren Freunden kein Unrecht geschehen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Rückblick auf den Stand der Dinge in Griechenland. — Die Seeräuberei und der Kampf wider dieselbe. — Wahl und Ankunft des Präsidenten Capo d'Istrias.

Die Schlacht bei Navarin, obgleich in Griechenland mit Jubel vernommen und gefeiert, hatte nicht die unmittelbaren Wirkungen, welche Manche davon erwartet. Da die drei Mächte selbst, in ihren Thronreden und amtlichen Erklärungen, sie mehr als einen unglücklichen Zufall und ihre Versuche zur Pacification Griechenlands mehr als ein Werk der Politik, gegründet auf die Nothwendigkeit, dem durch die Insurrektion gelähmten und zerrütteten Handel in der Levante wieder aufzuhelfen, denn als die Frucht einer Sympathie für die griechische Nation und deren Freiheit, hingestellt, so konnte keine anhaltende Freuden-Aufwallung die Gemüther beherrschen; und noch weniger war dieß der Fall, als man so ziemlich Gewißheit erlangt, daß die Suzeränität der Pforte auch unter den besten Umständen bei der Gestaltung des neuen Staates beibehalten werden würde. Erklärbar war daher die auf vielen Inseln entstandene Aufre-

gung gegen die Mächte. Die seltsame Rolle, welche der so theuer erkaufte Cochrane spielte, erfüllte ebenfalls mit Argwohn; der edle Lord fuhr wie ein Don Quixrotte in die Kreuz und Queere umher, ohne irgend einen bestimmten Plan, ohne irgend ein Unternehmen, das seinem früheren Rufe und den großen Summen, die er dem Lande gekostet, entsprochen hätte; er schien mehr niederzuhalten und zu entmuthigen, als anzufeuern und zu begeistern; mehr zu verwirren und niederzureißen, als gut zu machen und aufzubauen. Verschiedene unglückliche Wagnisse, wie das von Fabvier gegen Chios, kompromittirten die Griechen sehr; noch mehr that es jedoch die Seeräuberei, von welcher nunmehr ebenfalls gesprochen werden muß.

Die österreichische Flottille entwickelte in Verfolgung dieses Unwesens bei weitem die meiste Kraft. In früheren Jahren hatte sie sich durch die Untüchtigkeit ihrer Kapitäne, so wie durch ungeschickten Eifer, ungemein verhaßt gemacht, und im Jahre 1825 allein an die 102 große Handelsschiffe mit mehr als 20 Millionen Gut durch die Seeräuber verloren. Obgleich sie das Jahr darauf bis zu 21 Kriegsfahrzeugen mit mehr als 400 Kanonen verstärkt worden, so verlor doch der Admiral, Marchese de Paulucci, ein etwas phantastischer und eitler Mann, das Jahr durch unverzeihliche Säumniß und kompromittirte die österreichische Flagge in solchem Grade, daß die Regierung ein= für allemal ihren Kriegsschiffen jede Berührung mit griechischen Autoritäten verbot. Die Gestalt der Dinge änderte sich, als ein ausgezeichneter junger Offizier, der durch Schriften aus dem Militärfache, so wie durch Reisen in den Orient, die er herausgegeben, bereits sich einen Namen gemacht hatte. Der Major von Prokesch, mit jugendlichem Feuer viele Besonnenheit, und mit Liebens=

würdigkeit des Gemüthes einen reichgebildeten Geist und schätzbare wissenschaftliche Kenntnisse vereinend, wurde zum Chef des Generalstabes der Flotte ernannt und mit der ausgedehntesten Vollmacht in Leitung des politischen Theils ihrer Operationen ausgerüstet. Er gründete im Journal de Smyrne einen stehenden Artikel „Piraterie", worin nackt und ohne Beisatz, wie in einem Register, die Thatsachen aufgezählt wurden. Gegen diesen setzten die lügenhaften Berichte des Kommodore's Hamilton, welcher zu sagen pflegte: „es liegt nichts daran, daß einige hundert Schiffe geplündert werden, aber es liegt daran, daß Europa dieß nicht glaube," — länger nicht mehr durch. Die Kabinette von Paris und London selbst wurden nach und nach mit Schaam über ihr bisheriges passives Benehmen erfüllt.

Der Major Prokesch griff nun, der erste, die Seeräuber mit gewaffneter Hand und zwar in Spezzia 36 ihrer Schiffe, mit blos zwei Fahrzeugen zu 16 und 60 Kanonen, an, und zwang sie, mehrere zwischen Triest und Venedig aufgegriffene Kauffahrer herauszugeben. Stratford Canning gerieth darüber in Wuth, lärmte und klagte über Verletzung aller Menschenrechte. Dagegen jubelte der Handel aller Flaggen hoch auf, und zum erstenmal sahen die Kauffahrer sich wieder geschirmt. Den österreichischen Major empfing bei seiner Rückkehr nach Smyrna eine Deputation aller Flaggen, um ihren Dank ihm abzustatten. Nunmehr mußten die Kriegsschiffe der übrigen Mächte auch Hand an's Werk legen. Fünf Monate später stürmten die Franzosen und Engländer Grabusa, den andern Hauptsitz der Piraterie, wobei das Schiff Hamiltons (die Fregatte Cambrian) zu Grunde ging. Die Engländer griffen sofort auch die Gozzi's von Candia, die Franzosen Castelrosso, die Oesterreicher die Seeräuber-Inseln am Golf von

Salonichi, an. Es kam zu manchem blutigen Strauße, wobei Menschen und Fahrzeuge bedeutend litten, und die französische Fregatte „Magicienne" sah sich bei Stampalia sogar genöthigt, sich in die Luft zu sprengen, um den Korsaren nicht in die Hände zu fallen. Allein der Seeraub verschwand, und als endlich die Regierungen selbst die Schmach zu fühlen begannen, welche ihren Flaggen durch dieselben seit 1821 aufgedrückt worden war, und zu Ende 1827 die Admiräle erklärten: sie würden keinen griechischen Kreuzer mehr anerkennen, der außerhalb zehn Meilen von der Küste sich herum triebe, so kam Ordnung und freie Bewegung auf die See zurück, und die ungeheure Geißel des Archipelagus war nicht mehr. Capo d'Istrias brauchte in Europa nachmals den Schein, als habe er dieses Heil vollbracht und er gefiel sich sehr, als Unterdrücker des Seeraubes gepriesen zu werden. Man ließ solches von Seite der verbündeten Admiräle gern geschehen, weil man ihn stützen wollte und für gar sehr schutzbedürftig ansah. Der österreichische Chef des Generalstabs der Flotte insbesondere, welcher damals das Beste für Griechenland von ihm hoffte, erschien persönlich in Nauplia und bewillkommte ihn, als hätte er mit zu den Flaggen der drei Vertragsmächte gehört. Seine Ansicht ging nemlich dahin: Rußland hat die beiden übrigen Mächte trefflich getäuscht und wird mit der Pforte brechen; der Feldzug gegen die Russen wird den letzten militärischen Widerstand der Türken gegen die Griechen auf allen Punkten enden, Capo d'Istrias dürfte demnach leicht Thessalien in Besitz nehmen; was er zu Ende des Friedensschlusses zwischen der Pforte und Rußland besitzt, wird dem künftigen Griechenland verbleiben. Um nunmehr den Russen, die kein unabhängiges Griechenland wollten, das Spiel zu verderben, war es Pflicht der in der orientalischen Frage zumeist betheiligten Mächte, dahin zu

wirken, daß Griechenland unabhängig, somit den Russen entzogen würde, gerade in dem Augenblick, wo sie es bereits in Händen zu haben der festen Zuversicht waren. Daher erforderte es die Politik der österreichischen, wie aller übrigen Marinen, Capo d'Istrias durch alle Zeichen von Achtung und Rücksicht, welche die gegenwärtige Lage darboten, zu unterstützen. Der Graf war deß hoch zufrieden, weil er Oesterreich und insbesondere den Fürsten Metternich, welcher ihm schon einmal die Karten durchschaut und das Spiel vereitelt hatte, persönlich fürchtete. Der Haß, welchen die Griechen gegen die österreichische Flagge trugen, wurde allmählig in Vertrauen und Neigung umgewandelt, besonders in Folge der Vermittlung für die Auslösung der in Sklaverei gerathenen Griechen, wodurch vielen bedeutenden Familien unschätzbare Dienste geleistet wurden. Nicht selten ließ der Major Prokesch Individuen, die in diese Kategorie fielen, aus dem Herzen von Asien und Aegypten herholen und zusammen führen. Die Franzosen hatten so viel Wind gemacht, daß Niemand ihnen mehr vertraute; die Engländer waren durch ihr Benehmen bei Navarin dem Hasse der Türken so sehr verfallen, daß ihre Begehren von Ibrahim rundwegs abgewiesen wurden. Darum wendete sich Capo d'Istrias an den österreichischen Chef des Generalstabs, und dieser bewirkte (im April 1828) ein Werk der Menschlichkeit, wozu ihn Herzenslust und Muth der Jugend trieb und begeisterte. Mit einem einzigen Netzzuge brachte er mehrere hundert junge Frauen und Mädchen aus den edelsten Griechenhäusern in Freiheit und Heimath wieder und es fielen zwischen Ibrahim und Prokesch mehr als eine rührende Scene vor, welche zu den schönsten Zügen dieser an Tragödien so reichen Revolutionsgeschichte gehört und an einem andern Orte vielleicht einst näher beschrieben werden wird.

Solches Benehmen fand in Wien sowohl bei dem hochherzigen Monarchen, als bei dem humangesinnten Fürsten Metternich Beifall und wirkte um so günstiger auf die Stellung der österreichischen Flagge in der Levante zurück, als sie sich nicht durch die Lobhudeleien des Journalismus herabsetzte und lächerlich machte, wie dieß fast mit jeder Handlung der Franzosen der Fall war. Im Ganzen wurden über 800 Sklaven befreit, oft mit ziemlichen Geldopfern, bisweilen nicht ohne Gefahr des eigenen Lebens für denjenigen, der sich der Sache unterzogen.

Doch wir kehren von dieser Abschweifung, die übrigens eine wesentliche Parthie der Geschichte dieses Zeitraums berührt und die wir in ihrem Zusammenhange geben zu müssen geglaubt, zur Geschichte der Wirksamkeit des Präsidenten Capo d'Istrias zurück.

Der Graf hatte, wie gesagt, nach seiner Rückkehr aus Frankreich in die Schweiz, wo er für die Zukunft gewirkt, bis zu Ende 1826 in Genf zugebracht, im Jänner 1827 aber von Neuem nach Frankreich sich begeben, und sich angestellt, als würde er nach Petersburg in den aktiven russischen Staatsdienst zurückkehren. Hier erhielt er die erste Kunde von seiner definitiven Wahl zum Regenten des griechischen Staates durch die vereinigte Nationalversammlung zu Trözene. Da jedoch von der Zustimmung der drei Mächte des Juliusvertrages, namentlich aber von Rußland, die Hauptsache abhing, so reisete Capo d'Istrias, um der Gesinnungen des Kaisers völlig gewiß zu seyn, vorerst über Berlin nach St. Petersburg; dort sollte alles bereinigt werden, ehe und bevor noch die amtliche Einladung des griechischen Kongresses an ihn gelangen würde. Der Kaiser empfing ihn sehr ehrenvoll, billigte die Annahme der Präsidentschaft und ertheilte ihm die begehrte Entlassung aus russischem Staatsdienst. Vor seinem Abschiede aus St. Peters-

burg kam das sehnlich erwartete Aktenstück ihm zu; doch begriff der Graf die Nothwendigkeit, zuvor auch noch mit den zwei übrigen Kabinetten in festes Einverständniß sich zu stellen und für die beabsichtigte neue Anleihe die gehörigen Einleitungen zu treffen. Er beantwortete von London aus das Berufungsschreiben der Nationalversammlung von Trözene und erklärte darin: es müsse ihm vor allem darum zu thun seyn, Griechenland in ein sicheres Verhältniß zu den großen Mächten zu stellen. Um dieß zu bewirken, begab er sich über Ostende und Brüssel nach Paris, hielt Unterredungen mit den französischen Ministern, verweilte darauf noch einige Zeit in Marseille und in der Schweiz, und erst um die Mitte Novembers traf er zu Ankona ein, wo ihn, nach langem Harren, eine Kriegsschaluppe von Korfu aus in den letzten Tagen des Dezembers abzuholen kam. Am 1. Jänner 1828 schiffte er nach Malta sich ein und besprach sich daselbst mit den Admirälen Codrington und Heyden. In der Nacht des 18. Jänners stieg er bei Nauplia an's Land und wurde von den Behörden und dem Volke feierlich empfangen. Nach einigen Tagen jedoch begab er sich nach Aegina, als dem Sitz der stellvertretenden Regierungskommission. Auch hier begrüßte ihn allgemeiner Jubel; er leistete den Eid auf die Beschlüsse der Nationalversammlungen zu Epidauros, Astros und Trözene und die Kommission legte die vollziehende Gewalt gänzlich in seine Hände nieder.

Obgleich nun ein Theil der Geschichte seiner Wirksamkeit noch in dieses Buch, nach der von uns gewählten Zeitabtheilung, gehört, so wird sich doch füglicher die Darstellung derselben im Zusammenhange mit dem Uebrigen und verbunden mit einer nähern Charakteristik der Persönlichkeit und der Zwecke des Grafen, im folgenden Buche nachtragen lassen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Kämpfe des konstitutionnellen Lebens in Schweden und Norwegen seit dem Veroneser-Kongresse. — Blick auf Dänemark.*)

König Karl Johann, von den verderblichen Folgen eines unklugen Kosens mit schrankenlosem Oppositionsgeiste durch manche Erfahrungen belehrt und über die Verpflichtungen seines Königsamtes mit jedem Jahre mehr aufgeklärt, fuhr fort, das schon früher eingeschlagene System weiser Mäßigung, gepaart mit unerschütterlicher Festigkeit, zu verfolgen. Die Rolle, die er in Schweden und Norwegen spielte, war den inneren und äußeren Verhältnissen so angemessen, daß die europäischen Mitsouveräne ihm nicht minder Dank wußten, als die Anhänger liberaler Ideen, indem er zwischen den extremen Parteien mit Klarheit, Kraft und Würde vermittelnd sich bewegte und sowohl die Forderungen des Stetigkeits-Prinzipes zu ehren, als jene des Prinzipes der Bewegung zu berücksichtigen schien. Da er die materiellen Interessen Schwedens nach Vermögen

*) Vgl. was die Thatsachen betrifft: Polit. Journal. — Allg. Zeit. — Venturini XXI. — XXV.

zu fördern bemüht war und in dem Gang der Staatsmaschine Ordnung und Zusammenhang herrschte, so wußte das Volk, oder doch der größere Theil desselben, die Wohlthaten einer Regierung zu schätzen, welche ihm auf einen langen Zustand von Gährung, Parteikampf, Unsicherheit und Systemverwirrung einen ehrenvollen Frieden und alle Elemente des Besseren verschafft, um durch stille Thätigkeit und Entwicklung prunkloser Bürgertugenden wenigstens einen Theil des einst besessenen Ranges in der moralischen Schätzung Europa's wieder zu erlangen.

Dessen ohngeachtet entging Karl Johann den Vorwürfen nicht, welche mehr oder minder alle Souveräne Europa's von Seite der liberalen Partei getroffen, und viele ersahen in ihm den ungetreuen, den entarteten Sohn der Revolution, welcher die Mutter verwundete, die ihn getragen und groß gemacht. Eigenthümliche Verhältnisse brachten ihn mit manchen feindseligen Elementen in den zwei Reichen, über welche er herrschte, von Zeit zu Zeit in Konflikt. Stets aber erkannte man in der festen, besonnenen und imponirenden Art und Weise, wie er sich daraus zog, den Mann, welcher mit Bonaparte einst die Fahne des Sieges und Ruhmes getragen.

Die Rede, mit welcher der König gegen Ende des Jahres 1823 den schwedischen Reichsrath geschlossen, drückte ganz die oben geschilderten Grundsätze aus; er zeigte darin, wie das wahre Wesen der Freiheit beschaffen sey; wie sie, die den Menschen über seinen eigentlichen Werth aufkläre, ihm auch Stärke verleihe, die Wechsel des Lebens mit Geduld und Stärke zu ertragen; wie die Freiheit verschwinde, sobald es der Regierung an hinreichender Macht fehlt, diejenigen Vortheile zu bewahren, so sie der Nation verschafft. In Erschütterungen der Staaten leide immer das Volk selbst am meisten; das Gedei-

hen und die Ruhe desselben bleibe somit der Staatsverwaltung vorzüglichster Zweck. Nur durch allmählige Aenderungen werde es möglich, den Gesetzen, die die Richtschnur dafür bilden müßten, die gewünschte Vollkommenheit zu geben; durch Uebereilungen laufe man Gefahr, auch der Vortheile verlustig zu werden, die man schon besitze. Hinsichtlich der auswärtigen Politik erklärte sich Karl Johann, in allen Verhältnissen, welche nicht unmittelbaren Bezug auf das Daseyn Skandinaviens hätten, zum strengsten Neutralitätssystem.

Durch die Last des Alters niedergedrückt, nahm um diese Zeit der älteste unter den Ministern Schwedens, welcher bisher das Auswärtige geleitet, Graf Engeström, seine Entlassung; die Achtung des Königes und der Nation begleitete ihn gleich sehr in den Privatstand; Graf Wetterstedt, ein Mann, durch Gesinnung, Eifer und Talent ihm ebenbürtig, wurde sein Nachfolger. Der neue Minister schien vor allem Anderen zu Reformen in dem Finanzwesen und zu bedeutenden Ersparnissen im Staatshaushalte entschlossen. In den Dikasterien, diplomatischen und anderen Posten, deren Unterhalt dem Staate allzuunverhältnißmäßige Summen gekostet, gingen daher allerlei Veränderungen vor, welche freilich mehr als einen Anhänger des Sinekurismus hart genug streiften. Die Nation war jedoch dankbar für solche werkthätige Zeichen größerer Oekonomie. Der Handel beschäftigte die Regierung während 1824 in besonderem Grade; während einerseits für Ausrottung der letzten Spuren des Handels mit schwarzen Menschen mit England eine Uebereinkunft geschlossen ward, traten anderseits Ausschüsse von achtbaren Männern beider skandinavischen Reiche zu genauer Berathung der gegenseitigen Handelsinteressen in Thätigkeit. Die Augen der Schweden waren vorzugsweise nach den neuen Freistaaten in Süd-Amerika

gerichtet; dort erschlossen sich dem spekulirenden Geiste neue Quellen des Erwerbes und Reichthums. Doch erkannte man gerade beim Beginne solcher Handelsunternehmungen den betrübten Zustand der Nationalmarine und dachte ernsthaft an Radikalreformen darin. Der alte Uebelstand einer lächerlichen Unterscheidung zwischen der großen und der sogenannten Scheerenflotte hörte auf. Nach diesem nahm man mit verdoppeltem Eifer die schon früher angefangenen Kanalbauten wieder auf. Unter denselben fesselte der gothländische, dazu bestimmt, die Nordsee mit dem baltischen Meere zu verbinden, die meiste Aufmerksamkeit.

Des Königes hohen Sinn und Humanität beurkundeten schwere Unglücksfälle, in denen er nach Kräften zu retten, zu helfen, zu lindern bemüht war, den Schweden auf's neue durch glänzende Proben, und vermehrten, wenn es möglich gewesen, seine Volksthümlichkeit. Als ein Versuch, Gleiches in Norwegen zu erwirken, wurde die Ernennung des Kronprinzen Oskar zum Vicekönige dieses Reiches betrachtet; die Normänner waren nicht gefühllos gegen solches Zeichen königlicher Achtung ihrer Nationalität; doch verschwanden deßhalb nicht alle Spuren der Entzweiung und dieselbe erneuerte und verstärkte sich während der Sitzungen des Storthings, da das absolute Veto, worauf Karl Johann besonderen Werth legte, die Zustimmung der Mehrheit nicht erhalten konnte; vielmehr wurde dasselbe, so wie alle übrigen Anträge der Regierung, welche Abänderungen in der Landesverfassung bezweckt hatten, geradezu verworfen. Doch mußte man sich's eingestehen, daß die Mehrheit dem Grundsatze, wornach dieß geschehen, getreu blieb und auch die Ansinnen überspannter Patrioten, welche das demokratische Element, auf Kosten der vollziehenden Gewalt, auszudehnen geneigt war, von sich wies. Sie begehrte

die ganze Verfassung, aber nichts als die Verfassung. Der König nahm die Verwerfung seiner Gesetzentwürfe nicht ohne tiefe Empfindlichkeit auf; er suchte, an das Urtheil der öffentlichen Meinung appellirend, die Beschlüsse des Storthings durch scharfsinnige Entwicklung der Gründe, welche ihn bei seinen Anträgen geleitet, zu entkräften, und als geübter Taktiker, die Repräsentanten selbst in ein schiefe Stellung, gegenüber der Nation, zu versetzen, dadurch, daß er ihr andere Neigungen und Wünsche, als die vom Storthing ausgedrückten, unterschob; allein die Sache war in der Hauptsache nicht mehr zu ändern, und der junge Vicekönig schloß die Sitzung 1824, am 9. August, mit einer Rede, welche das Bedauern seines Vaters über den erfahrenen Widerspruch auf zarte Weise in die Beruhigung verschleierte, daß nicht Oppositionsgeist, sondern übertriebene Besorgniß vor allzufrühen Aenderungen im Grundgesetze denselben herbeigeführt.

Bald darauf ward der Kronprinz nach Stockholm zurückberufen und durch den alten Reichsverweser, den Grafen von Sandels, wieder ersetzt. Die Norweger verstanden das Gefühl, in welchem diese Maaßregel erlassen worden; aber sie ließen gleichwohl sich nicht abhalten, durch glänzende Ovationen und Bankette, die sie den heimgekehrten Repräsentanten veranstalteten, deutlich auszusprechen, daß diese im Sinne der Nation sich bewegt und den Dank derselben anzusprechen hätten. Die Staatsmaschine ging inzwischen ihren geregelten Gang, da beide Theile, trotz des verdrießlichen Verhältnisses, mit lobenswerther Mäßigung sich gegeneinander benahmen.

Ein ruhmvoller Fortschritt in den Anstrengungen für geistige Kultur, war die im Julius des nämlichen Jahres noch vollzogene Gründung und großartige Ausstattung der Universität Christiania; ein Schullehrerseminar für Nordland und

Finnmarken folgte. Immer mehr stieg in Norwegen das Ansehen des kühnen Patrioten Anders Danielsen, eines Landmannes von klarem Naturverstand, scharfer Denkkraft und strengen Begriffen über Volk, Volksrechte und Volksbedürfnisse, in Charakter und Lebensweise einfach und ehrenwerth, durch eine die Gemüther der Menge beherrschende und selbst auf die Ueberzeugung der Gebildeteren oft einwirkende, populäre Beredsamkeit und Dialektik furchtbar.

Auch in diesem Lande suchte man während des Jahres 1825 die Finanzen besser zu ordnen und eine neue Anleihe zu 4procentigen Zinsen und in 15½ Jahren rückzahlbar, unterhandelt mit dem Hause Hambro in Kopenhagen, sollte von der älteren 5procentigen bei Gebrüder Beneke und zugleich von dem Uebelstande befreien, welcher mit Verpfändung der Zoll-Intraden und Privat-Pfandverschreibungen verknüpft gewesen war. Eine Nahrungs- und Vermögenssteuer wurde zu Bestreitung der Bankbedürfnisse ausgeschrieben.

Die persönliche Anwesenheit des Königes und seiner Gemahlin mit glänzendem Gefolge in Norwegen imponirte zwar den schlichten Bewohnern nicht in dem Grade, wie man vermuthet hatte, aber sie erregte doch theilweis eine freundlichere Stimmung; auch überzeugte sich der mit eigenen Augen prüfende Monarch, daß eine größere Ausdehnung der Regierungs-Vollmachten in nationalem Sinne wohl an der Zeit seyn dürfte, und es ergingen deßhalb nach der Rückkehr im November von Stockholm aus die geeigneten Kabinettsverordnungen.

In der Politik Karl Johanns nahm man besondere Sorgfalt wahr, Englands Freundschaft sich zu erwerben; verschiedene Handels-Maaßregeln leitete man gerade von dieser Quelle her. Der Handel selbst, im Allgemeinen betrachtet,

litt an denselben Zuckungen, welche mehr als einen Staat während 1825 und 1826 befielen und die zahlreich ausgebrochenen Bankerotte hatten nicht stets eine heimathliche Veranlassung, sondern hingen mit den schweren Unglücksfällen anderwärts zusammen. Große Seuchen verheerten, trotz angestrengter Vorsichtsmaaßregeln, das Königreich Schweden in verschiedenen Richtungen. Eine noch schlimmere war das zunehmende Sittenverderbniß, besonders was die Laster der Säuferei und der Liederlichkeit betraf.

Karl Johann war gegen Ende des Jahres 1825 im Stande, dem Reichsrath die endliche Liquidation der Geldforderungen des vertriebenen Königshauses Wasa anzeigen zu können. Man erlebte im Verlaufe desselben auch das seltsame Schauspiel, daß Gustav Adolf Gustavson, dieser König Lear der Legitimität, welchen die Monarchen Europa's wie einen Aechter von Stadt zu Stadt und von Land zu Land herumirren ließen, in einer Anwandlung ritterlichen Gefühls mit dem Grafen Segur dem Jüngeren, dem Curtius des französischen Feldzugs in Rußland, eine Lanze zu brechen unternahm, zur Vertheidigung der politischen und kriegerischen Ehre desselben Feldherrn, welcher auf seinem und seiner Väter Thron, (seiner Ueberzeugung nach, als Usurpator, wenn auch ohne persönliche Zuthat,) saß.

Die Opposition in Schweden, wie die in Norwegen, faßte während des Jahres 1826 noch festeren Fuß als bisher und zwar nicht blos in den Reihen eines einzigen Standes und die Behauptung des Argus III., daß es gar keine Opposition in Schweden gebe, erregte im In- und Auslande nicht geringes Erstaunen. Die Regierung, trotz ihrer sonstigen liberalen Richtung, bewachte die Presse und das Briefgeheimniß mit mehr als ängstlicher Sorgfalt, sobald es um Artikel über die

Landesangelegenheiten sich handelte. Besonders schien sie die Urtheile auswärtiger Publizistik sehr zu fürchten. Es fehlte daher weder an Veranzeigungen noch an Verdächtigungen mancherlei Art. Man verfolgte jede Spur von Komplotten zu Gunsten der ehemaligen Dynastie und die Schritte des Prinzen Gustav, dessen Anwesenheit zu Wien und dessen österreichisches Dienstverhältniß Bernadotte mehr als eine schlaflose Nacht verursachte, wurden genau beobachtet. Der Wienerhof hatte seine Gründe, letztgenannten Königssohn fortwährend mit Achtung zu behandeln, ohngeachtet nichts geschah, was Stoff zu förmlichen Beschwerden hätte darreichen mögen. Die Schweden warfen ihrer Regierung ein in ihrem Lande ungewöhnliches Gunstsystem bei Vornahme von Beförderungen oder Anstellungen, besonders im Militärwesen, vor. Doch beobachtete man in den Aeußerungen darüber einen Schein des Anstandes und der Ausdruck der öffentlichen Meinung war hier ein ziemlich schüchterner; weniger war dieß der Fall bei den Norwegern, welche über das Gleiche klagen zu müssen glaubten; denn die Presse, durch die Verfassung geschützt, bewegte sich bei ihnen freier, wie es denn auch schon der ungestümere Nationalcharakter mit sich brachte. Es war natürlich, daß die nicht einheimische Dynastie durch zahlreiche und unbedingt ergebene Anhänger sich zu stützen trachtete.

Das Mißvergnügen in einzelnen Distrikten Norwegens über die Verwaltung und den Geist der Beamten steigerte sich bis zu Akten des Aufstandes unter dem Landvolke; doch wurden dergleichen Scenen mit Waffengewalt leicht wieder unterdrückt und die Mehrzahl sprach über die resultatlose Vermessenheit, wie zu erwarten war, ihr „Schuldig!“ aus. Unglücksfälle verschiedener Art, besonders aber Feuersbrünste, Dürre, Hungersnoth und Wolfsraub ängstigten einzelne Provinzen Schwe-

dens längere Zeit hindurch und lenkten die öffentliche Aufmerksamkeit von der Politik ab auf die Selbsterhaltung. Der Geist der Verwaltung blieb derselbe. Um Schifffahrt und Handel, Finanzen und Unterricht drehte sich vorzugsweise das Ganze. Die Geburt eines Prinzen (3. Mai 1826) verbürgte Bernadotte die Fortdauer seiner Dynastie. Als die vom Verhängniß schwer heim gesuchte, durch Tugenden und Charakterstärke ausgezeichnete Königin Friedrike, die Gemahlin Gustav Adolfs IV., im Oktober desselben Jahres an den Ufern des Lemanersees starb, legte der Hof zu Stockholm Trauer an, als für „eine Verwandte des Kronprinzen."

Die Skrupel wegen mangelnder Legitimitäts-Basen schienen eine wesentliche Erleichterung durch die Annahme der Pathenschaft von Seite des Kaisers und der Kaiserin von Oesterreich für den neugebornen Herzog von Upland erhalten zu haben; gleichwohl gab es Leute genug, welche von Zeit zu Zeit das Gemüth des sonst so klaren, festgesinnten und entschlossenen Monarchen mit Besorgnissen über Umtriebe, die im Finstern schlichen, und ihre Anlehnpunkte zu St. Petersburg, Wien, Frankfurt und Karlsruhe, so wie zu Stockholm selbst fänden, erfüllten. Der norwegische Storthing blieb fortwährend das Haupthinderniß jeder größeren Kraftentwicklung Bernadotte's. Die Verwaltungsweise des Grafen Sandels wurde in den schwärzesten Farben durch mündliche Ueberlieferungen, wie durch die Organe einer übermüthig-freien Presse und in boshaften Vergleichungen mit früheren, als bei weitem die schlechteste und unpopulärste hingestellt. Viele teutsche und französische Publizisten und ein großer Theil ihrer Anhänger, welche das leichtbewegliche und ewig schillernde Lügenwerk der politischen Tagblätterfabriken für die inkarnirte Wahrheit über die

Zustände jedes europäischen Landes zu betrachten gewöhnt waren, plauderten die in guter Absicht von einer allzu ungestümen Demokratie in Norwegen, sowie von einer gewissen Adelspartei in Schweden gefärbten und übertriebenen, in manch' einzelnen Punkten freilich nicht ungegründeten Berichte von Einmischungen der Regierung in die Volksrechte nach, jedoch auf eine Weise, daß die völlige Unkunde jener Verhältnisse im Zusammenhang deutlich genug sich kund gab. In den Norwegern herrschte ein sehr beschränkter Begriff von ihrer eigentlichen Bedeutsamkeit, und in Bezug auf ihr Verhältniß zu Schweden erkannten sie nicht, wie ohne innige Vereinigung der beiden skandinavischen Schwesterreiche keines von beiden etwas vor Europa vorstelle. Sie glichen hierin ziemlich den mißvergnügten Belgiern, in ihrem Verbande mit den Holländern. Ohne Neigung, gegenseitig sich Opfer zu bringen, ließen sie sich daher von einer gewissen Naturkraft zur Opposition gegen einen tapfern, loyalen und weisen Monarchen auf den Rath ihrer feurigen Volkswortführer verleiten, ohne zu bedenken, daß sie seit Jahrhunderten vielleicht nie einen *besseren* Herrscher gehabt. Ihre Sehnsucht schwelgte (freilich mit einigem Grunde) in den Erinnerungen an eine Dynastie, welche zu den Wohlthaten der Freiheit, wie zu den kraftvollen Anstrengungen unbeschränkten Herrscherthums (mit alleiniger Ausnahme der Periode Frederiks V. und Bernstorffs) gleich unfähig, jedoch stets mild und väterlich sich erwiesen. Diese Neutralität hatte unter Karl Johann Bernadotte aufgehört. Norwegen fühlte wieder, daß es einen König habe.

Karl Johann drang auf dem neuen Storthing von Norwegen im Februar 1827, den er in Person zu Christiania eröffnet, nicht ferner auf unmittelbare Erörterung der Anträge,

welche die Verfassungsreformen beabsichtigten, sondern er gab zu verstehen, daß er die geläuterte öffentliche Meinung selbst über deren Güte und Wichtigkeit sich aussprechen lassen wolle. Nichts desto weniger verwarfen die Repräsentanten ein von der Regierung vorgelegtes Finanzgesetz über eine Summe, die zu Bestreitung dringlicher Staatsausgaben unumgänglich nothwendig schien. Als Gründe dieses Beschlusses bezeichnete die Deputation, welche ihn dem Könige zu übermachen kam, den elenden Zustand aller Gewerbszweige, den vorjährigen Mißwachs, den verminderten Kredit im Auslande, und die bei der Nation sehr geschwächte Kraft zum Tragen der Staatslasten. Der König äußerte große Empfindlichkeit über dieses Benehmen des Storthings, stellte die Wahrscheinlichkeit seiner Behauptungen, die er mit den trostreichen Berichten der Verwaltung vom verflossenen Jahre über den Zustand des Landes vergleichen hieß, in Zweifel, und erklärte zuletzt: wenn er auch geneigt sey, in Allem, was mit Gerechtigkeit, Klugheit und Würde der Nation übereinstimme, den Wünschen des Storthings entgegen zu kommen, so werde er dennoch anderseits niemals Anstand nehmen, diese Versammlung über das, was wider den Vortheil der Nation und das allgemeine Wohl streiten dürfte, aufzuklären.

Diese Bemerkungen verbesserten das Verhältniß zwischen dem Staatsoberhaupte und der Volksvertretung nicht; fast alles Fernere erlitt gleichen Widerspruch an dem beharrlichen Eigensinn des Storthings, und der Stolz des Fürsten, wie das Herz des Vaters wurden gleich sehr durch die ungefällige Art verwundet, womit man selbst die Verwilligung einer Apanage für den Herzog von Schoonen ablehnte. Die Gehalte der Minister und des Reichsstatthalters erlitten beträchtliche Verminderungen. Der Widerwille gegen den Grafen

Sandels brach bei jeder Gelegenheit hervor und offenbar schadete sich Bernadotte viel durch die Beibehaltung eines so überaus (gleichviel ob mit Recht oder Unrecht) unvolksthümlichen Mannes auf einem Posten, der nicht nur Ernst, Beharrlichkeit und Energie, sondern auch Mäßigung, Umsicht und öffentliches Vertrauen erforderte. Die, wider den Willen und Ermahnungen des Statthalters, mit absichtlicher Uebertreibung im Enthusiasmus auf Eidsvold abgehaltene Feier des Tages, an welchem das Grundgesetz unterzeichnet worden, war ein Ereigniß, welches die Stimmung der Gemüther deutlicher als irgend ein anderes beurkundete. Als im Schauspielhaus ein Prolog die Glückseligkeit der Vereinigung Norwegens mit Schweden pries, ertönte gellendes Gepfeife; die darüber angestellte Untersuchung führte zu geringen Resultaten. Bald nach diesen Vorfällen nahm Graf Sandels, dem Volkshasse weichend und von langjährigen Dienstanstrengungen abgemüdet, seine Entlassung. Die ehrenvolle und schmeichelhafte Form, in welche man dieselbe zu Stockholm einkleidete, erregte bei den Norwegern nur eine neue Bitterkeit, welche der Hof hätte vermeiden können; aber die Persönlichkeit siegte dießmal über die Rücksichten. Die Gelegenheit einer Aussöhnung durch Uebertragung der Reichsstatthalterstelle an einen Eingebornen, wurde aus demselben Grunde nicht benutzt; abermal erschien ein Schwede, Admiral Graf Platen, in Christiania, ein Mann von tiefen Einsichten, von einfachen Sitten und so unbescholtenem, als festem Charakter. Nicht ohne Sträuben fügte er sich dem königlichen Willen. Aber die norwegische Nation sah mehr auf die ungerechte Parteilichkeit und die verletzte Nationalität, als auf die Eigenschaften und Tugenden des neuen Reichsverwesers. Sie machte auf dem Storthing sich Luft, durch die

schimpfliche Anklage eines hohen Staatsbeamten, des Ritters Collet, welcher im Finanz-Departement mehrere Handlungen im Widerspruche mit der Verfassung vorgenommen hatte. Zwar sprach das Reichsgericht für dießmal ihn frei und ließ die Prozeßkosten aus der Staatskasse bezahlen; aber der Handel hatte die allgemeinste Aufregung herbeigeführt und sie verminderte sich nicht, als der König, gleich als wären seine Prärogativen bei diesem Anlasse verletzt worden, die Sache Collets zur seinigen machte und seine Meinung als im vollkommensten Streite mit den Motiven der Anklage, wie des Erkenntnisses hinstellte, ja als er geradezu erklärte: zum allgemeinen Besten des Reiches im bisherigen Systeme auch ferner fortfahren und, wenn die Noth es erfordern würde, die Rechte auszuüben, welche die Konstitution ihm beilege.

Die Regierung hatte während des folgenden Jahres (1828) eine Reihe von Kämpfen mit dem Journalismus zu bestehen, dessen Kühnheit immer mehr stieg, je schärfer die Beeinträchtigung der Preßfreiheit geworden war*). Die Opposition fand die wunden Stellen im Staatskörper und die schreckhaften Seiten der Dynastie und ihres Ministeriums nur zu sehr heraus und hatte an den norwegischen Brüdern einen furchtbaren Stützpunkt, wenn gleich hier andere Gründe des Mißvergnügens vorherrschten. Im November trat der Reichsrath wieder zusammen; es gebrach an stürmischen Scenen nicht und besonders zeichneten sich die Ritter durch ungemessen kecke Sprache gegen die Regierung aus. Man warf ihr Ueberschreitung ihrer Befugnisse, dem Könige selbst die förmliche Absicht vor, seine Gewalt auf Unkosten der Nation ausdehnen zu wollen.

*) Eine Hauptrolle spielte dabei der Nya Argus.

Die neue Ritterhaus-Ordnung schien den edlen Herren ein schlagender Beweis hiefür. Der Bürgerstand wurde ebenfalls unruhig gemacht und er verwarf, da man ihn tüchtig von gewissen Seiten her bearbeitet hatte, den von einigen Städten bereits angenommenen Reichstagsmann, als einen solchen, der unter dem Einflusse inkonstitutionneller Einflüsterungen stehe, der Bauernstand, gegen den der König immer große Neigung bezeigt, hielt sich ruhig bis zu vollständiger Organisirung der Ausschüsse. Der Streit über die Oeffentlichkeit ward im folgenden Jahre die wichtigste Erscheinung im Staatsleben Schwedens.

Der Streit der Meinungen, welcher Norwegen und Schweden bewegte, faßte in Dänemark noch immer keinen Fuß, ohngeachtet es keineswegs an Personen fehlte, welche den gegenwärtigen Zustand als nicht im Einklang mit den Forderungen des Jahrhunderts betrachteten. König Frederik VI. fuhr nach gewohnter Weise fort, den „milden und aufgeklärten Despotismus" auf dieses Königreich und dessen Kolonieen in Teutschland, auszuüben. Arm an größeren Ereignissen, bietet die Periode von 1823 — 1830 hier gleichwohl manches Erfreuliche und Gedeihliche, was die Wirksamkeit nach Innen betrifft und der Staat wurde nach einem ziemlich vernünftigen Systeme für das künftige konstitutionnelle Leben erzogen.

Der Tod des Ministers Niels Rosenkrantz veranlaßte (1824) mehrere Veränderungen in den höchsten Staatsstellen; die Grafen von Blane und Moltke, und die Herren Sehestedt und Mallling traten als Staatsminister, ersterer für das Auswärtige, in das Konseil. Die dänische Regierung quälte sich nicht minder, als viele andere,

mit den finanziellen Verwicklungen und erhielt im Jahre 1825 einige Erleichterung, mittelst einer vortheilhafteren Anleihe, durch die man sich in den Stand gesetzt sah, sowohl die bei Haldemann und Söhnen in London (1821) kontrahirte, als die für Rechnung der königlichen Finanzen (1819) zu Hamburg eröffnete Bananleihe, aufzukündigen.

Die Regierung wirkte mit redlichem Eifer für Emporbringung des Handels und der Industrie, wie bisher*); eben so für Verbesserung der Rechtspflege und für Ausrottung anerkannter Krebsschäden in der Administration. Die zeitweisen Reisen des Monarchen übten darauf einen wohlthätigen Einfluß. Das meiste Lob verdient wohl, was für Verbreitung und Vervollständigung des öffentlichen Unterrichtes um diese Zeit geschehen. Hierin könnte Dänemark mit den ersten Staaten auf der statistischen Tabelle der moralischen Kräfte die Vergleichung kühn aushalten. Besonders war es die Lancaster'sche Methode, welche sich der tüchtigsten Unterstützung und Aufmunterung von oben erfreute. Auch für Kunst, Literatur und Wissenschaft leuchtete diese freundliche Sonne. Eine Reihe von hochgestellten, gelehrten und geistvollen Männern ließ sich's angelegen seyn, die Geschichtbücher und Chroniken, Sagen und Heldenlieder der Vorzeit dem bisherigen Dunkel oder der Vergessenheit zu entreißen und zum Gemeingute nicht nur von Dänemark, sondern der ganzen gebildeten Welt zu machen**). Mit Würde und Begeisterung ward

*) Die (1825) gestiftete ostseeische Handelskompagnie muß hier besonders erwähnt werden.

**) Abramson, Finn-Magnussen, Rask, Rafn, Münter ꝛc. sind hierin hochgefeierte Namen. Das Nähere in unserer Literatur-Geschichte der Restauration.

die tausendjährige Jubelfeier der Einführung des Christenthums im Lande, durch König Harald Schönhaar (1826), begangen. Die Verfassungsarbeit ruhete, wie anderwärts, mehrfach; aber die Geister fuhren fort, durch die Erfahrungen der bereits im Besitze des ersehnten Kleinodes befindlichen Völker sich aufzuklären, und an den Mißgriffen, welche von den Freunden, wie von den Feinden des Repräsentativsystems begangen wurden, sich zu spiegeln.

Inhalt des sechsten Bandes,

erste Abtheilung.

Viertes Buch.

Seite

Erstes Kapitel.

Frankreich unter dem Ministerium Villèle nach beendigtem spanischem Feldzug. — Auflösung der Kammer und allgemeine Wahlen. — Die Kammer von 1824 und die Septennalität. — Die Rentenverwandlung. — Chateaubriands Austritt aus dem Ministerium. — Kampf der Contreopposition mit demselben. — Steigende Herrschaft der Kongregation. 7

Seite

Zweites Kapitel.

Tod Ludwigs XVIII. und Thronbesteigung Karls X. — Aufhebung der Censur. — Die Emigranten-Entschädigung. — Das Sakrilegiums-Gesetz 37

Drittes Kapitel.

Frankreichs auswärtige Politik. — Die Emanzipation Hayti's. — Das Erbschaftsgesetz. — Reaktion des öffentlichen Geistes. — Der Philhellenismus. — Der Jesuitismus. . 54

Viertes Kapitel.

Das Preßgesetz Peyronnet. — Die Auflösung der Nationalgarde. — Die Gesellschaft aide toi, le ciel t'aidera. — Die Auflösung der Septennalkammer und der Pairsschule der Sechsundsiebenzig. — Wahlniederlage und Sturz des Ministeriums Villèle. 73

Fünftes Kapitel.

Das Ministerium Martignac. — Anklage des deplorablen Systems. — Die Juliusordonnanzen wider die Jesuiten und Korporationen. — Reformen in der Gesetzgebung und Administration. — Reise Karls X. nach dem Elsaß. — Auswärtige Politik. — Das Kommunal- und Departementalgesetz. — Niederlage und Auflösung des Ministeriums. 84

Sechstes Kapitel.

Spanien nach dem Sturze der Cortes. — Der Hof. — Die Camarilla. — Das Ministerium. — Die apostolische

Seite

Junta und der Carlismus. — Die Reaktion und die Verschwörung. — Der französische Einfluß. — Entlassung des Ministeriums Ofalia. 113

Siebentes Kapitel.

Das Ministerium Zea. — Befestigung des Despotismus und Ausbreitung des Karlismus in den Provinzen. — Aufstände u. s. w. 125

Achtes Kapitel.

Das Ministerium Infantada. — Fortdauer der apostolisch-karlistischen Umtriebe. — Finanzielle und administrative Experimente. — Die Agraviados und ihr Aufstand in Catalonien. — Stellung Spaniens zu Portugal. — Abzug der französischen Occupationstruppen. . . . 140

Neuntes Kapitel.

Portugal. — Die Parteien nach der Restauration. — Das Ministerium Palmella-Subserra. — Don Miguels Attentat. — Konstitutionelle Konzessionen. — Tod Don João's VI. 152

Zehntes Kapitel.

Die Regentschaft Donna Isabella's. — Dom Pedro's Thronverzichtung und Königthum Donna Maria's II. — Die Carta de Lei. — Der englische Einfluß. — Die Königin Donna Carlotta und die Miguelisten. Aufstand des Marquis de Chaves. — Der Casus foederis und die Intervention Englands. — Die Ernennung D. Miguels zum Reichsverweser und dessen Ankunft in Portugal. . 168

Seite

Eilftes Kapitel.

Die Usurpation D. Miguels. — Niederlage des konstitutionellen Systems und Unterdrückung der pedristischen Partei. — Die Schreckensherrschaft. 186

Zwölftes Kapitel.

England. — Politik des Ministeriums Canning. — Die südamerikanische Frage und Anerkennung der neuen Freistaaten. — Administrationsmaaßregel. 203

Dreizehntes Kapitel.

Die griechische Frage und Cannings Wirksamkeit darin. — Sendung des Herzogs von Wellington nach St. Petersburg und Cannings Reise nach Paris im Jahre 1826. — Die portugiesischen Angelegenheiten. 223

Vierzehntes Kapitel.

Die großen Fragen im Innern Großbritanniens. — Die Emanzipation der Katholiken. — Die Getreidegesetze. — Die Parlamentsreform u. s. w. — Canning als Premierminister. — Der Vertrag vom 6. Juli. — Fortsetzung der Administrationsreformen. — Ankampf des Torysmus. — Tod Cannings. 241

Fünfzehntes Kapitel.

Das Ministerium Goderich. — Das verdrießliche Ereigniß. — Das Kabinet Wellington. — Die Abschaffung der Test-

Seite

akten. — Die Emanzipation der Katholiken. — Politik des Torysmus gegenüber der portugiesischen Usurpation. 256

Sechszehntes Kapitel.

Rußland und Polen in den letzten Zeiten Alexanders I. — Innere Wirksamkeit und auswärtige Politik. — Des Kaisers Tod. — Das Interim. — Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus I. — Pawlowitsch. — Der 26. Dezember 1826. — Die Verschwörung und ihr Ausgang. 283

Siebenzehntes Kapitel.

Die Anfänge der Regierung Nikolai's I. — Bestrafung der Hochverräther. — Die Kaiserkrönung. — Der Krieg mit den Persern. — Innere Reformen und Geist der neuen Regierung. 307

Achtzehntes Kapitel.

Die Anstrengungen, Schicksale und Zwiste der Griechen in dem Jahre 1823 und 1824 bis zur Besiegung der Militärpartei in Morea. 329

Neunzehntes Kapitel.

Ibrahim und Redschid Pascha wider die Griechen in den Jahren 1825 und 1826. — Die Katastrophe des Peloponnes. — Messalonghi's Untergang. 346

Seite

Zwanzigstes Kapitel.

Die ferneren Ereignisse in Griechenland bis zur Schlacht bei Navarin. — Gouras und Karaiskakis. — Die fremden Parteien u. s. w. 361

Einundzwanzigstes Kapitel.

Lage Mahmud's II. im Innern seines Reiches. — Reformen und Revolutionen zu Konstantinopel. — Geschichte der diplomatischen Verhandlungen über die griechische Frage. — Das Protokoll vom 4. April. — Die Konvention von Akjerman. — Der Londoner Vertrag. . . . 375

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Schlacht bei Navarin und die Ereignisse nach derselben bis zur Kriegserklärung Rußlands an die Pforte. . 394

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Feldzug Rußlands wider die ottomanische Pforte in Europa und Asien während der Jahre 1828 und 1829. Erste Abtheilung: Von dem Uebergang über den Pruth bis zum Uebergang über den Balkan. 412

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Zweite Abtheilung: Von dem Uebergang über den Balkan bis zum Adrianopler Frieden. 433

Seite

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Rückblick auf den Stand der Dinge in Griechenland. — Die Seeräuberei und der Kampf wider dieselbe. — Wahl und Ankunft des Präsidenten Capo d'Istrias. . . 458

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Kämpfe des konstitutionellen Lebens in Schweden und Norwegen seit dem Veroneser-Kongresse. — Blick auf Dänemark. 465

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Widener Library
3 2044 098 619 752